Ea. XXIII. 27.

(Gek. v. Hohbach. März 1848.)

Bg pr.
136.
2
ges. Museum
24 c.

Zwölfte u. dreizehnte Lieferung. **Preis 7½ Ngr.**

Geschichte

Ludwig Philipps I.

Königs der Franzosen.

Von

A. BOUDIN.

Aus dem Französischen übersetzt

von

Dr. A. Diezmann.

Zweiter Band.

Leipzig,

Druck und Verlag von B. G. Teubner.

1847.

Erstes Kapitel.

Allgemeine Lage Europas im Jahre 1830. — Vergleich zwischen der Revolution von 1789 und jener von 1830. — Verhalten Ludwig Philipps. — Organisation des Cabinets. — Popularität des Königs. — Proclamation. — Deputationen der Provinzen. — Schöne Worte Ludwig Philipps. — Musterung vom 29. Aug. — Schreiben Ludwig Philipps an Lafayette. — Testament zu Gunsten des Herzogs von Aumale. — Geschichte des Todes des Herzogs von Condé.

Der schreckliche Donner der Juli-Revolution hallte durch alle Länder Europas, die Völker erbebten von Freude und Hoffnung und die Könige fühlten einen Augenblick den Boden unter ihren Füßen wanken. Die fremden Mächte hatten die Regierung Karls X. nicht zu loben und bei dem Eintritte des Ministeriums Polignac waren sie zu dem Grade des Widerwillens gegen den ältern Zweig der Bourbons gelangt, daß sie die Nähe des Sturzes desselben mit dem Vorsatze betrachteten, gleichgiltig dabei zu bleiben. Die Ereignisse übertrafen indeß ihre Erwartungen. Die Katastrophe erfolgte so rasch und war so vollständig, die Volkssouverainetät stellte sich so keck an die Stelle des Legitimitätsprincips, daß die despotischen Monarchien das Ansteckende des Beispiels zu fürchten hatten. Ein Bedauern für den gefallenen König indeß fühlten sie nicht. Es war ihm sein Recht geschehen. Ihre Gedanken gingen nur dahin, auf der Hut gegen den Geist der Propaganda zu sein, die unvermeidliche Folge des Sieges der drei Tage.

England erfuhr zuerst den Sturz Karls X. und die Nachricht erregte dort ebenso große Begeisterung als Ueberraschung. Seit dem Feldzuge von 1823 in Spanien hatte das Cabinet von St. James gegen die Bourbons gegrollt und bald verletzten die Eroberung Algiers, wie das Hinneigen Frankreichs zu Rußland tief den brittischen Stolz. Das waren denn zwei mächtige Gründe, warum das in seinem Hasse unversöhnliche England sich über den Sturz Karls X. freuete und der Thronbesteigung eines Fürsten, der ihm zugeneigt war, wie eine Hoffnung begrüßte. Die Whigs besonders, welche durch Uebereinstimmung in den politischen Grundsätzen mit dem französischen Liberalismus verbunden waren, gaben ihre Freude in geräuschvollen Aeußerungen und in warmen Worten der Bewunderung zu erkennen, denn die Julirevolution mußte auch den Erfolg der Reformsache fördern. Uebrigens waren diese Aeußerungen der freudigen Theilnahme der Engländer für Frankreich ganz natürlich, da ihre Nationalität in keiner Weise gefährdet wurde. Der Aufstand eines Volkes zur Aufrechterhaltung einer Constitution, die man von ihnen entlehnt hatte, mußte ihrer Eitelkeit schmeicheln, weil es ja ein Zeugniß für die Vortrefflichkeit ihres Regierungssystemes war. Man kann sich also kaum eine Vorstellung von der Freude machen, mit welcher sie die Schilderung der zauberhaften Ereignisse der großen Woche aufnahmen. Man feierte in London den Heldenmuth der Pariser; man eröffnete Subscriptionen für die Verwundeten und aus Irland, Schottland und England erschienen Deputationen. Es war dies eine Aeußerung eines edeln Gefühls ohne alle Selbst-

sucht, das rein aus dem Herzen kam, in das Gott jene Bruder=liebe gelegt hat, welche das gemeinsame und unzerreißliche Band der Völker ist*). Aber über den individuellen Gesin=nungen der Nation wachte thätig der politische Gedanke der Regierenden. Das englische Ministerium, das aus allen Nuancen

---

*) Die Arbeiter von Manchester an die tapfern und intelligenten Bürger von Paris, welche so rasch und glücklich an dem 27., 28. und 29. Juli 1830 ge=kämpft haben.

„Wir, die Unterzeichneten, Arbeiter im Dienste des Herrn Hein=„rich Gore, bringen Euch die herzlichsten Glückwünsche über die „ruhmvollen Ereignisse von Paris dar, und bitten Euch, die dankbare „Huldigung von Männern anzunehmen, welche Euer Beispiel für „ehrenwerth für die Menschheit halten. Empfangt das so wohlver=„diente Lob für die Großherzigkeit, welche einen ruhmvollen Tod „einem schmachvollen Leben vorzog. Alle Männer aller Völker haben „eine unermeßliche Schuld an Euch. Ihr habt den Despotismus „erschüttert, indem Ihr bewieset, daß die aufgeklärten Freunde der „Freiheit kein nutzloses Blut vergießen wollen. Das neugeborene „Frankreich hat die Flecken abgewaschen, mit denen die Unwissenheit „die Fahne der Freiheit beschmuzte. Die Erfahrung führte das „Schwert, das der Heldenmuth aus der Scheide zog; die Men=„schenrechte setzen die Despoten in Schrecken und geben den Unter=„thanen derselben neue Hoffnung. Pariser! Euere aufopfernde „Tapferkeit verlangt eine unbegrenzte Bewunderung. Euere Mäßi=„gung, Euere Klugheit sind über jedes Lob erhaben; die erstere fließt „aus jenem Heldenmuthe, welcher zweimal die Freiheit Eueres Vater=„landes wollte und zweimal sie geben konnte; die letztere ist das hei=„lige Zeugniß von jener Geisteshelle, welche die sicherste Bürgschaft „der Freiheit ist.“

der Tory-Partei bestand, erkannte auf den ersten Blick die unermeßlichen Folgen der Julirevolution und hütete sich wohl, der öffentlichen Meinung entgegenzutreten. Der Herzog von Wellington erklärte sogar, „daß England durchaus nicht die Absicht habe, den ältern Zweig der Bourbons aufrecht zu halten, welcher durch seine Unklugheit bei einem schrecklichen Versuche die Krone verspielt habe; Großbritanien würde für die Restauration weder einen Thaler noch einen Soldaten opfern und überlasse dem französischen Volke, nach der seltsamen Verletzung der Gesetze durch die Regierung, die Sorge in aller Unbeschränktheit sich zu organisiren". Diese Worte waren bedeutungsvoll genug und sie wurden durch den Grafen Aberdeen bestätiget, als er in seiner Instruction an Lord Stuart de Rothsay schrieb, „er habe die natürliche Entwickelung der Ereignisse in Paris abzuwarten und durch seine stillschweigende Zustimmung eine Meinungsbewegung oder jede Personencombination zu unterstützen, welche den Zweck habe, die Existenz der Verträge aufrecht zu erhalten und den Zustand des Friedens und der Ordnung in Europa zu befestigen." Man sieht daraus, daß die Tories, ohne sich so offen wie die Whigs zu Gunsten des Herzogs von Orleans auszusprechen, die Erhebung desselben für die einzig mögliche Entwickelung des Revolutionsdrama anzusehen schienen und nicht zögerten, ihm ihre Unterstützung zu versprechen, um die Republik und das Kaisersystem zu beseitigen. Uebrigens bot das englische Cabinet seinen Beistand nicht ohne Bedingungen an und vergaß unter anderm nicht, seinem Gesandten die algiersche Frage zu empfehlen.

„Die neue Regierung", schrieb Lord Aberdeen, „wird ehrlich und redlich genug sein, um das Gehässige einer Eroberung nicht auf sich zu nehmen, welche den europäischen status quo und das Gleichgewicht der Stärke in dem Mittelmeere stören würde. Wäre es nicht das beste Mittel, um sich von England in aufrichtiger und freundschaftlicher Weise anerkannt zu sehen, eine sehr gemäßigte Gesinnung zu zeigen? Und das Aufgeben Algiers würde ein Beweis davon sein." Die Theilnahme des Cabinets von St. James war deshalb nicht ohne Eigennutz, sondern aus der Hoffnung hervorgegangen, durch die Aenderung der Dynastie in Frankreich die Verwirklichung der eigenen Pläne, vielleicht eines Tages die Suprematie Englands in Europa zu erlangen. Traurige Wirkung der eifersüchtigen Rivalität, welche immer diese Regierung gegen Frankreich gezeigt hat! Selbst da, wo sich nur die edele und freiwillige Weihe des Triumphes einer gerechten Sache enthüllen sollte, schlich sich, um das ganze Verdienst derselben zu verringern, die Aussicht auf großen und sofortigen Gewinn ein, denn das englische Cabinet beschränkte sich nicht darauf, das Aufgeben Algiers zu verlangen, es wünschte auch den Sturz Ferdinands VII. in Spanien und den Don Miguels in Portugal und hoffte dabei, daß Frankreich seinen Einfluß in diesen beiden Ländern verlieren würde. Bei der ungeduldigen und stolzen Aeußerung seiner Wünsche sprach sich sein Haß gegen die Nachkommen Ludwigs XIV. täglich in Schmähungen und grausamen Prophezeihungen aus. „Der Entthronung Karls", schrieb der Sun, „wird in gar nicht ferner Zeit die Ferdinands folgen, denn wie tief gesunken die

spanische Nation, wie geknechtet sie von ihren Priestern sein mag, sie wird doch nicht lange gleichgiltig die Ereignisse ansehen können, die in Frankreich vor sich gehen."

Für England war die Volksbewegung vom Juli mit einem Worte nur ein politischer Zwischenfall, den es zum Vortheile seiner Interessen zu wenden hoffte; nicht so war es auf dem Festlande, namentlich bei den Nachbarn Frankreichs. Tief wirkte die Erschütterung in Belgien, wo die Protestanten und Katholiken in erbittertem Kampfe begriffen waren. Die Belgier, welche sich lange gesehnt hatten von den Holländern sich loszureißen, für welche der König Wilhelm immer eine ungerechte Vorliebe zeigte, standen bereit, ihre Unabhängigkeit wieder zu erobern und einen Vertrag mit Frankreich zu schließen. Auf den deutschen Universitäten hatte die Gährung einen so hohen Grad erreicht, daß die Regierungen zu Vorsichtsmaßregeln greifen mußten. Preußen zog imposante Streitkräfte zusammen, um die Rheinprovinzen zu schützen, wo der Aufstand am gefährlichsten werden konnte und der deutsche Bund, der übrigens keine ernsten Aufstände zu fürchten haben konnte, war bereit, partielle Unruhen zu unterdrücken. Das Cabinet von Berlin, welches keinen andern Zweck hatte als die Erhaltung der politischen Sicherheit Deutschlands, war fest entschlossen, in die innern Angelegenheiten Frankreichs sich nicht einzumischen, so lange sie keinen Charakter der Feindseligkeit gegen das Ausland annähmen. Gleichgiltig gegen das Geschick Karls X. und der Familie desselben, wieß es jede Verantwortlichkeit für die Juliereignisse zurück und bestrebte sich nur, den

Frieden zu erhalten, welcher für die Interessen des Handels und der Industrie so wie für das allgemeine Wohl so nothwendig ist. Was Oesterreich betrifft, so gelang es der besorgten Wachsamkeit seiner Regierung das Land vor den Unruhen zu bewahren, die in den andern Theilen Deutschlands ausbrachen. Der Fürst von Metternich, den das Verhalten Frankreichs in der orientalischen Frage unter Karl X. wie England verstimmt hatte, wartete, um sich auszusprechen, daß die Bewegung in Paris sich deutlicher erkennen lasse. Da er durch gleiche Interessen an die englische Politik gebunden war, so hoffte er auch, daß die Revolution einen Bruch zwischen Frankreich und Rußland herbeiführe. Oesterreich, das auf Seiten Deutschlands ruhig sein konnte, war es nicht wegen seiner italienischen Besitzungen, die, wie es wohl wußte, seine Herrschaft mit Ungeduld ertrugen. Der Eindruck, welchen das große Juliereigniß dort hervorbrachte, ist schwer zu beschreiben. Die Begeisterung gab sich selbst in den römischen Staaten kund. Seit der Wiener Congreß das lombardisch-venetianische Reich geschaffen, hatte das Wiener Cabinet sich mehrmals genöthigt gesehen, den Aufstand in den italienischen Provinzen zu unterdrücken. Im Mailändischen, wo der ganze lombardische Adel und die Mittelclassen zu dem Carbonarismus gehörten; im Modenesischen, in Parma, in Piacenza, überall klopften in der Hoffnung, ein Vaterland, eine Einheit wiederzufinden, alle Herzen bei der Nachricht von der französischen Revolution. Auch hatte Oesterreich in der Voraussetzung, daß der Geist der Empörung die Alpen überschreiten würde, an dieser verwundbaren Stelle Vorsichts-

maßregeln gebraucht und seine Instructionen gegeben, um die Wachsamkeit der Regierungen von Neapel, Rom und Piemont zu steigern, welche durch das Umsichgreifen des Carbonarismus in hohem Grade erschreckt waren. Bedeutende Massen österreichischer Truppen rückten aus Tyrol in das Mailändische ein. Die Gesandtschaft in Paris erhielt den Befehl, keine Pässe zu visiren. Metternich sandte nach allen Seiten Agenten aus, um einen Bund vorzubereiten, damit der Propaganda ein kräftiger Damm entgegengesetzt werde, sobald sie die Interessen und die Ruhe des Landes bedrohe. Oesterreich zog den Frieden vor, wenn es sich auch zum Kriege rüstete für den Fall, daß die Verträge von 1815 verletzt würden. Es beobachtete sorgsam die Tendenzen der Revolution und war für den Fall, daß Frankreich sich auf einen Dynastiewechsel beschränke, gern bereit, die neue Regierung und den erwählten Monarchen anzuerkennen.

Rußland konnte wegen seiner Entfernung von dem Schauplatze der Begebenheiten den Propagandageist nicht fürchten. Gleichwohl erschrak es bei der Erzählung von den Wundern der drei Tage, denn was für England und Oesterreich ein Gegenstand der Befriedigung war, erregte am Hofe zu St. Petersburg Verdruß und Zorn. Rußland war von allen Mächten diejenige, deren Interessen die Revolution geradezu entgegentrat. Es stand auf dem Punkte, mit dem ältern Zweige der Bourbons einen Vertrag abzuschließen, welcher ihm eine furchtbare Stellung an den Grenzen Asiens und Europas sicherte, Constantinopel seinem Ehrgeize in der Ferne zeigte und ihm

die Herrschaft über die ganze Welt versprach. Der Kaiser Nicolaus, der genöthigt wurde, die Verwirklichung seiner Pläne hinauszuschieben, mußte seine Blicke auf Polen richten, wo das Beispiel der Pariser ansteckend wirken sollte.

Spanien und Portugal standen am Vorabend eines Successionskrieges, als die französische Julirevolution ausbrach. Es gab auf der Halbinsel Gährungsstoff bei einem Theile der Geistlichkeit, welchen die Vermählung Ferdinands VII. mit Marie Christine von Bourbon verletzt hatte und bei den Democraten, welche nur auf die Unterstützung Frankreichs warteten, um das Haupt zu erheben. Die Anhänger des Infanten Don Carlos erfuhren mit Schmerz die Entthronung Karls X., in dessen Politik es lag, sie zu unterstützen, seit durch die Aufhebung des salischen Gesetzes die Frauen zur Herrschaft in Spanien berufen waren. Der Anstoß sollte indeß nur von London und Paris ausgehen, wo sich eine Menge spanischer Flüchtlinge befanden, — von Paris durch den Haß, den der Name Bourbon erregte; — von London, weil England, wie schon erwähnt, hoffte, der Sturz Ferdinands VII. würde den Familienvertrag, das Werk Ludwigs XIV., vernichten. Portugal befand sich in keiner bessern Lage. Don Miguel, den sein Bruder, Don Pedro, der Kaiser von Brasilien, zum Regenten von Portugal ernannt, hatte ohne weiteres Bedenken seine Nichte Dona Maria entthront; aber die fremden Mächte zögerten, diesen blutdürstigen Menschen anzuerkennen, der bereits durch seine Mutter, Dona Carlotta Joachime, an den Verrath gewöhnt war. Frankreich zog Don Pedro vor. England befand sich

zwischen zwei Klippen; auf der einen Seite stellte sich Don Miguel, wenn er auf dem Throne erhalten würde, unter den Schutz Ferdinands VII., auf der andern drohete Don Pedro den Vertrag zu zerreißen, welcher die brasilianische Industrie in Abhängigkeit von Großbritanien erhielt. Wenn sich bei diesem Zustande der Ungewißheit Frankreich energisch für Don Pedro erklärte, mußte sich England mit Don Miguel verbinden trotz seinem Widerwillen gegen diesen Tyrannen.

Bei dieser allgemeinen Gährung blickten die Fürsten in der Haltung ängstlicher Beobachtung gespannt auf Frankreich und erwarteten von ihm Frieden oder Krieg, denn Alles hing von dem Benehmen der neuen Regierung ab. Die friedlichen Absichten derselben konnten indeß nicht lange zweifelhaft sein. Das Julikönigthum, das aus einem Aufstande hervorgegangen war, welcher nur die Aufrechterhaltung der Staatsfreiheiten und der Gesetze bezweckt hatte, durfte nicht gegen den Auftrag handeln, den es von dem Bürgerstande erhalten hatte. Ein Dynastiewechsel, eine Palastrevolution unterbrach in keiner Weise die monarchischen Traditionen im Sinne der neugeänderten Charte. Es kam 1830 nicht wie 1789 darauf an, ein wurmstichiges Gebäude zu zerstören, sondern anerkannte, wenn auch noch nicht vollkommene, so doch genügende Institutionen zu erhalten. Die Revolution von 1789 war ungestüm und zerstörend wie der Orkan; sie entwurzelte mit ihrem schrecklichen Hauche die Mißbräuche, die Privilegien, die Vorurtheile und den Absolutismus, stürzte die Gesellschaft völlig um, änderte die Sitten der Nation, ersäufte die Vergangenheit in Strömen

von Blut und bereitete Frankreich eine ruhmvolle unabhängige Zukunft vor. Die Revolution von 1830 dagegen trat zwar plötzlich ein, war aber ruhig, weil ein und derselbe Gedanke alles beherrschte: die Erhaltung der Constitution, die Freiheit und Gleichheit, die Ordnung im Innern und der Friede nach Außen. Die Revolution von 1789 bedrohete die Interessen der Fürsten und den Bestand der Throne zu gewaltig, als daß der Kampf gegen die auswärtigen Mächte hätte vermieden werden können, aber von diesen kam der Angriff. Im Jahre 1830 schenkte ganz Europa im Unwillen über die Treulosigkeit der ältern Bourbons dem Julisiege seinen Beifall und erkannte die neue Dynastie unter der einzigen Bedingung an, daß sie die Verträge achte. Welches Interesse hätte auch Frankreich bei dieser Lage der Dinge haben können zum Angriffe zu schreiten, da der Krieg keine Nothwendigkeit, sondern vielmehr gleichzeitig eine Gefahr und eine Ungerechtigkeit war? Welchen Gewinn hätte es aus einem allgemeinen Brande oder aus einer Einmischung in die innern Angelegenheiten der Nationen ziehen können? Welche Mittel hatte es, um die Befreiung jener Völker zu unternehmen, die sich immer nur verbunden hatten, um bei ihm den Aufschwung der Freiheit zu vernichten? Die Gefühlspolitik ist vielleicht die verführerischeste von allen, aber sicher auch die verkehrteste und gefährlichste, denn sie stützt sich auf die Willkür und nicht auf das gute Recht. Die wohlverstandene Philanthropie besteht für jeden Fürsten darin, vor allen Dingen das Glück seines Volkes zu sichern und dann nie das Geschick seines Reiches und seiner Dynastie auf einen

Würfel zu setzen. Wenn dies Egoismus ist, so ist es doch wenigstens verständiger und wohl zu entschuldigender Egoismus. Wir wiederholen es, es wäre Unklugheit, es wäre Wahnsinn gewesen, den Königen den Krieg zu erklären, da sie gar nicht feindselig gesinnt waren. Allerdings war 1830 die finanzielle Lage Frankreichs schön, der Staatscredit fest und der Handel blühend. Aber die Folgen des Sieges hätten verderblicher sein müssen als der Sieg selbst. Getäuschter Ehrgeiz, verletzte Eitelkeit, die vernichteten sonstigen Mächte und Täuschungen aller Art mußten den Thron mit allen Hindernissen und Gefahren umgeben, Mißtrauen im Lande säen, die Gesellschaft beunruhigen und folglich den Staatscredit und den Handel ruiniren. Zu diesen Schwierigkeiten, welche das Uebelwollen, die Unerfahrenheit und die Verblendung der Träumer und Schwachköpfe hervorriefen, muß man aber auch noch ernstere rechnen. Besaß damals Frankreich ein Heer, welches einer Coalition widerstehen konnte? Gewiß nicht. Die meisten Linieninfanterieregimenter zu drei Bataillonen hatten nur 1200 M.; einige leichte Infanterieregimenter zählten gar nur 900. Die afrikanische Armee war zum größten Theile durch Elitendetaschements gebildet worden, welche man von den in Frankreich gebliebenen Corps genommen hatte. Seitdem hatte man die königl. Garde und die sechs Schweizer-Regimenter aufgelöset, so daß in der Landarmee eine Lücke von 40,000 M. bestand. Ueberdies hatte die Revolution natürlich den wirklichen Bestand der Corps verringert; die Besetzung Algiers und Moreas nahmen 28,000 M. in Anspruch und 40,000 M. verließen die

Fahnen mit definitivem Urlaub. So befand sich die Armee nicht nur nicht auf dem Kriegsfuße, sie hatte vielmehr nicht einmal den vollständigen Friedensbestand. Ohne Zweifel würde die Nation bei einem Angriffe gegen sie die Wunderthaten der Republik und des Kaiserthums erneuert haben, aber die Initiative durfte sie nicht ergreifen, weil der Krieg nicht in ihrem Interesse lag. Die Verlegenheiten der neuen Dynastie waren aber auch, abgesehen von der Organisation der Armee, außerordentlich groß. Eine neu sich bildende Gewalt ließ sich nicht leicht auf feste Grundlagen gründen und der Zweig Orleans hatte genug zu thun, seine Popularität zu erhalten, während er alle Parteien im Zaume hielt, die mit der gemäßigten Gesinnung der Regierung unzufrieden waren, weil sie nur in Unruhen Gewinn finden konnten. Die Mehrheit des Landes wollte allerdings den Frieden und nur aus Prahlerei wurde den Massen als Hoffnung auf Ruhm das Wort „Krieg" zugeschleudert. Sehr schnell sank dieser kriegerische Eifer vor den ernsten Besorgnissen vor einem gewaltigen Kampfe und der Handel war in dieser Hinsicht der Thermometer der öffentlichen Meinung.

Die Erhaltung des Friedens hatte nichts destoweniger seine Schwierigkeiten. Es gehörte ein starker Kopf, eine feste Hand und ein kluger überlegener Geist dazu, eine so schwere Aufgabe in einer Zeit allgemeiner Gährung durchzuführen. Der König hatte im Innern hartnäckigen Widerstand zu besiegen, falschen und leidenschaftlichen Urtheilen entgegenzutreten und die Bewegung zu beherrschen, während er nach Außen hin

nur durch die Achtung der Verträge von 1815 und durch eine Tactik geschickter Concessionen auf Erfolg rechnen konnte. Mit Hilfe dieses klugen Systems bildete sich die Gesellschaft allmälig von neuem, der Handel und die Industrie erlangten einen kräftigen Aufschwung, die Armee wurde auf einen imposanten Fuß gebracht, das junge Juli=Königthum wurzelte in dem heimathlichen Boden ein, setzte langsam sein Werk der Neugestaltung fort und wurde so stark, daß es eines Tages allen Angriffen und allen Stürmen widerstehen konnte.

Ludwig Philipp besaß die Eigenschaften, welche dazu gehörten, Frankreich jene kluge und würdevolle Haltung zu geben, welche allein das Uebergewicht in dem europäischen Verein sichern konnte. Er war in alle Verstellungskünste der Diplomatie eingeweihet, durch die Erfahrung belehrt, von dem Wunsche beseelt, seine Dynastie auf eine unerschütterliche Grundlage zu stützen und entwarf sich einen Verhaltungsplan, von dem er niemals abweichen sollte. Da er die Bedürfnisse der Nation kannte und die Ueberzeugung hegte, daß die Ruhe für das Glück derselben nöthiger sei als die tiefen Erschütterungen des Krieges, so beschloß er, seine ganze Aufmerksamkeit auf das Innere zu richten und den fremden Mächten gegenüber eine vollständige Neutralität zu bewahren. Man hat in diesem Systeme ein rein dynastisches Interesse sehen wollen, aber da übertreibt man zum wenigsten. Wir geben zu, daß Ludwig Philipp seinen Nachkommen die Krone zu erhalten wünscht, aber er muß ihnen dieselbe unantastbar und ruhmvoll hinterlassen und dies ist nur zu erreichen durch die Sicherung der Macht und

des Glückes des Landes, — eine unermeßliche Aufgabe, welche nur das Werk der Zeit sein und mit großem Muthe allen Erwartungen, allen Hindernissen, allem Uebelwollen der Parteien zum Trotze gelöset werden konnte. Ludwig Philipp mußte, das wird man zugestehen, nicht blos als Gründer einer Dynastie, sondern auch als Mann den edeln Ehrgeiz besitzen, seinen Platz in der Geschichte auf ehrenvolle Weise zu bezeichnen. Für jeden, welcher das menschliche Herz nur einigermaßen kennt, ist dieser Egoismus leicht begreiflich. Um nun den Beschuldigungen zu trotzen, die ihn gleich vom Anfange von allen Seiten entgegentraten, um sein Schifflein zwischen allen Klippen hindurchzuleiten, um allen Gefahren zu entgehen, mußte der König eine große Charakterstärke, einen unerschütterlichen Glauben an sein Geschick und eine erprobte Philosophie besitzen. Voll Bedauern für die Menschen mit beschränkten Ansichten, welche als völlige Neulinge in der großen Kunst des Regierens nicht wissen, daß die politischen Thaten häufig ihre Frucht erst in der Zukunft tragen, stellte er sich über den Spott und Hohn, mit welchem man ihn zu überschütten suchte und verharrte mit dem Bewußtsein seiner guten Absichten unerschütterlich auf dem Wege, den er als erfahrener Steuermann eingeschlagen hatte.

Die erste und größte aller Schwierigkeiten, welche aus der Unordnung der Revolution hervorgingen, war die regelmäßige Organisation des Rathes des neuen Königthums. Bei der innigen Ueberzeugung von seinem persönlichen Werthe mußte Ludwig Philipp mit Unbehagen gleich anfangs Männer neben sich sehen, deren Unfähigkeit nur ihr Stolz gleichkam, noth-

wendige und doch gefährliche Werkzeuge, die er zu schonen hatte, bis sie durch den Rost ihrer Nichtigkeit abgenutzt waren. Der König, der zu klug war, um diese Menschen zu verletzen, welche die Menge mehr nach der Etikette als nach den wirklichen Eigenschaften günstig beurtheilt hatte, sah wohl ein, daß er der öffentlichen Meinung nicht geradezu entgentreten dürfe. Er ließ sich also einige Patrioten gefallen, deren Patriotismus und Privattugenden freilich keine genügenden Bürgschaften für ihre politische Bildung sein konnten; er gehorchte dieser Nothwendigkeit, welche die Umstände ihm bereiteten, um seine Popularität nicht zu gefährden, ohne indeß die Leitung der Hauptangelegenheiten aufzugeben. So wurde das erste Cabinet (vom 11. Aug. 1830) aus heterogenen Elementen zusammengesetzt, welche auf der einen Seite die Bewegung, auf der andern der Widerstand waren, d. h. die Unordnung und der Wunsch der Erhaltung. Dupont (von der Eure), ein Mann von strenger Rechtlichkeit, aber von rauhen Formen und hinter dem Lafayette, das Stadthaus und der unruhige Theil der Linken erschienen, behielt das Ministerium der Justiz. Der Graf Gerard, der weiter als er wohl selbst gewünscht hatte, in die Revolution hineingezogen worden war, blieb Kriegsminister. Als Staatsmann war der Marschall ohne entschiedenen Charakter, ohne persönlichen Willen, nahm leicht Eindrücke von Außen auf und folgte namentlich den Ideen Laffittes und Casimir Periers. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wurde dem Grafen Molé übertragen, der mit den Geschäften vertraut war, aber die Gewalt sehr liebte, ein ehrlicher aber stolzer, ruhiger

und verschmitzter Charakter, der die Ordnung liebte. Guizot bekam das Innere, ein schwieriges und anstrengendes Amt, das von Myriaden zudringlicher Stellensucher belästiget werden mußte. Als Mann der Theorie und Praxis umfaßte Guizot das Ganze und die Einzelheiten seines ministeriellen Departements. Er besaß neben rauhen Tugenden einen starren hochmüthigen Sinn und großes Vertrauen auf seine Ansichten. Der Herzog von Broglie, aus der Schule Guizots, erhielt das Departement des öffentlichen Unterrichts. Tupinier wurde im Marineministerium durch den Grafen Sebastiani ersetzt, einen bequemen schlauen Mann, der sich leicht nach der Seite wendete, von welcher der Wind der Gunst wehete. Der Baron Louis, ein Freund Talleyrands und Laffittes, bekam das Finanzministerium. Als ernster Mann mit wirklichem Verdienst in diesem Fache, gehörte er seinen Grundsätzen nach der conservativen Partei an. Außer den Ministern mit Portefeuille hatte der König zur Mitwirkung bei den Berathungen vier Minister ohne Portefeuille in den Ministerrath berufen. Laffitte, einer von ihnen, ein geschickter Finanzier, aber schwacher Staatsmann, ein tugendhafter Bürger, aber anmaßender und leichtsinniger Geist, wollte den Vorsitz in dem Ministerrathe führen, um ihm die ihm gefällige Richtung zu geben. Casimir Perier war eine ungestüme heftige Natur, ganz der Gegensatz von der Laffittes. Bignon und Dupin der ältere vervollständigten die vier Minister ohne Portefeuille. Der erstere liebte die Ordnung und die Macht, ohne als Diplomat große Vorzüge zu haben, der zweite, ein Mann des Studiums, von beißendem Charakter,

trug eine rauhe Freimüthigkeit zur Schau und stimmte als Gegner Duponts, der es ihm nicht verzieh, daß er die Unabsetzbarkeit der Beamten vertheidiget hatte, mit Casimir Perier und Molé.

Der König führte fleißig seit dem 9. Aug. den Vorsitz, ohne einen sehr unmittelbaren Antheil an den Berathungen zu nehmen. Er war ganz mit den auswärtigen Angelegenheiten beschäftiget und spielte, damit man seine Politik des Friedens und der Ordnung nicht gefährde, in dem Rathe häufig die Rolle des Vermittlers zwischen seinen Ministern, deren Charaktere, Ideen und Interessen fortwährend einander entgegentraten. Er beruhigte das Aufbrausen bei den Erörterungen, bemühete sich alle diese einander so entgegengesetzten Gemüther zu einem Systeme gegenseitiger Zugeständnisse zu bringen und wartete geduldig auf die Zeit, in welcher die Gewalt ganz in seinen Händen liegen würde. Da er erst seit so kurzer Zeit König war, so lag ihm viel daran, sich die öffentliche Meinung zu gewinnen. Er verstand es vortrefflich, den Volksleidenschaften zu schmeicheln und richtete an das Land jene wie Zauber wirkenden Worte, welche die Massen tief bewegen und deren Geheimniß auch Napoleon kannte. „Franzosen", sagte er in einer mit Wärme abgefaßten Proclamation, „Ihr habt unsere Freiheiten gerettet und mich berufen, Euch nach den Gesetzen zu regieren. Euere Aufgabe ist ruhmvoll erfüllt, die meinige beginnt erst; mir kommt es zu, der gesetzlichen Ordnung, die Ihr erobert habt, Achtung zu verschaffen und ich kann Niemand erlauben, sich ihr zu entziehen, da ich mich selbst ihr unterworfen habe. Die Verwaltung muß überall ihren gewohnten Gang

fortsetzen. Zahlreiche Veränderungen sind bereits erfolgt und andere werden vorbereitet. Die Herrschaft muß in den Händen von Männern liegen, welche der Nationalsache fest ergeben sind. Eine so rasche und umfassende Bewegung konnte nicht ohne eine augenblickliche Verwirrung erfolgen; sie nahet sich aber ihrem Ende. Ich fordere nun alle guten Bürger auf, sich um ihre Beamten zu schaaren und ihnen behilflich zu sein, zum Wohle Aller die Ordnung und die Freiheit aufrecht zu erhalten. Es sind in dem öffentlichen Dienste Reformen nöthig. Die Erhebung mancher Abgaben ist eine schwere Last. Es werden Gesetze vorgelegt werden, um diesem Uebelstande abzuhelfen. Bei der Prüfung wird keine Reclamation unterdrückt, kein Interesse vergessen, keine Thatsache verkannt werden; aber bis die neuen Gesetze erscheinen, gebührt den bestehenden Gehorsam; das erfordert die Sicherheit des Staates. Mögen alle Wohlmeinenden ihren Einfluß aufbieten, um ihre Mitbürger davon zu überzeugen. Ich für meinen Theil werde sowohl in der Zukunft meine Versprechungen als jetzt meine Pflichten erfüllen. Franzosen, Europa sieht mit Bewunderung und Ueberraschung auf unsere ruhmvolle Revolution; es fragt sich, ob die Macht der Civilisation und der Arbeit so groß sei, daß solche Ereignisse geschehen können, ohne den Staat tief zu erschüttern. Verscheuchen wir auch die letzten Zweifel; es möge eine ebenso regelmäßige als nationale Regierung schnell auf die Niederlage der absoluten Gewalt folgen. Freiheit und öffentliche Ordnung ist die Devise, welche die Nationalgarde von Paris auf ihren Fahnen trägt; möge Frankreich auch Europa ein solches Schauspiel

gewähren. Wir werden dann in einigen Tagen für Jahrhunderte das Glück und den Ruhm des Vaterlandes gesichert haben."

Im Beginne der neuen Regierung waren vor allen Dingen einige Organisationsmaßregeln in Bezug auf die neue Dynastie festzusetzen. Eine Verordnung vom 13. Aug. erklärte, „daß das Staatssiegel das Wappen der Orleans mit der geschlossenen Krone darüber, mit dem Scepter und der Hand der Gerechtigkeit im Kreuz und den dreifarbigen Fahnen hinter dem Wappenschilde mit der Umschrift darstellen solle: Ludwig Philipp I., König der Franzosen." Eine andere Verordnung von demselben Tage ermächtigte die Kinder und die Schwester des Königs den Namen und das Wappen der Familie Orleans beizubehalten. Der älteste Sohn, der Kronprinz geworden war, vertauschte seinen Titel Herzog von Chartres mit dem eines Herzogs von Orleans. Die jüngern Söhne behielten ihre Titel. Die Töchter und Mad. Adelaide führten wie bisher den Titel: Prinzessinnen von Orleans und unterschieden sich von einander durch ihren Vornamen. Um gewissen Ideen des Volkes zu schmeicheln, das trotz seiner Großherzigkeit in seinen Antipathien bisweilen kindisch ist und Kleinigkeiten angreift, hob man die aristokratischen Benennungen „gnädiger Herr" und „Excellenz" auf, welche die Minister geführt hatten. Es war dies eine kostbare Eroberung für die Schwachsinnigen, welche die Gleichheit in den Worten suchen und gleichwohl die Augen vor den nützlichsten Reformen verschließen. Die Popularität wird ja durch so wenig kostspielige Concessionen gewonnen, daß man ganz unverständig sein muß, wenn man unter

solchen Umständen der öffentlichen Meinung nicht entgegenkommen will. Ludwig Philipp erkannte mit seiner Geschicklichkeit die Pflichten seiner neuen Würde vortrefflich. Er fand zu viel Widerstand in den obern Regionen, wo man stolz ihm den Gebrauch der Macht streitig zu machen und nur die Sorgen zu überlassen suchte, als daß er irgend ein Mittel unbenutzt gelassen hätte, sich die Zuneigung der Nation zu gewinnen. So fand er denn auch Hemmnisse nur bei den Männern, die ein Interesse hatten, ihn in seinen Bemühungen zu unterstützen, während das Volk, das man über die Wahl des Oberhauptes gar nicht befragt hatte, eine enthusiastische Liebe für diesen Bürgerkönig faßte, der ihm mit allen häuslichen Tugenden als Muster voranstand. Wenn also, wie man gesagt hat, Ueberraschung und Unzufriedenheit in den Massen sich kundgaben, als zum ersten Male der Name eines in den untern Schichten der Gesellschaft unbekannten Fürsten ausgesprochen wurde, so war die Reaction um so offener und dauernder zu seinen Gunsten, weil sie sich auf die Vernunft und Erfahrung stützte. Es verstand es aber auch Niemand besser als der König, in die Volkslaunen einzugehen. Da er die charakteristischen Züge der Bourbons, einen vollendeten Tact und höchstes Wohlwollen besaß, so behandelte und empfing er Alle mit einer immer würdevollen Freundlichkeit und hatte für Jeden milde Worte der Hoffnung und des Trostes. Mit welcher Geduld und Behäbigkeit wendete er einen Theil seiner Zeit auf, die zahllosen Deputationen zu empfangen, die seit dem 10. Aug. bis zur Mitte des November

in dem Palais Royal erschienen!*). Er fand für alle diese patriotischen Reminiscenzen passende Antworten, bisweilen sogar sehr glückliche. Als die jungen Männer vom Handelsstande in Paris ihm ihre Huldigung darbrachten, ließ der Fahnenträger aus Müdigkeit die Fahne einen Augenblick sinken; da

---

*) Ludwig Philipp gab z. B. folgende Antworten:

„Der Deputation von der untern Seine: Sie haben meine Absichten richtig beurtheilt. Alle meine Wünsche streben nach der Erhaltung der Freiheiten Frankreichs und alle meine Bemühungen werden auf dieses Ziel gerichtet sein. Ich habe den Umfang der Pflichten erkannt, die ich übernahm und hege das Vertrauen, sie erfüllen zu können.

Dem Advokatenstande von Paris: Ich verspreche Ihnen, daß die Justiz von nun an mit Festigkeit und Unparteilichkeit gehandhabt und die Anwendung der Gesetze vor allen Dingen mit Ehrlichkeit geschehen soll. Das wird das einzige Mittel sein, der Nation das Vertrauen wiederzugeben und die Wiederkehr der Uebel zu verhindern, denen wir ein Ende gemacht haben.

Dem Präsidenten des protestantischen Consistoriums: Ich habe immer die günstigsten Gesinnungen für ihre Gemeinde gehegt und freue mich, daß Sie dies nicht vergessen haben; ich werde mich darin nicht ändern. Ich umschließe mit einer Liebe alle, die unter dem Schutze der Gesetze blühen. Auch danke ich Ihnen für das, was Sie mir für meine Frau und meine Schwester sagen.

Der Deputation von Rochefort: Ich empfange mit dem größten Vergnügen die Wünsche, die Sie mir im Namen der Stadt Rochefort darbringen; gleich Ihnen schätzte ich mich glücklich die Wiederkehr der Nationalfarben zu sehen, die ich mit so tiefem Bedauern verlassen hatte. Empfangen Sie, meine Herrn, meinen Dank.

trat der König rasch zu ihm, richtete sie empor und sagte: „ich werde sie im Nothfalle immer aufrecht zu erhalten wissen". Er gab eine Fahne an die Deputationen, die nur unter dieser Bedingung zufrieden zurückkehrten. Und alle diese officiellen Gefälligkeiten waren nothwendig, um den Einfluß der jungen Dynastie zu erweitern und zu befestigen, denn die schlechten Leidenschaften hatten sich nur auf den Boden gesenkt wie die Hefe auf den Grund eines Gefäßes, um bei der geringsten Bewegung wieder emporzusteigen. Die Emeute wachte im Dunkel und die geringste Unzufriedenheit wäre hinreichend gewesen, das neue Gebäude zu erschüttern; Ludwig Philipp aber besaß zu viel Philosophie und energischen Willen, als daß er sich über die Gefahren, die seinen Thron bedroheten, gewundert und nicht mit Resignation die Sorgen seiner unsichern Königswürde übernommen hätte. Die Arbeiten seines frühern Lebens hatten ihn auf alle Leiden vorbereitet und übrigens entflammte

---

Den jungen Männern vom Pariser Handelsstande: Mit Begeisterung sehe ich mich inmitten dieser muthigen Jugend, die mit so großer Tapferkeit in den glorreichen Tagen des Juli gekämpft hat und gebe mit Vergnügen meine Einwilligung, daß Ihre Fahne in der Börse aufbewahrt werde. Ich hoffe und hege das Vertrauen, daß nichts den Frieden Europas stören werde und ich werde alles aufbieten, um ihn zu erhalten; wenn aber jemals die Unabhängigkeit des Vaterlandes bedrohet wäre, was hoffentlich nie geschieht, so werden Sie mich von neuem wie in meiner Jugend unter diesen Farben kämpfen sehen, den einzigen, unter denen ich jemals gekämpft habe und ob ich auch älter geworden bin, würde ich doch unter Sie eilen und mit Ihnen ziehen."

der Stolz des Gelingens seine Seele und flößte ihm einen weit stärkern Ehrgeiz ein als der gewesen, welcher ihm eine Krone eingetragen hatte, den Ehrgeiz nämlich, dies glorreiche Erbe seinen Nachkommen zu hinterlassen.

Die Musterung vom 29. Aug. enthüllte die wahren Gesinnungen der Nation gegen Ludwig Philipp und von diesem Augenblicke an glaubte er an die Zukunft seiner Dynastie. An diesem Tage gewährte das Marsfeld ein vielleicht noch zauberhafteres Bild als das der Föderation von 1790. Es war ein Zelt für den König aufgeschlagen und auf der Fläche, welche von der glänzendsten Sonne beschienen wurde, manöverirten 60,000 prächtig equipirte Nationalgardisten mit militairischer Präcision unter dem jubelnden Beifall von 300,000 Zuschauern. Auf allen Gesichtern sprach sich die Freude aus, jedes Herz war von Begeisterung erfüllt. Tief ergriffen von dem prächtigen patriotischen Schauspiele umarmte Ludwig Philipp den General Lafayette und rief aus: „das ist mir mehr werth als die Salbung in Reims". Und die Truppen und das Volk jubelten dieser Umarmung mit dem tausendfachen Rufe zu: „es lebe der König! Es lebe Lafayette!" Dann defilirten die Legionen vor dem Könige, um den Eid zu leisten und Ludwig Philipp sprach, als er die Fahnen vertheilte:

„Meine werthen Kameraden, ich vertraue Euch mit Freuden diese Fahnen an und übergebe sie mit inniger Befriedigung demjenigen, welcher vor vierzig Jahren an der Spitze unserer Väter stand.

„Diese Farben haben unter uns die Morgenröthe der

Freiheit bezeichnet und ihr Anblick erinnert mich an meine ersten Waffenthaten. Mögen diese Fahnen, das Sinnbild des Sieges gegen die Feinde des Staates, im Innern die Schutzwehr der öffentlichen Ordnung und der Freiheit sein! Mögen diese ruhmvollen Farben, die Euerer Treue anvertraut sind, unser Vereinigungszeichen sein! Es lebe Frankreich!"

Nach den Aeußerungen bei Gelegenheit dieses imposanten Festes konnte der König an seiner Popularität nicht länger zweifeln, denn sie stand bereits der Lafayettes gleich. Auch war seine Freude groß und am Tage darauf sprach er sich in dem nachstehenden Briefe an den General mit nachfolgenden Worten aus:

„Es drängt mich vor allem, mein werther General, zu erfahren, wie Sie sich nach dem schönen Tage befinden, denn ich fürchte, daß Sie sehr angegriffen sind, aber es liegt mir auch noch etwas anderes am Herzen, nämlich Sie zu bitten, daß Sie mein Dollmetscher bei der ruhmvollen Nationalgarde werden, deren Patriarch Sie sind und ihr die ganze Bewunderung zu erkennen geben, die sie in mir erregt. Sagen Sie ihr, daß sie nicht nur meine Erwartung übertroffen hat, sondern daß ich nicht einmal im Stande bin, die Freude und das Glück, die ich fühle, ganz auszudrücken. Da ich Zeuge der Föderation von 1790 auf demselben Marsfelde wie Zeuge des großen Aufschwunges von 1792 war, als ich zu unserer Armee in der Champagne achtundvierzig Bataillone stoßen sah, welche die Stadt Paris binnen drei Tagen aufgestellt hatte und welche so viel dazu beitrugen die Invasion zurückzuweisen, die wir in

Valmy aufzuhalten so glücklich waren, so konnte ich einen Vergleich anstellen und mit Entzücken sage ich Ihnen, daß das, was ich gestern sah, jenes weit übertraf, was ich damals so schön gefunden hatte und was unsern Feinden so furchtbar war. Sagen Sie auch der Nationalgarde, mein werther General, wie sehr ich mich über das gefreut habe, was sie mir bezeigte und wie erfüllt mein Herz ist.

„Ihr wohlgeneigter
„Ludwig Philipp."

Ein schauerliches und geheimnißvolles Drama störte indeß in trauriger Weise diese großartige patriotische Festlichkeit. Der Freude folgten Trauer und Schrecken und der unversöhnliche Haß der besiegten Parteien wagte schändliches Mißtrauen auszustreuen, das sich mit der Schnelligkeit des Giftes der Leichtgläubigen bemächtigte und einen Augenblick Keime des Argwohns unter die Menge warf. Wir meinen das tragische Ende des Herzogs von Bourbon, eines Fürsten, an den das Volk sich kaum noch erinnerte und der, der letzte Ueberrest einer der edelsten Familien Frankreichs, durch seinen Austritt aus der Welt langdauerndes Aufsehen erregen sollte.

Der Prinz von Condé, in welchem die Zeit einen doppelten großen Schmerz nicht hatte verlöschen können, den Schmerz über den Tod seines Vaters und den über den Tod seines Sohnes, des Herzogs von Enghien, der in Vincennes erschossen worden war, hatte sich seit seiner Rückkehr nach Frankreich von allen politischen Angelegenheiten zurückgezogen, um in starken Leibesübungen eine Zerstreuung zu suchen. Bald gab

er sich mit Leidenschaft dem Jagdvergnügen in seinen großen Wäldern von Chantilly oder Ile Adam hin; bald verbrachte er in seinem Schlosse zu Saint Leu ein trauriges einsames Leben unter der tyrannischen Herrschaft eines Weibes, die, um ihre ärgerlichen Liebschaften zu verheimlichen, sich nicht gescheut hatte den Namen eines redlichen Mannes zu entehren, indem sie den Baron von Feuchères als Gatten annahm. Obgleich der Herzog von Bourbon Karl X. liebte, erschien er doch selten am Hofe, so daß er sich von der regierenden Familie allmälig namentlich wegen der dort vorherrschenden Priester entfernte und in ein innigeres Verhältniß zu der Familie Orleans trat. Je näher der Mensch seinem Tode kommt, um so mehr fürchtet er das Alleinstehen, in welchem sein Alter schmachtet. Er findet dagegen seine Heiterkeit wieder, wenn er sich auf dem Wege zu seinem Grabe auf befreundete Armen stützen, wenn er einige Thränen auf seine kalten Glieder fallen fühlen und den süßen Trost haben kann, daß seiner Seele einiges Bedauern in den Himmel folgen werde, wenn er endlich, als letzter Stolz des Erschaffenen, an sein letztes Wort eine Hoffnung für die Gegenstände seiner Liebe knüpfen kann. Von Alter und Gebrechen gebeugt, beklagte es der Herzog von Bourbon, daß der schöne Name der Condé mit ihm erlösche und sein einziger Gedanke ging dahin, diesen Namen und sein unermeßliches Vermögen einem beider würdigen Erben zu hinterlassen. Die Rohan-Soubise waren für ihn nur entfernte Seitenverwandte. Unmittelbaren Anspruch auf seine Hinterlassenschaft hatten die beiden Familien Bourbon. Es war also ganz einfach, daß er

seine Erben in einem dieser Zweige wählte. Die regierende Familie zeigte die reinste Uneigennützigkeit, indem sie selbst der Fürsorge des Prinzen von Condé den jungen Herzog von Aumale bezeichnete. Es fanden lange Verhandlungen darüber statt, aber der Erfolg hing sehr von der Frau ab, welche unbeschränkten Einfluß auf den schwachen Greis hatte. Die Baronin von Feuchères, die sich bereits eines guten Theiles der Erbschaft ihres Verehrers versichert hatte, legte nun den Wünschen der Familie Orleans nicht nur kein Hinderniß in den Weg, sondern bot schon 1827 ihren Beistand in einem Briefe an, auf welchen die Herzogin von Orleans antwortete: „ich bin Ihnen dankbar für das, was Sie mir von Ihrem Bestreben sagen, jenes Resultat herbeizuführen, das wie Sie meinen die Wünsche des Herrn Herzogs von Bourbon erfüllen soll und glauben Sie mir, daß Sie in uns, wenn zum Glück mein Sohn sein Adoptivsohn werden sollte, zu jeder Zeit und unter allen Umständen für Sie und alle die Ihrigen jene Stütze finden werden, um die Sie mich ersuchen und für die schon die Dankbarkeit einer Mutter eine sichere Bürgschaft ist.“ Da sich aber die Herzogin von Orleans in ihren streng religiösen Grundsätzen schämte, eine Art Verbindung zwischen ihr und einer Frau wie die Baronin zur Verwirklichung noch unklarer Hoffnungen entstehen zu sehen, so setzte sie hinzu: „Wir haben geglaubt, uns jedes Schrittes enthalten zu müssen, welcher den Schein haben könnte, als wollten wir eine Wahl veranlassen oder ihr zuvorkommen.“ Die Bedenklichkeiten der Herzogin behagten der Baronin von Feuchères sehr wenig, die zwar ihre

Bestrebungen bei dem Prinzen von Condé fortsetzte, aber jetzt nur noch den Herzog von Orleans ins Vertrauen zog. Im Anfange des Mai 1829 erfuhr Ludwig Philipp, daß die Baronin die Adoption des Herzogs von Aumale geradezu angeregt habe und er benutzte diese Gelegenheit, um an den Prinzen in der Hoffnung zu schreiben, dessen noch unbestimmten Entschluß durch bereits ausgesprochenen Dank zu befestigen. Das wirkte. Der Herzog von Bourbon, der wider seinen Willen und gleichsam ohne sein Vorwissen sich verpflichtet hatte, versuchte vergebens dem Andringen seiner herrschsüchtigen Geliebten zu widerstehen und hatte mit dem Herzoge von Orleans eine Unterredung, in welcher der letztere die Bestätigung seiner Hoffnungen zu finden glaubte, denn ehe er nach London abreisete, forderte er insgeheim Dupin den ältern auf, einen Testamentsentwurf zu Gunsten des Herzogs von Aumale zu machen. Dieses Testament sollte natürlich dem Prinzen an dem Tage vorgelegt werden, an welchem sein Widerstreben völlig überwunden sein würde. Dies war indeß so hartnäckig und der unglückliche Greis leitete aus dem Vollziehen eines solchen Actenstückes so trübe Ahnungen ab, daß er sich an den Herzog von Orleans selbst wendete, um sich dem tyrannischen Andringen der Baronin Feuchères zu entziehen. „Die Angelegenheit, die uns beschäftiget", schrieb er dem Herzoge am 20. Aug. 1829, „und die ohne mein Vorwissen leichtsinnig von der Frau von Feuchères angeknüpft worden ist, macht mir unendliche Sorgen, wie Sie bereits bemerkt haben werden." Und er nahm den Edelmuth seines Verwandten in Anspruch, daß er die

Baronin bestimmen möchte, ihren Absichten auf den Herzog von Aumale zu entsagen. Der Herzog von Orleans befriedigte den Wunsch Condé's, aber seine Bitten konnten die Baronin nicht abwendig machen. Dieser Schritt geschah in Beisein eines Dritten und mußte den Prinzen rühren.

Je mehr der Herzog von Bourbon sich sträubte, um so hartnäckiger setzte die Baronin ihre Pläne fort, denn da sie bei dem Erfolge dieser Angelegenheit ein großes Interesse hatte, weil sie in der Familie Orleans ernstlichen Schutz gegen die Möglichkeiten der Zukunft erwarten durfte, fürchtete sie jeden Augenblick die Herrschaft, die sie über den alten Herzog ausübte und die Erbschaft sich entreißen zu sehen, welche ihr ein widerrufbares Testament sicherte. Die Folge dieses täglichen Kampfes waren auf der einen Seite wüthender Zorn und verbrecherische Gewaltthat, auf der andern Worte der Verzweiflung und ängstlichste Besorgniß. Am 29. Aug. 1829 kam ein schrecklicher Auftritt vor. Der Prinz schien dabei seine ganze Energie aufgewendet zu haben, denn am andern Tage setzte er in einem Testamente, das in Abwesenheit der Baronin abgefaßt und unterzeichnet wurde, den Herzog von Aumale zum Universalerben ein und vermachte der Baronin ungefähr zehn Millionen in Geld und Gütern.

So standen die Sachen, als die Julirevolution ausbrach. Der Herzog von Bourbon hatte eine schmerzliche Erinnerung an die Gewaltthätigkeiten der Frau von Feuchères bewahrt. Er war kalt und unruhig in ihrer Gegenwart, der Name jener hochmüthigen Frau versetzte ihn in unbeschreibliche Angst und

die entsetzliche Katastrophe, welche die Dynastie Orleans an die Stelle der Dynastie Ludwigs XVI. brachte, verwirrte den Geist des unglücklichen Greises vollends. Er dachte an die blutigen Ereignisse von 1793, träumte von nichts als Plünderung und Mord, ergriff Maßregeln, um das Schloß Saint Leu zu schützen und hielt sich bereit bei der ersten Gefahr zu fliehen. Bald vergoß er Thränen über das Schicksal Karls X., bald schienen sich seine Ansichten und Gesinnungen zu ändern, indem er bedeutende Summen für die Verwundeten gab und den Sieg des Volkes durch öffentliche Feste in Saint Leu feierte. Eines Tages ließ er sich einen Paß nach den Bädern von Bourbonne geben und den Tag darauf machte er in seinem Zimmer Versuche mit seiner Büchse, um sein Leben den Räubern streitig zu machen, die er immer erscheinen zu sehen fürchtete. Kurz seine zusammenhangslosen Reden und seine unverständigen Handlungen verriethen die schnell zunehmende Schwäche seiner Geistesskraft und wenn sie die Umgebungen des Prinzen in diesem Augenblicke nicht genügend auf ein tragisches Ereigniß vorbereiteten, so konnten sie es doch recht wohl erklären, denn man weiß, welche Wichtigkeit unter solchen Umständen gewisse anfangs nicht beachtete Einzelnheiten erlangen, die, später im Gedächtniß zusammengehalten und verbunden, einen vollkommen logischen Zusammenhang unter einander verrathen.

Obgleich der Herzog von Bourbon die Begründung der neuen Dynastie offen anerkannt hatte, indem er selbst in dem Palais Royal erschienen war, um sie zu begrüßen, so blieb er doch bei seinem Vorsatze, die Bäder von Bourbonne zu besuchen,

um sich einer täglichen Tyrannei und immer neuen Befürchtungen zu entziehen. Weder die beruhigenden Worte Ludwig Philipps, noch die Verehrung, die er in Saint Leu fand, noch der tröstende Gedanke, daß die gefallene Familie gesund und wohlbehalten den Weg in das Exil angetreten habe, noch die rührende Aufmerksamkeit, mit welcher ihn die Königin behandelte, die ihn selbst besuchte und ihm den Orden der Ehrenlegion überbrachte, nichts vermochte die düstere Melancholie des Prinzen von Condé zu verscheuchen. Die Frau von Feuchères, welche die Pläne ihres Liebhabers kannte, fürchtete, daß er fern von ihr sein Testament zerreiße und ein anderes zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux mache und neue heftige Auftritte brachten den Prinzen in eine solche Geistesverwirrung, daß der Gedanke an Selbstmord stärker als sein religiöses Gefühl werden und sich seines Herzens bemächtigen konnte, wenigstens als letzte Hoffnung gegen den barbarischen Despotismus seiner Geliebten. Es ist dies allerdings nur eine Muthmaßung, wie noch alles in dem Drama des Schlosses Saint Leu Geheimniß ist und man darf sich nicht von dem Gebiete der Wahrscheinlichkeit entfernen, wenn man sich nicht der Gefahr aussetzen will, in Irrthum zu verfallen. Je mehr man sich aber der Entwickelung nähert, um so mehr bestätiget das Benehmen des Herzogs von Bourbon diese Annahme, daß der Prinz in einem der Augenblicke, in welchem die Verzweiflung und der Widerwille gegen Alles eine allgemeine Störung hervorbringen, Hand an sich selbst legen mußte. So setzte der Herzog allerdings seine Reisevorbereitungen fort und versah sich zu diesem Zwecke mit

einer Million in Banknoten; konnte aber sein Plan der eifrigen Beobachtung der Frau von Feuchères entgehen, die selbst alles geordnet zu haben schien, um dem Prinzen auf seiner Flucht zu folgen? Am 25. feierten die Bewohner von Saint Leu das Fest des heil. Ludwig und der Herzog empfing mit Rührung ihre Huldigungen. Am Morgen des 26. nach einem heftigen Wortwechsel mit der Baronin, ließ er Herrn von Choulot ersuchen nach Saint Leu zu kommen; dann zeigte sich plötzlich eine ungewohnte Heiterkeit in seinen Zügen und der übrige Tag verging ohne weitern Vorfall. Nach dem Diner spielte der Prinz Whist mit der Frau von Feuchères und den Herrn von La Villegontier und von Prejeon; er verlor und zog sich mit den Worten zurück: „Morgen". In dem Vorhause, durch das er gehen mußte, um in sein Zimmer zu gelangen, winkte er seinen Leuten gleichsam Abschied zu, was diesen außerordentlich auffiel, da der Herzog doch erst am 31. abreisen sollte. Es war also nicht der Reise wegen.. Der Abschied sollte nur der Beweis eines festgefaßten Entschlusses sein. Die Heiterkeit, die Gleichgiltigkeit, die Ruhe, welche fast ohne Uebergang auf den Auftritt am Morgen gefolgt waren, alles verrieth bei dem alten Manne die Absicht, seine Umgebungen über seine Absicht zu täuschen, alles deutete auf die Exaltation, welche auf die schrecklichen Kämpfe des Gewissens folgt. Der Mensch, welcher entschlossen ist, sein Leben zu opfern, wird das Spielwerk seiner Einbildung, einer Mischung von Selbstsucht, Stolz und Schrecken, die ihn zum Tode treibt, selbst wenn er einen Schritt wieder rückwärts thun wollte. Der

Prinz von Condé stellte sich heiter, um seinen Freunden und Dienern den Selbstmordplan besser zu verheimlichen; da er es aber für zu grausam hielt, sie zu verlassen, ohne ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen, so wagte er es sich fast zu verrathen, indem er ihnen freundlich zuwinkte. Alle bemerkten es und wurden dadurch in Verlegenheit gebracht, denn nichts erklärte ihnen den traurigen rührenden Gruß. Die Heiterkeit verließ übrigens den Greis keinen Augenblick; er schwieg, während man ihn auskleidete und verband und als sein Kammerdiener, ehe er sich entfernte, ihn fragte, um welche Zeit er ihn wecken solle, antwortete er ruhig: „um acht Uhr". Am nächsten Morgen um acht Uhr fand man nur noch den Leichnam des Letzten der Condé und als alleinige Erklärung dieses dunkeln Räthsels das nachstehende eigenhändig von dem Prinzen geschriebene Billet:

„Saint Leu gehört dem Könige Philipp. Plündert und verbrennt weder das Schloß noch das Dorf. Thut weder meinen Freunden noch meinen Leuten etwas zu Leide. Man hat Euch über mich irregeleitet; ich habe nur noch zu sterben und wünsche dem französischen Volke und meinem Vaterland Glück und Segen.

„Auf ewig Lebewohl.

„L. G. Joseph, Prinz von Condé."

„N. S. Ich will in Vincennes neben meinem unglücklichen Sohne beerdiget sein."

Diese wenigen Zeilen verrathen den gestörten Geist des Herzogs von Bourbon und die Meisten sahen darin den natür=

lichen Beweis eines Selbstmordes; aber Uebelwollende wagten die Quelle zu verdächtigen. Man gab nicht nur allen Umständen dieses geheimnißvollen Todes eine schlimme Erklärung, sondern sprach kühne Anklagen aus und nannte sogar Namen. Der politische Haß bemächtigte sich des Testamentes des Prinzen, um die dadurch Begünstigten anzugreifen und ein furchtbarer drohender Ruf erhob sich an dem kaum geschlossenen Grabe; die Fürsten von Rohan begannen einen ärgerlichen Prozeß, aber das doppelte Urtel der Wissenschaft und der Justiz besänftigte endlich alle diese von Haß aufgeregten Stürme, deren Lärm sich allmälig in dem unermeßlichen Tumulte der politischen Ereignisse verlor.

Zweites Kapitel.

Erneuerung des diplomatischen Corps. — Ernennung des Fürsten Talleyrand zum Gesandten in London. — Brief Ludwig Philipps an den Kaiser Nicolaus und Reflectionen darüber. — Stolze Antwort des Kaisers. — Stimmungen der verschiedenen Cabinette Europas. — Der Herzog von Modena und der König von Spanien erkennen Ludwig Philipp nicht an; Ausspruch Ludwig Philipps über Ferdinand VII. — Die spanischen Flüchtlinge. — Die Revolution in Belgien. — Der Prinz von Oranien in Brüssel. — Der König von Holland und die Generalstaaten. — Ausschließung der Nassau. — Beschießung von Antwerpen. — Aufstände in Deutschland. — Die fremden Mächte beglaubigen ihre Gesandten bei dem französischen Hofe.

Während die Regierung sich neu organisirte und ihre Macht im Innern zu befestigen suchte, mußte das neue Königthum daran denken, sich von den auswärtigen Mächten anerkennen zu lassen. Wir haben bereits erwähnt, unter welchen

Bedingungen sie dieses Resultat ohne gewaltsame Erschütterungen erhalten konnte. Die europäischen Höfe, welche durch den Eintritt des Grafen Molé in das Ministerium über die Tendenzen der Julirevolution beruhiget wurden, hegten die wohlwollendste Meinung von Ludwig Philipp, der ihnen ernste Bürgschaften der Ordnung und des Bestehens bot.

Gleichzeitig war es von Wichtigkeit das diplomatische Corps zu erneuern. Da der Erfolg gewisser schwierigen Fragen von der Wahl der Gesandten bei den ersten Cabinetten abhing, so mußte Ludwig Philipp sich bisweilen an Männer wenden, die das Land nicht liebte, welche aber allein im Stande waren den Gedanken der Regierung auszuführen. So konnte der Fürst von Talleyrand, der unbeliebteste Staatsmann, durch seine seltene Geschicklichkeit Frankreich in England große Dienste leisten. Der König schlug seine Ernennung im Ministerrathe vor, der sie aber fast einstimmig zurückwieß. Trotz dieser systematischen Opposition beschloß der König, daß Herr von Talleyrand den Herzog von Laval, der am Tage vor den Ordonnanzen um seine Entlassung gebeten hatte, in London ersetze. Diese Ausdauer bezeichnete deutlich genug die auf die englische Allianz gegründete neue Politik Der Kaiser Nicolaus erkannte es sogleich und schöpfte daraus eine Abneigung, die er bei verschiedenen Gelegenheiten nicht verheimlichte, denn das Streben des französischen Cabinets stand den Hoffnungen Rußlands in der orientalischen Frage entgegen. Nicolaus befand sich in dieser Mißstimmung als er die Anzeige von der Thronbesteigung Ludwig Philipps erhielt, die in folgenden Worten abgefaßt war:

„Herr Bruder, ich zeige Ew. Kaiserl. Maj. meine Thronbesteigung durch das Schreiben an, welches Ihnen der General Athalin in meinem Namen übergeben wird, ich fühle aber das Bedürfniß mit vollem Vertrauen über die Folgen einer Katastrophe, die ich gern hätte abwenden mögen, mich gegen Sie auszusprechen.

„Lange schon bedauerte ich, daß der König Karl X. und dessen Regierung nicht einem Wege folgten, welcher besser geeignet war den Erwartungen und Wünschen der Nation zu entsprechen. Gleichwohl war ich weit entfernt, die wunderbaren Ereignisse vorauszusehen, welche geschehen sind und ich glaubte sogar, daß bei dem Mangel eines ehrlichen offenen Verfahrens im Geiste der Charte und unserer Institutionen, das nicht zu erlangen war, ein wenig Klugheit und Mäßigung hingereicht hätte, daß die Regierung noch lange ihren Weg fortsetzen könnte; aber seit dem 8. Aug. 1829 hatte die neue Zusammensetzung des Ministeriums mich sehr beunruhiget; ich sah, bis zu welchem Grade diese Zusammensetzung der Nation verdächtig und verhaßt war und theilte die allgemeine Besorgniß über die Maßregeln, welche wir erwarten mußten. Nichtsdestoweniger haben die Anhänglichkeit an die Gesetze und die Liebe zur Ordnung in Frankreich solche Fortschritte gemacht, daß der Widerstand gegen jenes Ministerium sicherlich aus den parlementarischen Bahnen nicht herausgetreten sein würde, wenn das Ministerium nicht selbst in seinem Wahnsinne das verderbliche Signal durch die tollkühnste Verletzung der Charte und durch die Aufhebung aller Garantien unserer Nationalfreiheiten gegeben hätte, für

welche jeder Franzose sein Blut zu vergießen bereit ist. Es folgte dem schrecklichen Kampfe kein Exceß.

„Schwer aber war eine Erschütterung in unsern socialen Zuständen zu verhindern und gerade die Exaltation der Gemüther, welche sie von so vielen Unordnungen abgewendet hatte, leitete sie auch zu Versuchen mit politischen Theorien, welche Frankreich und vielleicht Europa in schreckliches Unglück hätten stürzen können. Unter diesen Umständen, Sire, wendeten sich alle Augen auf mich; selbst die Besiegten hielten mich für nöthig zu ihrer Rettung; vielleicht war ich es noch mehr, damit die Sieger den Sieg nicht ausarten ließen. Ich übernahm also die edele aber schwierige Aufgabe und ließ alle persönlichen Rücksichten unbeachtet, welche sich vereinigten, um mich zu dem Wunsche zu veranlassen, davon verschont zu bleiben, weil ich fühlte, daß das geringste Zögern von meiner Seite die Zukunft Frankreichs und die Ruhe aller unserer Nachbarn gefährde. Der Titel Generalstatthalter, der alles unentschieden ließ, erregte ein gefährliches Mißtrauen und man mußte sich beeilen, aus diesem provisorischen Zustande herauszukommen, sowohl um das nöthige Vertrauen zu wecken, als um die Charte zu retten, deren Erhaltung so wesentlich war und deren Wichtigkeit der verstorbene Kaiser, Ihr erhabener Bruder, so wohl kannte und die sehr gefährdet gewesen sein würde, wenn man die Gemüther nicht schnell zufriedengestellt und beruhiget hätte. Es wird dem Scharfblicke und der hohen Weisheit Ew. Maj. nicht entgehen, wie wünschenswerth es ist, um jenen heilsamen Zweck zu erreichen, daß man die Angelegenheiten von Paris

von dem wirklichen Gesichtspunkte betrachte und daß Europa den Beweggründen, die mich leiteten, Gerechtigkeit widerfahren lasse und meiner Regierung das Vertrauen schenke, welche sie einzuflößen ein Recht hat. Mögen Ew. Maj. nicht aus den Augen verlieren, daß ich, so lange Karl X. über Frankreich regierte, der treueste und gehorsamste seiner Unterthanen gewesen bin und daß ich es erst in dem Augenblicke, als ich die Gesetze gelähmt und die königliche Autorität völlig vernichtet sah, für meine Pflicht hielt, dem Nationalwillen nachzugeben und die Krone anzunehmen, die mir dargebracht wurde. Auf Sie, Sire, richtet Frankreich hauptsächlich seine Augen; es steht in Rußland gern seinen natürlichsten und mächtigsten Verbündeten und sein Vertrauen wird nicht getäuscht werden, da mir der edele Charakter und alle Tugenden, die Ew. kaiserl. Maj. auszeichnen, dafür bürgen. Ich bitte Sie, die Versicherungen der hohen Achtung und der unveränderlichen Freundschaft zu genehmigen, womit ich bin, Herr Bruder, Ew. kaiserl. Maj. guter Bruder „Ludwig Philipp."

Dieses Schreiben, eine einfache und wahrhafte Darlegung der Ereignisse, ist der höchste Ausdruck jener vollendeten Klugheit und studirten Gewandtheit, welche den Charakter Ludwig Philipps auszeichnen. Es war voll Artigkeit in Bezug auf Karl X. und hatte den Zweck, indem es die Erinnerung an Alexander zur Aufrechterhaltung der Charte anrief, den Haß des Kaisers Nicolaus zu mäßigen, den es zugleich daran erinnerte, daß die Erhaltung des Friedens in Europa ausschließlich von dem Wohlwollen der heil. Allianz gegen das Cabinet

des Palais Royal abhänge; endlich schien es auch dem Kaiser die Begünstigung seiner Absichten im Oriente zu versprechen. Darin lag ein Mangel an Offenheit, das war ein Versehen, denn der Czar konnte nicht lange getäuscht bleiben. Dann hätte der Brief des Königs, ohne sich aus den Grenzen der Zurückhaltung zu entfernen, in der Form fester, würdevoller sein können, wie es sich für den Souverain einer Nation ziemt, welche der ganzen Welt Gesetze vorgeschrieben hat. Die Besorgniß und der demüthige Ton, in dem er gehalten ist, überraschten Nicolaus, der bei der Nachricht von den Juliereignissen Vorbereitungen gemacht hatte, Frankreich den Krieg zu erklären. Freilich hatte er Preußen nicht bewegen können, seiner Politik sich anzuschließen und nun waren seine feindseligen Gesinnungen wenig gefährlich. Er ging auch bald vom Verdrusse zum Stolze über; sein Haß verwandelte sich in Geringschätzung und er empfing den General Athalin mit stolzer Kälte. Nicht daß Nicolaus gezögert hätte, den neuen König anzuerkennen, er schätzte ihn persönlich, so daß er sogar sagte, als er die Ernennung Ludwig Philipps zum Reichsverweser erfuhr: „er ist der Mann, den die Franzosen brauchen; er wird ihr König sein; die Familie der Bourbons kann in Europa nur Unruhen und Zwiespalt erregen und verscheucht jede Hoffnung auf Fortschritt und Verbesserung". Abgesehen aber davon, daß die so bittern Worte über den ältern Zweig durch das Gefühl des Getäuschtseins dictirt waren, sah der Kaiser in der Revolution weniger eine Dynastiefrage als eine Propagandaidee. Je besorgter er gewesen war, um so stolzer fühlte er sich, als die Rollen

gewechselt waren. Unter dem Eindrucke dieses Gedankens gab er dem Könige eine insolente Antwort, in welcher er ihm nicht einmal die unter den Souverainen gebräuchliche Benennung „Bruder" gewährte:

„Ich habe aus den Händen des Generals Athalin das Schreiben empfangen, dessen Ueberbringer er war. Ewig beklagenswerthe Ereignisse haben Ew. Maj. in eine schmerzliche Alternative gebracht. Sie faßten einen Entschluß, der Ihnen allein geeignet erschien, Frankreich vor größeren Unfällen zu bewahren und ich will mich über die Rücksichten nicht äußern, welche Ew. Maj. leiteten, aber ich wünsche, daß die göttliche Vorsehung Ihre Absichten und Bemühungen für das Glück des französischen Volkes segnen möge. Ich nehme in Verein mit meinen Verbündeten gern den Wunsch Ew. Maj. entgegen, friedliche und freundschaftliche Verbindungen mit allen Staaten Europas zu unterhalten. So lange sie auf den bestehenden Verträgen und auf dem festen Willen beruhen, die Rechte und Pflichten wie den Zustand des Gebietsbesitzes zu achten, den sie geweiht haben, wird Europa darin eine Bürgschaft des Friedens finden, der für die Ruhe Frankreichs selbst so nöthig ist. Berufen, in Verein mit meinen Verbündeten jene erhaltenden Verbindungen mit Frankreich unter Ihrer Regierung zu pflegen, werde ich ihnen meinestheils alle die Sorgfalt, die sie erfordern und die Gesinnungen widmen, deren ich Sie für diejenigen, welche Sie gegen mich aussprachen, mit Vergnügen versichere. Ich bitte zugleich zu genehmigen ꝛc.

„18. Septbr. 1830. „Nicolaus."

Es kann nichts Dürreres, Ironischeres und Gebieterischeres geben als diese Sprache. Auf Ludwig Philipp machte sie indeß nur einen mäßigen Eindruck. Wenn er aus übergroßer Klugheit die Stirn vor dem nordischen Autocraten gebeugt hatte, um den Zorn desselben zu besänftigen, so besaß er doch eine zu große geistige Ueberlegenheit, als daß er über den Ton des Schreibens sich sehr verletzt gefühlt hätte. Er wurde vielmehr gerade dadurch zu der richtigen Erkenntniß seiner Würde gebracht und begnügte sich, aus dem Tone jenes Schreibens die Gewißheit zu schöpfen, daß er in der gefährlichen Aufgabe, die er übernommen, von jener Seite her kein Hinderniß finden werde.

In London wurde der General Baudrand mit Begeisterung aufgenommen. Als er nach dem Herkommen eine Abschrift des Schreibens Ludwig Philipps dem Herzoge von Wellington überrreichte, sprach sich dieser, dessen Ansicht in Europa ein unermeßliches Ansehen hatte, mit warmen theilnehmenden Worten aus und wiederholte, „daß der ältere Zweig der Bourbons durch eigene Schuld gefallen sei und daß die brittische Regierung bei der Anerkennung Sr. Maj. des Königs der Franzosen keine Schwierigkeit machen werde. Ein erster Beweis davon wäre erst kürzlich gegeben worden, da Karl X. nur als gewöhnlicher Privatmann und der Herzog von Bordeaux ebenfalls in England aufgenommen worden wären. Das Cabinet würde noch mehr thun. Obwohl Großbritanien durch die Verträge von 1815 (über die französischen Angelegenheiten) mit den ersten Mächten des Festlandes verbunden sei, so würde es doch die

Antworten der Höfe von Wien, Berlin und St. Petersburg nicht abwarten, um die Anerkennung der Königswürde in dem Zweige Orleans auszusprechen; im Nothfalle würde sogar England Europa die Ereignisse von Paris erklären, eine Krisis, die zu plötzlich eingetreten sei, als daß sie nicht in einigen Cabinetten wenigstens Erstaunen und Uebelwollen erregen sollte." Der König Wilhelm bestätigte auch wirklich die Worte des Herzogs und erinnerte in seiner ganz herzlichen Antwort Ludwig Philipp mit Vergnügen an ihre alte Freundschaft.

Oesterreich, dem nur die Unterdrückung des Propagandageistes und die Aufrechterhaltung der Verträge am Herzen lag, die Verbindung Frankreichs und Englands übrigens gleichgiltig war, beeilte sich nicht weniger, dem Julikönigthume seine Zustimmung zu geben, ja ersuchte sogar das Cabinet von Berlin, die seinige nicht zurückzuhalten. Metternich, den die friedlichen Absichten Ludwig Philipps beruhigten, versprach seiner Seits Frankreich seine Mitwirkung, um das Gleichgewicht zu erhalten und jeden Versuch zu Gunsten des Herzogs von Reichstadt zu verhindern, vor allen aber die Bewegungen der legitimistischen Partei nicht zu begünstigen. „Karl X.", sagte er zu dem General Belliard, „hat von Oesterreich ein Asyl erbeten; Bande der Verwandtschaft und das Gefühl der Ehre gestatten nicht, ihm dies zu versagen; wenn die verbannte Familie England verläßt, verpflichte ich mich alle Intriguen niederzuhalten, welche die Restauration des ältern Zweiges zu begünstigen suchen." Dann schloß er das Gespräch mit einem geistreichen Ausfalle und setzte hinzu: „General, es giebt zwei

edele Hartnäckige, vor denen man nie genug auf der Hut sein kann; sie sind Männer von Ehre, wahre Edelleute, denen ich mein persönliches Vermögen anvertrauen würde, die aber für Sie und uns gleich gefährlich sind, der König Karl X. und der Marquis von Lafayette. Ihre Julitage haben die thörichte Dictatur des alten Königs gestürzt; jetzt müssen Sie das Königthum Lafayettes, die Souverainetät der Propaganda stürzen; bevor man nicht seine Julitage gegen den gehabt hat, welcher sich bescheiden den Patriarchen der Freiheit zweier Welttheile nennt, wird der Reichsverweser nicht wirklicher König von Frankreich sein."

Nach dem Empfang der Couriere von St. Petersburg und Berlin hatte der General Belliard eine feierliche Audienz bei dem Kaiser. Als er sein Notificationsschreiben überreicht hatte, antwortete ihm Franz II., daß er in Verein mit seinen Verbündeten Ludwig Philipp als König der Franzosen anerkenne. „Der König Ihr Herr hat eine schwere Aufgabe übernommen", äußerte er und dann setzte er hinzu: „sagen Sie ihm, daß er mir schnell einen Gesandten schicke".

Nachdem einmal die vier großen Cabinette, welche die Wiener Verträge unterzeichnet, ihre Zustimmung gegeben hatten, mußten die Höfe vom zweiten Range dem Beispiele folgen. In Sachsen, in Baiern, Baden und Würtemberg krönte der Erfolg die Schritte der französischen Regierung. Der deutsche Bund erkannte die Thronbesteigung vom 9. Aug. ohne Schwierigkeit und Einschränkung an. Die Schweiz beglaubigte ihren Gesandten bei dem Cabinet des Palais Royal. Der König

der Niederlande hatte sich bereits beeilt, den Baron Fogel auf seinem Posten in Paris zu lassen. Der römische Hof, das Großherzogthum Toscana, Piemont und Neapel zögerten nicht, den neuen Monarchen zu begrüßen. Nur das kleine Modena und Spanien widerstanden dem allgemeinen Impulse. Die unschickliche Weigerung des Herzogs von Modena erschien völlig unerklärlich und sie war nur lächerlich. Dieser Fürst, der Repräsentant des Hauses Este, eines der berühmtesten des Mittelalters, hatte, wie man sagt, mit den Carbonari zum Zwecke einer italienischen Souverainetät, die er erhalten sollte, conspirirt; die Tendenzen des Palais Royal vereitelten seine Pläne; daher Zorn und Verdruß und jener anmaßliche Entschluß, welchem die Legitimisten ihren Beifall schenkten und den Ludwig Philipp zu strafen verschmähete.

Der Hof von Madrid hatte vielleicht mehr Grund, der Juliregierung sich feindlich zu zeigen; ungeschickt und gefährlich aber war es, einen Kampf in einem Augenblicke hervorzurufen, in welchem der Revolutionsgeist die Halbinsel durchwühlte. Persönlich hatte Ferdinand VII., wenn er auf seine eigene Vergangenheit blickte, keinen Grund, die Thronbesteigung seines Vetters, des Herzogs von Orleans, Usurpation zu nennen. Er gehorchte indeß dem unbeschränkten Einflusse seines vertrauten Ministers Calomarde und ließ in seinem Namen ein heftiges Manifest gegen die neue Ordnung der Dinge in Frankreich veröffentlichen, unterstützte einige Intriguen und versuchte die Royalisten jenseits der Pyrenäen aufzuwiegeln. Das Cabinet des Palais Royal war solchen Thatsachen gegenüber vollkommen

in seinem Rechte, Repressalien zu brauchen. Es ist ein solches System vom Gesichtspunkte der Humanität aus betrachtet ohne Zweifel zu beklagen, die Regierungen haben aber in dem Egoismus ihrer unversöhnlichen Politik nicht immer die Wahl der Mittel, ihre Erhaltung zu sichern. Bei der Nachricht von den Juliereignissen waren eine Menge spanischer Flüchtlinge nach Paris geeilt. Die berühmtesten unter ihnen, Mendizabal, Isturiz, Calatrava, Martinez de la Rosa, der Graf von Toreno, der Herzog von Rivas, San Miguel ꝛc. wollten eine Art Junta bilden, um Ferdinand VII. zu stürzen. Diese Vereinigung, welcher sich bald eine andere unter dem Namen spanischer Ausschuß zugesellte, erbat den Schutz der Regierung. Die Mehrheit der Minister schien dem Gesuche günstig zu sein, so daß Guizot Spanien eine glänzende Genugthuung für den Feldzug von 1823 versprach. Nur der Graf Sebastiani erklärte sich energisch gegen die Intervention. Bei dieser Ungewißheit war es von Wichtigkeit die Entschlüsse des Königs zu kennen und deshalb erbat und erhielt der Ausschuß eine Audienz bei Sr. Maj., um ihm seine Pläne auseinanderzusetzen. Ludwig Philipp war gesprächig und wohlwollend gegen Dupont, Marchais und Löwe-Weimar, die erschienen. Er erkannte die Nothwendigkeit an Frankreich zu schützen, das von Süden aus durch die Carlisten unter dem gefährlichen Einflusse des Königs von Spanien bedrohet war. „Ich weiß wohl", sagte er, „daß diese Politik mich zur Bekämpfung der Familieninteressen treibt, Ferdinand VII. aber kann man hängen wenn man will, denn er ist der größte Taugenichts, der jemals gelebt hat." Die

Abgeordneten des Ausschusses, welche sich durch diese Worte ermuthiget fühlten, gestanden dem Könige, daß die Geflüchteten daran dächten, dem Herzoge von Nemours die Hand der Dona Maria mit der spanischen Krone zu geben. Ein solcher Plan war aber nicht ausführbar, zuerst weil zwischen Portugal und Spanien eine Abneigung bestand, welche die Vereinigung unmöglich machte und dann weil Ludwig Philipp vor den Augen Europas sehr gefährdet gewesen sein würde, wenn er eine Krone für seinen Sohn angenommen hätte. Deshalb hielt sich der König sehr zurück und bewilligte den Flüchtlingen nur eine Unterstützung von 100,000 Frcs. Daß die Regierung im Anfange den spanischen Revolutionairen unbeschränkte Freiheit im Handeln gelassen hat, ist nicht zu leugnen, denn es lag ihr viel daran, die drohenden Bestrebungen einer Partei in Spanien um jeden Preis im Zaume zu halten; falsch aber ist es, daß sie ihnen unmittelbaren Schutz versprochen und sich verpflichtet habe, gegen die Interessen ihrer Politik zu interveniren. Es wurden den Freiwilligen Marschrouten gegeben, wie man in Madrid Intriguen duldete. Ueber 5000 Spanier eilten an die spanische Grenze, wie man in Spanien eine bewaffnete Emigration organisirte, um die südlichen Provinzen aufzuwiegeln. Weiter ging die Mitschuld des Palais Royal nicht. Der Graf Molé, dessen edeler Charakter nicht in Zweifel gezogen werden kann, sprach sich offen gegen Lafayette aus und als der letztere ihn über die möglichen Erfolge der Flüchtlinge befragte, sagte er ihm: „Diese unglücklichen Patrioten", „werden sich in das Verderben stürzen, wenn sie bei ihren Versuchen ver-

harren; Spanien, das von ihren Complotten genau unterrichtet ist, legt ihnen überall Schlingen. Wenn es noch Zeit ist, so melden Sie ihnen, daß sie bei einer Regierung, die nicht scherzt, einem sichern Tode entgegengehen." Die Voraussicht des Grafen Molé verwirklichte sich. Die Flüchtlinge blieben bei ihrem verderblichen Vorsatze und fielen unter den Kugeln der Soldaten Ferdinands VII. Der Hof von Madrid aber, den diese Versuche erschreckten, beeilte sich der neuen Dynastie seine Zustimmung unter der Bedingung zu geben, daß die französische Regierung die Pläne der Liberalen hindere.

Die Revolution von 1830 brachte, wie gesagt, eine allgemeine schreckliche Erschütterung in Europa hervor. Während in Spanien unter dem grausamen Despotismus Ferdinands VII. in unglücklichen Versuchen das Vorspiel zu dem langen Bürgerkriege sich zeigte, welcher dem Lande tiefe Wunden versetzen sollte, nährte das durch die ruhmreichen Scenen des Juli aufgeregte und von dem Geiste der Propaganda bearbeitete Belgien einen gewaltigen Haß gegen Holland, an das es durch die Verträge von 1815 gekettet war. Die Ursachen des Hasses waren die Religion und Nationalität und doch hatte sich Belgien materiell nie wohler befunden als seit seiner Vereinigung mit Holland. Seine Industrie hatte einen wunderbaren Aufschwung unter der Regierung Wilhelms erhalten, welcher mit dem Speculationsgeiste die Wissenschaft der Staatswirthschaft verband. Aber der König hegte für die Holländer eine unkluge Vorliebe, welche die Empfindlichkeit der Belgier reizte. Er hatte überdieß durch die Gründung eines philosophischen Collegiums in

Löwen eine religiöse Aufregung hervorgerufen, welche sich bald in Revolution umwandelte. Doch trieb Belgien die Abneigung nicht so weit, daß es die Regierung stürzen wollte. Es wünschte nur eine getrennte Verwaltung, da es eine verschiedene Sprache redete, verschiedene Sitten hatte und sich zum Katholicismus bekannte, während in Holland der Protestantismus herrschte. Die Verbannung der Herrn de Potter und Tielemans, der Häupter der katholischen und nationalen Meinung in Brüssel; der Haß, welcher durch das politische System des Holland ganz ergebenen Justizministers van Maanen erregt wurde; die Begeisterung, welche die Erzählung von den Julitagen in Paris hervorbrachte und die Ankunft einiger Emissäre der Propaganda führten in Brüssel in der Nacht vom 25. zum 26. Aug. 1830 einen Aufstand herbei. Die Bewegung begann nach einer Vorstellung der Stummen von Portici und schien anfangs keinen ernsten Charakter zu haben. Bald wendete sich aber das Volk gegen die Bureaux des ministeriellen Journals National, zerschlug die Fenster und versuchte die Thüren zu zertrümmern. Dann drang es in die Läden der Waffenhändler ein, wechselte einige Schüsse mit den Truppen, steckte das Haus van Maanens in Brand und in den Straßen wie an dem Rathhause erblickte man die alten Nationalfahnen in Roth, Schwarz und Gelb. Der Aufstand verbreitete sich nun blitzschnell. Lüttich, die Stadt der Arbeiter, Löwen, Namur folgten dem Beispiele Brüssels. Die Bewegung war fast einmüthig und die Ursache überall dieselbe, nur über den Zweck war man nicht einig. Das Volk hatte unter dem Einflusse der katholischen Geistlichkeit die Waffen

ergriffen, um die Familie Nassau zu vertreiben; der Bürgerstand strebte nach der Wiederherstellung der Ordnung und erbat nur in einer ehrerbietigen Adresse an den König die schleunige Berufung der Generalstaaten, die Beseitigung einiger Beschwerden, die Entlassung des Ministers van Maanen und eine getrennte Verwaltung. Wilhelm antwortete: „er werde sich an den Wortlaut des Grundvertrags des Königreichs der Niederlande halten und sich der Entscheidung der Stände fügen". Demzufolge wurden die Generalstaaten zum nächsten 13. Septbr. berufen und der Prinz von Oranien begab sich mit seinem Stabe und ohne Truppen nach Brüssel, um die Wünsche der Belgier zu vernehmen. Das Volk, das aufgefordert wurde seine Beschwerden auseinanderzusetzen, forderte:

1) Die vollständige und aufrichtige Ausführung des Grundgesetzes ohne Beschränkung und Erläuterung zu Gunsten der Gewalt durch Verordnungen, Ministerialrundschreiben und Cabinetsrescripte; 2) die Entlassung des Ministeriums des verhaßten van Maanen; 3) die provisorische Aufhebung der Schlachtsteuer bis zur nächsten Session der Generalstaaten; 4) ein neues Wahlsystem, begründet durch ein Gesetz, nach welchem die Wahl directer von dem Volke ausgehe; 5) die Wiederherstellung des Geschworenengerichts; 6) ein neues Gesetz über die Gerichtsorganisation; 7) die gesetzliche Verantwortlichkeit der Minister; 8) ein Gesetz, welches den Sitz des Obergerichts in den südlichen Provinzen bestimme; 9) die Einstellung der Verfolgungen gegen die liberalen Schriftsteller; 10) die Aufhebung aller politischen Verurtheilungen; 11) daß an die

bedürftigen Arbeiter Brod vertheilt werde, bis sie ihre Arbeiten wieder beginnen könnten." Der Prinz von Oranien versprach den Belgiern, ihre Wünsche seinem Vater vorzutragen und verließ Brüssel am 4. Septbr., um nie wieder dahin zurückzukehren. Van Maanen erhielt wirklich seine Entlassung; es wurde ein neues Ministerium gebildet und die beiden Kammern wurden unmittebar in den Haag beschieden. Der König sprach sich vor der Ständeversammlung mit edelm Freimuthe im Sinne der gesetzlichen Ordnung aus und seine Sprache machte Eindruck auf die Abgeordneten, welche geneigt waren, mit dem Hause Oranien zu unterhandeln. Aber der Bürgerstand beherrschte den Aufstand nicht, weil er nicht das Signal dazu gegeben hatte. Von dem gemeinen Volke war die Bewegung ausgegangen und ist das Volk einmal auf den Weg der Revolution gedrängt, so legt es seine Macht nicht so leicht wieder nieder. Da es in minder directem Verkehr mit seinem Souverain steht, so ist es auch dem Enthusiasmus weniger zugänglich, welchen die Worte der Fürsten wohl hervorbringen. Die gute Meinung des Bürgerstandes für die herrschende Dynastie wurde denn auch durch die wachsende Aufregung der arbeitenden Classen gehemmt, welche bereits im Besitze mehrerer Städte waren, wie Brüssel, Lüttich und Gent. Da vertrauete der König Wilhelm dem Prinzen Friedrich eine Armee an, damit er die aufrührerischen Städte wieder unterwerfe; nach einem blutigen Kampfe aber zog sich der Prinz, der Brüssel in der Nacht hatte räumen müssen, auf der Straße nach Antwerpen zurück und die demokratische Partei ergriff die Zügel der Regierung. Ein

rasch zusammengesetzter Regentschaftsrath sprach die Absetzung des Königs Wilhelm aus und ein Beschluß bestimmte, daß die gewaltsam von Holland losgerissene Provinz Belgien einen unabhängigen Staat ausmache und daß ein Nationalcongreß, in welchem alle Interessen der Provinz vertreten sein sollten, berufen werde, damit er den Entwurf einer belgischen Constitution prüfe, ihn nach seinem Gutbefinden abändere und ihn dann als definitive Constitution für ganz Belgien verbindlich mache.

Der König Wilhelm glaubte in seiner Verzweiflung den Beistand Preußens anrufen zu müssen, das zum Einschreiten bereit war, aber der Graf Molé erklärte dem Cabinet von Berlin, daß er in keinem Falle eine preußische Intervention zugeben würde. Wilhelm wendete sich nun an die Diplomatie, welche das Königreich der Niederlande geschaffen hatte und Lord Aberdeen, welcher die von ihm verlangte Truppenabsendung als verspätiget abschlug, erklärte, daß die Bevollmächtigten der fünf Höfe zusammentreten würden. Die belgische Revolution brachte allerdings Europa und namentlich Frankreich in ernste Verlegenheiten. England und Preußen waren bei der Sache am meisten interessirt, das eine weil es den Einfluß des Palais Royal auf Antwerpen fürchtete, das andere weil es, in seinen Rheinprovinzen von Belgien umschlossen, den Aufstand da schnell sich verbreiten zu sehen fürchten mußte. Frankreich seiner Seits konnte sich einem unvermeidlichen Kriege nicht aussetzen, indem es sich Vergrößerungs- und Eroberungsgedanken hingab und den Grundsatz der Nichteinmischung verletzte, um Belgien beizustehen; in Folge der Neutralität

blieb dagegen dieser Grundsatz unverletzt in seiner ganzen Kraft als europäisches Staatsrecht und das ehrliche Verfahren der französischen Regierung unter Umständen, die ihren Ehrgeiz so bedeutend reizen mußten, gab ihrer Diplomatie in der belgischen Frage großes Ansehen. Während die Conferenz der Bevollmächtigten in London stattfand, um Maßregeln in Bezug auf den künftigen Zustand der südlichen Provinzen der Niederlande zu ergreifen, erkannte der Prinz von Oranien, den sein Vater beauftragt hatte, in Antwerpen eine Art Regierung einzurichten, die Unabhängigkeit Belgiens in einer Proclamation an, deren Wirkung beinahe den Sieg der Orangisten sicherte. Die provisorische Regierung fürchtete einen Augenblick das Gebäude der Hoffnungen der Nation zusammenstürzen zu sehen, denn ein Königthum mit dem Prinzen von Oranien war die Fortsetzung des politischen Systems Wilhelms. Aber ein schreckliches Ereigniß vernichtete die letzte Hoffnung des Hauses Nassau. In der Nacht vom 27. zum 28. beleuchteten ungeheuere Flammen den Horizont. Diese Flammen erhoben sich über Antwerpen, welches der Prinz von Oranien durch den General Chassé beschießen ließ. Dieses Verbrechen erbitterte die Belgier so sehr, daß von diesem Augenblicke an die Befreiung ihres Vaterlandes in ihren Herzen beschlossen war.

Die belgische Revolution beunruhigte die vier großen Mächte und beseitigte ihre diplomatische Langsamkeit in der Anerkennung der Dynastie Orleans. Die Personenfrage verschwand nun unter der Wichtigkeit einer Frage des Egoismus, jener der eigenen Sicherheit. Die rasche Wirkung der Prinzipien, die

sich nach den Ereignissen in Paris so reißend schnell verbreiteten, drohete mit einer allgemeinen Gefahr, die man beschwören mußte, indem man alle Anstrengungen auf einen Punkt richtete. Der Aufstand verbreitete sich bereits nach Deutschland und ob er gleich noch nicht furchtbar war, mußte er doch mit Ernst und schnell unterdrückt werden. Oesterreich, Preußen und Rußland faßten den festen Entschluß, die Propaganda im Zaume zu halten und die Haltung Frankreichs zu beobachten. Aachen fühlte zuerst die Erschütterung von Paris und Brüssel, Köln und Hamburg folgten dem Beispiele und in Braunschweig, in Cassel, Leipzig und Dresden nahmen die Unruhen einen gefährlichern Charakter an. Auch in Berlin entstand ein leichter Auflauf wie in Wien. Diese theilweisen Aufstände wiesen den deutschen Bund auf die Nothwendigkeit strenger Maßregeln hin und er versäumte nichts, um dieses Ziel zu erreichen. Als die deutschen Höfe auf dieser Seite ruhig sein konnten, zögerten sie nicht die Beglaubigungsschreiben ihrer Gesandten oder Minister bei dem Cabinet des Palais Royal zu erneuern. Herr von Werther blieb preußischer Seits auf seinem Posten und der Graf von Appony wartete, daß ein französischer Gesandter in Wien ernannt werde. Lord Stuart de Rothsay war bereits von dem Cabinet von St. James beglaubiget worden. Man erinnert sich, daß der König der Niederlande selbst mitten in den belgischen Unruhen seinen Gesandten nach Paris geschickt hatte. Die Gesandten von Dänemark, Schweden und den deutschen Staaten, so wie der päpstliche Nuntius überreichten allmälig ihre Beglaubigungsschreiben.

Drittes Kapitel.

Aufläufe. — Dictatur Lafayettes. — Verhaftung der Minister Polignac, Peyronnet, Guernon-Ranville und Chanteloupe. — Schöne Worte Ludwig Philipps. — Parlementarische Debatten über die Abschaffung der Todesstrafe. — Volkszorn. — Auflauf in Vincennes. — Angst der Königin. — Ausspruch des Königs über Petion. — Thätigkeit der Volksgesellschaften. — Proclamation Odilon Barrots. — Anarchie in dem Ministerrathe. — Seltsame Auftritte zwischen dem Konige und Dupont (von der Eure). — Ministerium vom 2. Novbr.; Laffitte, Conseilpräsident. — Opposition der Doctrinaires. — Die Pairskammer als Gerichtshof. — Einleitung des Prozesses der ehemaligen Minister. — Sie werden nach Paris gebracht. — Proclamation Lafayettes. — Verhör der ehemaligen Minister; ihre Haltung. — Abhörung der Zeugen. — Aussage des Herrn von Semonville. — Peyronnet vertheidigt sich selbst. — Der Palast Luxembourg wird von der Menge belagert. — Die Angeklagten werden eilig nach Vincennes zurückgebracht; das aufgestandene Volk. — Niederlage der Republikaner. — Brief Ludwig Philipps an Lafayette. — Gefahren der Dictatur Lafayettes; Erörterung über das Nationalgardengesetz; das Generalcommando der Nationalgarden des Reiches wird abgeschafft. — Verdruß Lafayettes; er bittet um seine Entlassung; Antwort Ludwig Philipps. — Unterredung zwischen dem Könige und Lafayette. — Proclamation des Königs. — Abschied Lafayettes von der Nationalgarde. — Rücktritt Duponts. — Der General Lobau ersetzt Lafayette in dem Commando der Nationalgarde von Paris. — Auflösung der Artillerie der Nationalgarde.

Wenn die Regierung, wie jede Gewalt, die aus einer Revolution hervorgegangen ist, einigen Widerstand von Seiten der fremden Souveraine fand, welche nicht ohne Besorgniß das Legitimitätsprincip verletzt sehen konnten, nach welchem sie existirten, so begünstigten sie doch die Umstände ganz besonders

und überall wich das Uebelwollen der Theilnahme. Im Innern waren die Schwierigkeiten weit größer. Paris, der Heerd der Revolution, zitterte noch von den Erschütterungen der großen Woche. Ein Funken reichte hin, um einen neuen Ausbruch zu veranlassen, denn, wir wiederholen es, die getäuschten Hoffnungen der Besiegten und die anmaßenden Forderungen der Sieger umgaben den Thron mit Gefahren und Schwierigkeiten. Die geringste Ursache weckte von neuem den unversöhnlichen Haß, den verhaltenen Groll, alle jene eifersüchtigen Leidenschaften, welche die Gesellschaft nach den Stunden des Heldenmuthes beherrschen. So lange ein Volk für seine Unabhängigkeit und seine Vorrechte kämpft, hört es nur auf die edelsten Triebe; am nächsten Tage aber, wenn die Noth und Armuth wieder mit ihm in seine Wohnung einziehen, streiten sich die Ehrgeizigen um die Früchte des Sieges und dieser gefährliche, unablässige Kampf im Stillen erstickt meist den Aufschwung der neu geschaffenen Macht. Wie nach einem heftigen Sturme lange Aufregung folgt, welche die Wogen noch bewegt, so ließ auch die Revolution von 1830 in allen Theilen der Gesellschaft Gährungsstoffe zurück. Das Gebäude war zu heftig erschüttert worden, als daß es schnell wieder in das Gleichgewicht hätte kommen können. Jeder sieht natürlich eine politische Veränderung nur von dem Gesichtspunkte seiner eigenen Interessen an und so dachte die arbeitende Classe, welche Karl X. unter dem Rufe: „es lebe die Charte!“ gestürzt hatte, gar nicht daran, daß das Wort Charte für sie etwas anderes bedeute als Erhöhung des Arbeitslohnes. Daher schrieben sich denn Klagen

und Forderungen, die laut und entschieden auf den öffentlichen Plätzen ausgesprochen wurden. Diese tumultuarischen Aeußerungen begannen am Abende des 13. Aug. und wiederholten sich zu Ende des Monats in drohender Weise. Jedes Gewerke rottete sich zusammen, um die Vertreibung der fremden Arbeiter, eine Verminderung der Tagesarbeit um eine Stunde, einen höhern Lohn und endlich die Vernichtung der Maschinen zu verlangen. Und Paris war nicht allein der Schauplatz solcher Aufstände; auch in den Provinzen zeigten sie sich. An mehreren Orten widersetzte man sich der Erhebung der Abgaben. Von dreizehn Millionen, die von den indirecten Steuern in dem Monat August eingehen sollten, blieben zwei Millionen im Rückstande.

Ueber diese launenhafte und ungelehrige Macht des Volkes stellte sich die eifersüchtige, ungeschickte und umsichgreifende Macht des Herrn von Lafayette. Er war als Commandant der Nationalgarden des Reiches im Besitze der gefährlichsten Dictatur, denn durch sie vereinigte er in sich den ganzen Einfluß auf die Massen und er benutzte ihn jeden Augenblick zur Ausführung seiner geringsten Wünsche. Da er gern seine Ansichten und Rathschläge aufdrang, so reizte ihn das kleinste Hinderniß und deshalb beschwerte er sich bei dem Könige. „Es geht schlecht mit Ihrer Regierung", sagte er; „wenn Sie so fortfahren, sind wir nach einem Monat mitten in der Republik." Als Ludwig Philipp ihn ermahnte zu warten, sich zu gedulden, weil die Schwierigkeiten groß wären, setzte Lafayette halb ernst, halb spottend hinzu: „wer weiß ob Sie in vierzehn Tagen noch

König sind". Der König verschmähete es auf diese offene Rede zu antworten, wie sie der Patriarch der beiden Welten nannte; er wußte, daß er Manches dem Alten schuldig sei, bei welchem er über den Eigenschaften des Herzens die verkehrten Einfälle vergaß. Lafayette, ein glänzendes, aber zerbrechliches Werkzeug, dessen zu zeitige Vernichtung gefährlich gewesen sein würde, sollte sich selbst abnutzen. Den Ministern gegenüber nahmen seine unbegreiflichen Forderungen einen hochmüthigen Charakter an und seine Allgewalt wollte sich auf die Leitung der äußern und innern Angelegenheiten ausdehnen. Die regelmäßige Gewalt war mit dieser Dictatur nicht verträglich und sie mußte im Interesse der Ordnung und des Friedens der Regierungen unterdrückt werden. Alle Parteien lebten in diesem Zustande des Mißtrauens und der Besorgniß als ein schrecklicher kritischer Augenblick für die Juliregierung kam. Wir meinen den Prozeß der Minister Karls X., die damals in Vincennes sich in Haft befanden. Wir müssen in der Erzählung etwas weiter zurückgehen.

Als Herr von Mortemart den Auftrag erhielt, unter seinem Vorsitze ein neues Ministerium zu bilden, gedachten die Unterzeichner der Juliordonnanzen von Karl X. sich zu entfernen, um der neuen Zusammensetzung keine Verlegenheit zu bereiten. Der König willigte aber in diese Trennung nicht, weil er die Männer zu schützen wünschte, die sich für ihn in Gefahr begeben hatten. Die Minister begleiteten ihn also nach Trianon. Da sie dort bemerkten, daß ihre Anwesenheit die Unterhandlungen mit dem Herzoge von Mortemart störten, so nahmen sie

Abschied von Karl X. und suchten ihr Heil in der Flucht. Verfolgt von dem drohenden Geschrei des Volkes irrten sie von Stadt zu Stadt und nicht alle konnten ihrem Schicksale entgehen. Herr von Polignac wurde in einem kleinen Wirthshause zu Granville verhaftet, nach St. Lo gebracht und da in dem öffentlichen Gefängnisse eingesperrt. Herr von Peyronnet wurde von einem ehemaligen Beamten erkannt und verrathen; Herr von Chanteloupe, welcher sich als Rothschildscher Courrier verkleidet hatte und Herr von Guernon-Ranville wurden ebenfalls in Tours entdeckt wie Peyronnet. Die Herren Montbel, Capelle und d'Haussez allein entzogen sich dem Zorne ihrer Feinde. Als die Haftbefehle in Ordnung gebracht waren, wieß man die Gefangenen nach Vincennes und das Commando des Ortes wurde dem tapfern General Doumesnil übertragen (5. Sept.).

Die Verhaftung der ehemaligen Minister brachte einen tiefen Eindruck hervor, der sich bei Einigen in Rachedrohungen, bei Andern in Besorgnissen und in Worten des Mitleides für die Männer aussprach, welche sich einer verblendeten Hingebung für ein unhaltbares Königthum hatten zu Schulden kommen lassen. „Ich bin recht unglücklich", sagte Ludwig Philipp in Bezug darauf; „soll meine Thronbesteigung mit Blut befleckt werden?" Dieser Schmerzensruf drückte die ganze Besorgniß der neuen Dynastie und alle Gefahren der Lage aus, welche ihr in Europa der Prozeß der Minister schuf. Es war dies die Klippe der Revolution. Sollte sie, nachdem sie so weit von Excessen freigeblieben war, den Thron, welchen sie gegründet

hatte, erschüttern, indem sie die fremden Mächte durch eine Rückkehr zu den Gewaltthätigkeiten von 93 erschreckte?

Die Worte des Königs fanden in mehr als einem Herzen Wiederklang. In der Deputirtenkammer trug Victor von Tracy auf Abschaffung der Todesstrafe an (17. Aug.). Der Antrag wurde in Berathung gezogen. In der Sitzung vom 6. Octbr. las Bérenger einen Bericht, der vorschlug zur Tagesordnung überzugehen und am 8. begannen die Debatten. Tracy richtete von neuem die Aufmerksamkeit der Kammer auf diese so wichtige Humanitätsfrage und Kératry, der gegen die Vertagung sprach, trug auf eine Adresse an den König an, dem man, wie er sagte, die Initiative der Abschaffung der Todesstrafe überlassen müsse.

„Man hat Ihnen die Vertagung vorgeschlagen", sprach Lafayette; „ohne Zweifel haben die, welche sie verlangten, das Unglück nicht gehabt, ihre Familie, ihre Freunde, die ersten Bürger Frankreichs auf das Blutgerüst schleppen zu sehen."

Der Antrag auf eine Adresse, der einstimmig angenommen wurde, ging an die Commission zurück. Um acht Uhr Abends nahm man die Sitzung wieder auf und Bérenger las die Arbeit der Commission vor, die also schloß: „Sire, die Kammer wünscht die schnelle Initiative Ew. Maj. in dieser Reform. Es knüpft sich zu großer Ruhm daran und es müssen zu viele Vortheile daraus hervorgehen, als daß die Nation sie andern als ihrem Könige verdanken möchte." Die Kammer nahm diese Adresse mit Begeisterung an und die Protestation des Herrn Eusèbe Salverte — desselben, welcher die Anklage der Minister Karls X. hervorgerufen hatte — verlor sich in dem Lärme der Stimmen,

welche so feierlich das heilige Princip der Unverletzlichkeit des Menschen proclamirten. Der König antwortete der Deputation, welche ihm die Adresse überbrachte:

„Den Wunsch, den Sie mir ausdrücken, habe ich schon lange im Herzen gehegt. Da ich in meinen Jugendjahren Zeuge des entsetzlichen Mißbrauches, der in politischen Dingen mit der Todesstrafe getrieben wurde und aller der Uebel war, welche für Frankreich und die Menschheit daraus hervorgingen, so wünschte ich immer lebhaft die Abschaffung. Die Erinnerung an jene Unglückszeit und die schrecklichen Gefühle, die mich ergreifen, sobald ich daran zurückdenke, sind Ihnen eine sichere Bürgschaft für den Eifer, mit dem ich Ihnen einen Ihren Wünschen entsprechenden Gesetzentwurf werde vorlegen lassen. Mein Wunsch wird erst dann vollständig erfüllt werden, wenn wir aus unserer Gesetzgebung alle Strafen und alle Härten entfernt haben, welche der Humanität und dem jetzigen Stande der Gesellschaft nicht entsprechen."

Bei jeder andern Gelegenheit würde die Abschaffung der Todesstrafe von dem Volke, das Edelmuth immer fühlt, mit Jubel begrüßt worden sein; damals aber sollte das Gefühl der Rache alle andern beherrschen und als es ahnete, daß man die Männer retten wolle, durch welche so vieles Unglück über das Land gebracht worden war, äußerte es wilde Wuth und wollte sich selbst Recht schaffen. Am 18. Octbr. tobte der Aufstand in der Nacht in den Vorstädten, im Palais Royal und stieß entsetzliche Todesdrohungen aus. Die Menge, welche von der Nationalgarde zurückgetrieben wurde, verbreitete sich zornes-

trunken im schauerlichen Scheine von tausend Fackeln auf den Boulevards und eilte nach Vincennes, um dasselbe anzuzünden und die Gefangenen zu ermorden. Der General Doumesnil bot diesen aufgeregten Massen, welche die Auslieferung der ehemaligen Minister verlangten, kühn die Spitze und gab ihnen die heldenmüthige Antwort:

„Kinder, ich bin ein alter Schnurrbart, der seinen Dienst nicht im Schatten der Generalstäbe gethan hat; das hölzerne Bein da ist ein Beweis davon. Glaubt also nicht, daß Ihr mich durch ein Bischen Lärm einschüchtern könnt. Die Männer, von denen ihr sprecht, stehen unter meiner Aufsicht und Verantwortlichkeit. Man bringe mir einen Befehl der Behörden und ich werde mich demselben fügen; ohne einen solchen wird man nichts erlangen. Die Feinde Frankreichs wissen wie ich mich vertheidige und Ihr werdet es auch erfahren. Ich habe ihnen in dieser Feste zweimal widerstanden und nicht um mich zum drittenmale zu ergeben. Wenn man Gewalt gegen mich anwendet und die meinige zum Siege nicht hinreicht, so lasse ich die Thürme in die Luft sprengen und ganz Vincennes und die Vorstadt St. Antoine werden bei der Explosion mit zu Grunde gehen; nöthiget mich also nicht, zu diesem äußersten Mittel zu greifen."

Diese Drohung wirkte, denn der General Doumesnil war der Mann dazu sie auszuführen. Die Menge zog sich zurück und begab sich wieder nach dem Palais Royal. Es war zwei Uhr früh und die Königin wachte neben einem kranken Kinde. Das Geschrei auf der Straße und der schauerliche Schein der

Fackeln erschreckten sie. Ludwig Philipp ging unterdeß, während der Ministerrath sich versammelte, mit dem Seine-Präfecten auf der Terrasse auf und ab. Man hörte rufen: „es lebe Barrot!“ — „Ich habe sonst auch rufen hören: es lebe Petion!“ sagte der König, indem er sich zu Odilon Barrot wendete, — eine traurige Andeutung, die aus der Erinnerung an ein Beispiel ephemerer Volksgunst geschöpft war, von einem Fürsten ausging, der so viel gesehen und beobachtet hatte und einem Manne galt, der mit völliger Unkenntniß der Leidenschaften und Launen der Menge seine politische Laufbahn betrat. Der Garde gelang es die Zusammenrottung zu zerstreuen und am Tage darauf begab sich der König in der Nationalgardenuniform mit seinem ältesten Sohne und den Generalen Lafayette und Gerard in den Hof des Palais Royal hinunter, um der braven Miliz, die so große Aufopferung bewiesen hatte, seinen Dank auszusprechen. Wenn übrigens auch das Volk gerechte Ursache zum Hasse gegen die Unterzeichner der Juliordonnanzen hatte, so würde es sich vielleicht doch nicht zu solchen Ausschweifungen haben hinreißen lassen, wenn es nicht aufgereizt worden wäre. Es nimmt leicht die entgegengesetztesten Eindrücke auf und gehorcht dann einem schlechten ebenso, wie es von einem guten zurückgehalten worden sein würde. Es war hier wie immer nur das Werkzeug; der Wille, welcher es auf die öffentlichen Plätze trieb, ging von den Volksgesellschaften aus, in denen die politischen Utopien ausgearbeitet wurden und wo man kühn den Widerstand gegen die regelmäßigen Gewalten organisirte. Daß es auch im Schooße dieser gefährlichen Gesellschaften Meinungs-

verschiedenheiten über die Todesstrafe gegeben haben mag, ist wohl glaublich; die Gesellschaft der „Volksfreunde" aber, die wichtigste von allen, hatte einen Anschlag drucken lassen, in welchem man das Volk aufforderte sich selbst zu rächen. Die Strafe mußte in diesen Stunden der Gefahr und der Unordnung rasch und kräftig erfolgen. Die Gerichtshöfe hatten denn auch den Muth drei Mitglieder der Gesellschaft der Volksfreunde zu verurtheilen; Odilon Barrot aber beschränkte sich aus Mangel an Erfahrung und Energie darauf, an das Pariser Volk eine ungeschickte und schwülstige Proclamation zu erlassen. „Euere Beamten", sagte er, „sind tief betrübt durch die Unordnungen, welche die Ruhe in dem Augenblicke gestört haben, wo der Handel und die Industrie, welche der Sicherheit bedürfen, aus dieser schon zu lange dauernden Krisis sich wieder empor zu arbeiten anfingen. Das Volk von Paris, das immer das Volk der drei Tage ist, das muthigste und edelste Volk der Erde, verlangt nicht Rache, sondern Gerechtigkeit. Die Gerechtigkeit ist auch wirklich das Bedürfniß und das Recht der starken und muthigen Männer, während die Rache die Lust der schwachen und feigen ist. Ein unzeitiger Schritt (der Antrag der Kammer) konnte die Vermuthung erregen, es bestehe eine Verabredung, den gewöhnlichen Gang der Gerechtigkeit in Bezug auf die ehemaligen Minister zu unterbrechen; Verzögerungen, welche aber nur die Erfüllung der Förmlichkeiten sind, die der Justiz einen feierlicheren Charakter geben, haben diese Ansicht unterstützt und bestärkt, welche unsere Feinde, die immer darauf lauern uns zu veruneinigen, mit Eifer ausbeuten. Daher die Volksaufregung,

welche für die braven Bürger eben nur ein Mißverständniß ist. Ich erkläre Euch mit voller Sicherheit, lieben Mitbürger, daß der Gang der Gerechtigkeit weder unterbrochen noch eingestellt worden ist, noch es jemals werden wird; die Einleitung der Anklage gegen die ehemaligen Minister wird fortgesetzt; sie gehören dem Gesetze an und nur das Gesetz wird ihre Bestimmung festsetzen. Die guten Bürger können nichts anderes fordern und wünschen und doch was sind die Maueranschläge, die Aufregungen, das drohende Geschrei, das man auf den Straßen und Plätzen ausstieß, anderes als Gewaltthätigkeiten gegen die Justiz? Wir wollen für andere, was wir für uns selbst wünschen würden, ruhige und unparteiische Richter; aber einige verirrte oder übelwollende Personen bedrohen die Richter schon ehe die Debatten begonnen haben. Volk von Paris, du gestehst diese Gewaltthätigkeiten nicht ein. Angeklagte sind Dir heilig, sie stehen unter dem Schutze des Gesetzes; wer sie beleidiget, ihre Vertheidigung hemmt, den Urtheilen der Justiz vorgreift, verletzt die Gesetze jeder civilisirten Gesellschaft, verstößt gegen die erste Pflicht der Freiheit, begeht mehr als ein Verbrechen, eine Feigheit. Es giebt gewiß unter der edeln und ruhmreichen Bevölkerung keinen Bürger, der es nicht fühlte, daß es seine Ehre und seine Pflicht erfordern, ein Attentat zu verhindern, das unsere Revolution beflecken würde. Gerechtigkeit soll sein, aber Gewaltthat ist keine Gerechtigkeit. So sagen alle Wohlmeinenden, und das wird die Richtschnur des Benehmens Euerer Beamten sein. Sie zählen in den schwierigen Verhältnissen auf die Mitwirkung und den Beistand aller ächten Patrioten, um

den Maßregeln zur Aufrechterhaltung der Ordnung Kraft zu geben."

Mit solchen Mitteln, mit solchen Worten hoffte der Seinepräfect die Volksgährung zu beruhigen! Er war schwach, wo er stark zu sein glaubte und machte Worte, wo er hätte handeln sollen; er vergaß seine Pflichten als Beamter, um seine politische Meinung auszusprechen und setzte die Abgeordneten des Landes herab, indem er da tadelte, wo ihm ein Tadel gar nicht zustand. O wie beschränkten Geistes sind die Männer, welche die Freundschaft der Massen berauscht, die sich zur niedrigsten Schmeichelei herablassen, um sie zu verdienen und nicht ahnen, daß die würdevollen, geraden, festen Charaktere weit mehr imponiren und nur den seltenen Geistern eine wirkliche Ueberlegenheit, eine dauernde Herrschaft sichern. Das Ministerium, welches durch das Verfahren Odilon Barrots ebenso sehr erschreckt als betrübt wurde, mußte daran denken, ihm einen Nachfolger im Amte zu geben. Dupont widersetzte sich dieser weisen Maßregel und Lafayette drohete dem Hofe mit Niederlegung seines Postens. Es konnte nicht darauf ankommen, die Sache rasch zu betreiben und Sebastiani schlug vor, Barrot zu bewegen, freiwillig zurückzutreten. Abends kam der Ministerrath zusammen. Lange schon bestanden Uneinigkeiten im Schooße desselben, die der Einfluß des Königs nicht immer besänftigen konnte. Es herrschte die vollständigste Anarchie und oft kamen beklagenswerthe Auftritte vor. Die meisten Minister, Männer von Tact, entfernten sich nie von der Ehrfurcht, die sie Sr. Maj. schuldig waren, Dupont (von der Eure) aber, ein recht-

licher Mann von strengen Sitten, glaubte keine Form der Achtung gegen den König zu beachten zu haben. Er blieb starr bei seinen Ansichten, führte die heftigste, tollkühnste Sprache, welche man sich denken kann und drückte seinen Patriotismus nur in empörenden Schmähungen aus. Eines Tages, bei Besprechung des Art. 291 des Strafgesetzbuches über die Associationen, redete er Se. Maj. also an: „Was meinen Sie? Das Julivolk würde Sie fragen, ob es in größerer Anzahl als zu 21 zusammenkommen dürfe? Das ist thöricht, unmöglich." — „Die Regierung muß sich aber doch vertheidigen?" antwortete der König. — „Auf den Juliwegen muß sie gehen und wollen was die Revolution wollte, dann braucht sie sich nicht zu vertheidigen." — „Ich denke wir wollen alle dasselbe." — „Wohl möglich, aber nicht auf dieselbe Weise und wenn zufällig Ew. Maj. ein populäres Ministerium zu haben glauben, so irren Sie sich sehr." — „Aber, Herr Dupont.." — „Aber Sie selbst, Sire, sind nicht wie in den ersten Wochen und wenn Sie sich nicht vorsehen..." Oder, da er schnell hitzig wurde, er bat bei der geringsten Veranlassung jeden Augenblick um seine Entlassung, weil er diese für eine Drohung hielt. Allerdings war damals sein Name bei dem Volke so beliebt, wie seine Fähigkeit gering. Und dieser Streit des Königs mit dem Justizminister wiederholte sich alle Tage, so daß die andern Minister mit Schmerz Zeugen sein mußten, wie der artigste Fürst, der seine Leidenschaften meisterlich beherrschte, mit Schmähungen ungestraft beleidiget wurde. In einem solchen Augenblicke, in welchem der ernste Puritaner wieder mit seinem

Rücktritte drohete, verlor der König einigermaßen die Geduld und sagte: „hoffentlich, Herr Dupont, gehen Sie keinen Umweg, um mich auf Ihren Rücktritt vorzubereiten". — „Ich, einen Umweg? Ach, da kennen Sie mich schlecht, Sire; ich habe versprochen bis zum Prozesse der Minister zu bleiben und ich pflege mein Wort zu halten. Als ich jetzt so sprach, wie ich es that, wollte ich Sie also nicht auf meinen Rücktritt vorbereiten, sondern.. ein wenig Sie veranlassen, um mir Entlassung zu geben." — „Ich bin weit entfernt, Herr Dupont." — „Offenheit gegen Offenheit, ich bitte." — „Es würde mir sehr leid thun." — „Mir nicht, also handeln Sie ganz nach Gefallen."

Es bestanden also in dem Conseil Keime des Argwohnes und der Aufregung an dem Abende, an welchem die Minister sich versammelt hatten, um über den Rücktritt Odilon Barrots zu berathschlagen. Der König, den man erwartete, erschien mit freudestrahlendem Gesichte und meldete den Rücktritt des Seinepräfecten, indem er zugleich bemerkte, daß Lafayette seine Einwilligung gegeben habe. „Lafayette, Sir?" rief der Siegelbewahrer aus; „Ew. Maj. irren sich sicherlich." — „Ich habe es aus seinem eigenen Munde." — „Erlauben Sie mir, Sire, an einen Irrthum von Ihrer Seite zu glauben. Gegen mich hat sich Lafayette ganz anders ausgesprochen und ich glaube nicht, daß der General sich in diesem Punkte widersprechen kann." Die Züge des Königs verriethen Unwillen. „Uebrigens", fuhr Dupont fort, „sprechen wir nicht von dem, was mich angeht. Wenn Odilon Barrot zurücktritt, ersuche ich Ew. Maj. auch mir meine Entlassung zu gewähren." — „Heute

früh sprachen Sie aber doch ganz anders.“ — „Ich, Sire? Diesmal behaupte ich, daß Sie sich im Irrthume befinden.“ — „Wie, Sie zeihen mich der Lüge? Jedermann wird erfahren, was geschehen ist.“ — „Sire“, entgegnete der Minister unverschämt, „wenn der König ja sagt und Dupont nein, so weiß ich, wem Frankreich glaubt.“ Nach diesen Worten wollte der Siegelbewahrer sich entfernen, der Herzog von Orleans aber, der zugegen war, eilte auf ihn zu, führte ihn zu dem Könige zurück und sagte: „Dupont ist ein redlicher Mann, Vater.. Es kann sich hier nur um ein Mißverständniß handeln.“ Der König, der sehr bewegt war, umarmte den Minister und der Friede war auf einige Zeit wieder geschlossen. Freilich blieb von diesen peinlichen Auftritten immer eine für die künftige Harmonie des Ministerrathes gefährliche Erinnerung zurück. Die ernsten Männer sahen ein, daß Dupont, Odilon Barrot und Lafayette in der Ausübung der Gewalt immer Verlegenheiten sein würden; eine Auflösung des Ministerinms war nicht an der Zeit, aber trotz den Bemühungen Laffittes, der alles aufbot, um das Unwetter zu beschwören, mußte man das Cabinet neu zusammensetzen. Die Umstände waren ernst und die Furchtsamkeit trug den Sieg über die Hingebung und die Ehrfurcht davon. Man näherte sich nicht nur einem Prozesse, dessen Ausgang große Besorgnisse erregte; auch die Hauptstadt war in Folge der Handelsstockung nach der Revolution sehr aufgeregt. Der Bankerott brachte Bestürzung in alle Classen der Gesellschaft; jeder Tag bezeichnete schreckliche industrielle Katastrophen; der öffentliche Credit war vernichtet. Es gelang indeß Laffitte die

Schwierigkeiten zu überwinden und am 2. Novbr. stand das Verzeichniß des Conseils fest; es umfaßte Laffitte als Finanzminister und Präsidenten des Ministerrathes; Dupont als Siegelbewahrer und Justizminister; den Marschall Gerard als Kriegsminister; den Grafen Sebastiani als Minister der Marine und der Colonien; den Marschall Maison als Minister der auswärtigen Angelegenheiten; den Grafen Montalivet als Minister des Innern und Merilhou als Minister des öffentlichen Unterrichts und Präsidenten des Staatsrathes. Casimir Perier, Bignon und Dupin hatten ihre Entlassung als Minister ohne Portefeuille genommen, so daß die Zusammensetzung des neuen Cabinets vollständig der reinen Linken angehörte, ohne aber doch die Mehrheit der Kammer zu besitzen. Vierzehn Tage später in Folge einer nöthig gewordenen Umgestaltung ging der General Sebastiani in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten über und trat das Ministerium der Marine an Argout ab, während der Marschall Soult den Grafen Gerard in dem Kriegsministerium ersetzte. Die Doctrinaires, wie man Guizot, Broglie und deren Freunde nannte, ohne daß man den Sinn dieser Benennung genau angeben konnte, zogen sich von der Gewalt mit Rachegedanken zurück, um so mehr da die ganze Presse über ihren Rücktritt jubelte. Am Tage nach der Zusammensetzung des Ministeriums Laffitte benutzten sie die Gelegenheit, um ihren Verdruß bei dem Vorschlage des Herrn Bareux in Bezug auf die Cautionsleistung der Zeitungen auszusprechen und die Kammer, welche ihren bittern Worten Beifall schenkte, setzte sich den Angriffen der Presse aus.

Während die Parteien in erbitterten Kämpfen auf einem Boden, der noch mit der glühenden Lava des Revolutionsvulkans bedeckt war, um die Herrschaft stritten, vernahm das Volk das Tosen dieser fernen Stürme nicht, weil es allein der Gedanke beschäftigte, man wolle die Gefangenen in Vincennes ungestraft lassen. Wir haben bereits von den Besorgnissen der Regierung bei der Annäherung des Prozesses gesprochen. Der Mäßigung der Pairskammer war man gewiß, aber man fürchtete den Pöbel, der nur an Mord dachte und von einigen Aufwieglern bearbeitet wurde. Ludwig Philipp lag besonders viel daran Europa ein glänzendes Beispiel seiner Mäßigung und Macht zu geben, denn Talleyrand schrieb oft, „daß die französische Nation in den Augen Europas verloren wäre, wenn die Minister Karls X. in einem Aufstande umkämen und daß, wenn sie zum Tode verurtheilt würden, man der Regierung eine solche Schwäche nie verzeihen würde. Es stände das Ansehen und die Stärke der neuen Gewalt auf dem Spiele."

Die Pairskammer constituirte sich am 4. Octbr. zum Gerichtshofe und vier Pairs, die Herren Pasquier, von Bastard, Seguier und Pontecoulant, erhielten den Auftrag die Voruntersuchung zu leiten. Auf den Bericht des Grafen von Bastard erklärte sich der Pairshof für allein competent, die angeklagten Minister zu richten, befahl deren Ueberführung in die Gefängnisse der kleinen Luxembourg und setzte die Eröffnung der Debatten auf den 15. Decbr. fest. Man wendete große Vorsichtsmaßregeln an, um die Gefangenen in der Nacht vom 9. zum 10. in die ihnen bestimmten Gefängnisse zu bringen.

Der Wald von Vincennes war voll von Truppen. Die Herren von Polignac, von Guernon-Ranville und von Peyronnet stiegen in zwei Wagen nebst den Commissaren der National-garde. Heftige rheumatische Schmerzen hinderten den Herrn von Chantelauze seinen Collegen zu folgen und er brach erst am Abende mit dem General Daumesnil auf. Eine Schwadron vom 8. Jägerregimente unter dem General Fabvier, zwei Pi-quets reitender Nationalgarde unter dem General Carbonnel und Officiere von der in Vincennes liegenden Artillerie bildeten die Bedeckung der ehemaligen Minister. Auch Herr von Mon-talivet war zu Pferde. Als sie die Verhafteten abholen wollten, sagte er unterweges zu Lavocat, einem der Commissare der Na-tionalgarde: „wir machen jetzt Geschichte; hoffentlich gereicht sie Frankreich zur Ehre". Es mischte sich in diese edeln Worte vielleicht etwas Stolz, aber sie zeugten doch auch von dem festen Willen der Regierung, die Revolution vor Ausschweifungen zu bewahren. Lafayette verlangte, daß die ehemaligen Minister bei hellem Tage durch die Stadt zögen, aber man hütete sich wohl auf einen solchen Rath zu hören. Halb sieben Uhr früh gelangte der Zug im Luxembourg an. Jeden Tag verdoppelte die Regierung ihre Vorsicht, um ein blutiges Zusammentreffen zu vermeiden. Lafayette erhielt das Generalcommando der Trup-pen und den Auftrag, sich mit dem General Fabvier wegen der kräftigen Maßregeln, welche die Lage nöthig mache, in Verneh-men zu setzen, denn es war zu fürchten, daß ein Complott aus-breche. Auch hatte, wie man sagt, die königl. Familie Wagen packen lassen, um sogleich entfliehen zu können, so groß waren

die Besorgnisse. Am 7. Decbr. übernahm Lafayette das Generalcommando und am Tage darauf erließ er folgende Proclamation:

„Da der Generalcommandant der Nationalgarden nach dem Befehle des Königs auch das Commando der Truppen übernehmen soll, welche bei dem Prozesse der Minister Dienst haben, so trifft er folgende Anordnungen:

„Der Chef der Generalstabes der Nationalgarde und der General Fabvier werden sich mit einander über die Ausführung der von dem Obergeneral befohlenen Maßregeln in Bezug auf die Ueberführung der Gefangenen nach dem Luxembourg und die Aufrechterhaltung der Ordnung besprechen. Die Generale Fabvier und Carbonnel können die Befehle des Obergenerals den Truppen von der Nationalgarde wie von der Linie, wie dem Obersten Feisthamel und dem Oberstlieutenant Lavocat übermachen. In Abwesenheit des Generalstabchefs werden die Adjutanten G. W. Lafayette und Joubert die Functionen von Unterstabchefs vertreten und einer von ihnen wird bei dem Obergeneral bleiben um die Befehle zu unterzeichnen.

„Vom 14. d. Mon. an bis auf weitere Ordre dürfen die Generaladjutanten, die Obersten und Oberoffiziere des Stabes und der Legionen, so wie alle Bürger, die zur Nationalgarde von Paris und dem Weichbilde gehören, unter keinem Vorwande die Uniform ausziehen. Die Nationalgardisten, welche zu dem Reservebataillon jeder Legion gehören, können ihren Arbeiten nachgehen, müssen aber zu Hause anzeigen, wo sie im Falle der Berufung zu finden sind. Diejenigen, welche im

Luxembourg die Wache haben, dürfen ohne eine schriftliche Erlaubniß des Obercommandanten ihren Posten nicht verlassen. Von derselben Zeit an wird ein Bataillonschef an jedem Arrondissementsplatz auf Wache sein und für die Vollziehung der von dem Generalstabe oder den Generalen Fabvier und Carbonnel erlassenen Befehle Sorge tragen. Jeder Legionschef oder Obercommandant wird jeden Tag besondere Instructionen erhalten.

„Lafayette."

Nachdem Lafayette die Bewegungen der Nationalgarde mit denen der Linientruppen combinirt hatte, sorgte er besonders für die Sicherheit des Palais Royal und des Stadthauses; dann richtete er seine ganze Aufmerksamkeit auf den Luxembourg und übertrug die Bewachung desselben dem Obersten Feisthamel und Herrn Lavocat, dem Oberstlieutenant der 12. Legion. Lavocat, ein ehemaliger Offizier aus der Kaiserzeit, unter der Restauration zweimal zum Tode verurtheilt, ein edeler und fester Charakter, machte es sich zur Ehrensache das Leben jener Männer zu schützen, von denen der eine, Polignac, unter seinen Richtern gesessen hatte.

Die Verhandlungen begannen am 15. Decbr. Von neun Uhr früh an war der Saal von einer Menge Neugieriger gefüllt, während draußen eine andere compacte und drohende Menge in unheimlicher Haltung auf einen Vorwand wartete, wie ein Unwetter loszubrechen und mit seinem unwiderstehlichen Andrange die Mauern des Raumes zu stürzen, in welchem die Nachsicht und das Mitleid der Richter ihr die Rache entziehen sollten. Stühle vor den Pairs nahmen die Generale Pajol und

Daumesnil ein; das Bureau und der Sitz des Präsidenten waren durch eine Tribune ersetzt, vor welcher die Angeklagten sitzen sollten. Ein Huissier klopfte dreimal auf eine Glocke mit einem Stäbchen, an dessen Spitze sich eine Elfenbeinkugel befand und die Richter erschienen. Darauf traten die Angeklagten Paarweise ein und zwar in der würdevollsten Haltung, Polignac mit unverstellter heitern Ruhe, Peyronnet mit stolzem Gesichtsausdruck, Chantelauze unter heftigen körperlichen Schmerzen, Guernon-Ranville ruhig gefaßt, als berühre ihn alles das nicht, was um ihn her vorgehen sollte. Darauf wurden die Zeugen eingelassen und endlich kamen die Advokaten, von Martignac mit dem großen Bande der Ehrenlegion, Mandaroux-Vertamy, Hennequin, Sauzet und Cremieux.

Ehe die Angeklagten auf die gewöhnlichen Fragen des Präsidenten antworteten, protestirten sie gegen das Verfahren und als man zu dem Verhör gelangte, verblieben sie in systematischem Schweigen über die Berathungen im königl. Rathe, denen sie beigewohnt hatten und gaben nur Aufklärung über das bereits Bekannte. Weit entfernt ihr Leben schützen zu wollen, suchten sie vielmehr eine Art Stolz darin, die Verantwortlichkeit für die verderblichen Ordonnanzen zu übernehmen, so daß durch die Verhandlungen nichts Neues an den Tag kam. Dann schritt man zur Abhörung der Zeugen, die zahlreich waren. Die meisten machten sich durch ihre Mäßigung bemerklich, aber eine für Polignac sehr beschwerende Aussage war die Aragos, der die schrecklichen Worte des Fürsten wiederholte: „wenn die Truppen sich mit dem Volke verbinden, nun gut, so

muß man auch auf die Truppen schießen". Als Martignac diese Worte in Zweifel zu ziehen suchte, nahm Arago ihn bei Seite und sagte leise zu ihm: „ich bitte Sie um Achtung für mein Zeugniß und das des Herrn Delarue, der es bestätiget. Zwingen Sie mich nicht, ihres Clienten wegen, die ganze Wahrheit auszusprechen; sie würde ein Todesurtheil sein. Wissen Sie, daß Polignac am 28. zu Blanchard sagte, der wegen seiner schönen Stimme bekannt ist und der auf dem Grèveplatze hatte mit Kanonen schießen lassen: — „Ihre Stimme ist mir nie so sehr zu Herzen gegangen als heute." — „Ist das möglich?" entgegnete Martignac schmerzlich überrascht. — „Und wissen Sie, daß er sagte, als er den Schmerz des General Tromelin über so viele schreckliche Scenen sah: „was fürchten Sie? Wenn die Aufrührer einmal auf dem Vendomeplatze beisammen sind, sind sie verloren. Ich will sie büßen lassen für das, was sie thun"." Martignac bat bestürzt Arago, diese entsetzlichen Thatsachen zu verschweigen. Auch die Aussage des Herrn von Semonville machte einen tiefen Eindruck auf die Versammlung. Nach der Anklage nahmen die Vertheidiger das Wort. Martignac und Sauzet rührten zu Thränen. Peyronnet führte seine Vertheidigung selbst und erschütterte alle Anwesenden durch seine einfachen ergreifenden Worte; aber die Sachlage war nicht zu ändern. Die Pairs hatten im voraus einen unerschütterlichen Entschluß gefaßt, nämlich sich für competent zu erklären, um die Angeklagten nicht einer Jury, einem Assisenhofe zu überliefern und ein Verdammungsurtheil zu sprechen, welches die öffentliche Meinung

befriedigte und doch das Leben der Opfer rettete. Es war dies eine Nothwendigkeit, denn der immer drohendere Auflauf erhob Todesgeschrei um den Luxembourg her; die Gefahr wurde dringend; die dichten Reihen der Bataillone, welche die vorgeschobenen Posten vertheidigten, waren durchbrochen; der Pöbel drängte sich bereits gegen das große Thor des Palastes; das Heiligthum der Justiz hallte von dem Geschrei draußen wieder, noch eine Anstrengung und die Revolution war durch ein Verbrechen befleckt. Zum Glück zeigte sich die Gegenanstrengung kräftig. Ein Theil der Nationalgarde selbst zeigte sich freilich nur fest, weil sie ein Todesurtheil erwartete. Die Gefahr war also noch nicht vorüber. Die Nachricht von dem Urtel, das gesprochen worden, konnte einen Ausbruch veranlassen, welcher die Sicherheit der Gefangenen und die Freiheit der Richter gefährdete. Man mußte zu einer List greifen, um den Sturm zu beschwören. Ludwig Philipp suchte seine Ehre darin, daß die Gefangenen wohlbehalten wieder nach Vincennes kämen. Nur daran dachte auch Pasquie rund Lafayette; Odilon Barrot und Treilhard hatten dieselben Ansichten, aber sie verwickelten die Verlegenheiten der Regierung durch Versprechungen, die sie leichtsinnig den Schulen und Patrioten gegeben hatten. Aus diesem Meinungsconflicte in so großer Krisis folgte, daß man sich mit Mühe wegen der Ueberführung der Gefangenen nach den Verhandlungen verständigte. Wir wiederholen es, der König wünschte, daß kein Todesurtheil gesprochen werde. Er wußte, daß die Augen Europas auf ihn gerichtet waren; er wollte siegreich aus dieser entscheidenden Prüfung hervorgehen

und einen Beweis von der Kraft seiner Krone geben. Er übertrug Herrn von Montalivet die schwierige und rühmliche Aufgabe, das Leben der letzten Räthe Karls X. zu retten und der junge Minister des Innern war des königlichen Vertrauens würdig. Da das Urtel nicht in Anwesenheit der Angeklagten gesprochen werden sollte, so konnte man nach dem Schlusse der Verhandlungen und während der Fassung des Urtels die Gefangenen nach Vincennes bringen, auch absichtlich das Gerücht von der Verurtheilung zum Tode verbreiten. Es war durchaus nicht zu zögern; der geringste Verzug gefährdete alles. Montalivet ließ sich die Gefangenen ausliefern und als der Oberstlieutenant Lavocat den unglücklichen Ministern mittheilte, daß sie nach Vincennes zurückgebracht werden sollten, glaubten sie ihrer letzten Stunde nahe zu sein; aber Lavocat sagte ihnen, er würde lieber mit ihnen sterben, als dem Urtheil vorgreifen lassen. Und sie folgten ihm bis in die Vorhalle. „In den Zügen des Herrn von Polignac", erzählt Sarrans der jüngere, „lag die höchste Angst; in dem ruhigen und ausdrucksvollen Gesichte Peyronnets spiegelte sich die Ergebung des Muthes; die Haltung des Herrn von Chantelauze war die eines Mannes, welcher seine Angst zu beherrschen sucht und er erweckte eine Art Mitleiden; Herr von Guernon-Ranville bemühete sich gleichgiltig zu erscheinen, war aber nur gefaßt; alle vier erschienen, das ist nicht zu leugnen, in dieser schlimmen Stunde mit der Würde des Unglücks und dem Willen des Muthes. Es war eine höchst dramatische Scene als der Oberstlieutenant Lavocat seine Gefangenen dem Oberst

Feisthamel übergab, der sie an der Spitze der Nationalgarde erwartete, welche den Dienst im Gefängnisse hatte. Wie würde sich die Garde bei dem Anblicke der Schuldigen benehmen, die sie zum Tode verurtheilt glaubte und nun dem Schwerte der Gerechtigkeit entkommen sah?" An dem Thore des kleinen Luxembourg stiegen die Minister in eine Kalesche, die Anfangs langsam durch die Nationalgarde fuhr. Am Ende der Straße Madame, wo eine Abtheilung Cavalerie unter dem Commando des General Fabvier hielt, schlug sie rasch den Weg nach Vincennes ein. Der Minister des Innern und Lavocat ritten neben dem Wagen. Als die Bedeckung durch die Thron-Barrière hinaus war, schickte Montalivet folgendes Billet an den König: „Sire, wir haben die Hälfte des Weges zurückgelegt; noch einige Augenblicke Gefahr und wir sind in Vincennes und Alles ist gerettet." Eine halbe Stunde später meldete ein Kanonenschuß dem Könige, daß die Gefangenen in Sicherheit wären.

Die Nachricht von der Verurtheilung zum Tode, die man absichtlich in ganz Paris verbreitet, hatte einen allgemeinen Enthusiasmus hervorgerufen. Als aber das wirkliche Urtel bekannt wurde*), erfolgte in der ganzen Hauptstadt eine Explosion schrecklichen Zornes. Selbst Diejenigen, welche den größten Abscheu vor jeder Antastung des Lebens der Minister und der

---

*) An den Rand dieses Urtels hatte, wie Briffault seitdem versichert hat, die Hand einer hohen Person mit Bleistift geschrieben: „Bestimmter herauszuheben, daß der König Karl X. der alleinige Urheber des Unglücks ist, das drei Tage lang Paris betrübt hat."

Unabhängigkeit der Richter geäußert hatten, sprachen ihren Unwillen laut aus. Die Bataillone der Nationalgarde, welche den Hof des Luxemburg füllten, stürzten sich mit drohendem Geschrei nach der Thür zu. Nichtsdestoweniger hatte die Nationalgarde trotz ihrer Erbitterung Plünderung zu fürchten, denn sie wußte recht wohl, daß Aufwiegler in dem Prozesse der Minister einen Vorwand zur Ruhestörung suchten. Es war also keine Zeit, jetzt auf persönlichen Haß zu hören, da die Einigkeit nöthiger als je wurde, um die Gesetze aufrecht zu halten und das Werk der drei Tage zu schützen. Mit einer bewundernswürdigen Verleugnung der eigenen Gefühle setzte also die Bürgerwehr der Wuth der Menge, welche ihre Reihen zu durchbrechen versuchte, festen Widerstand entgegen. Es kam zu keinem Kampfe, aber heftige Wortwechsel schienen das Vorspiel zu einer allgemeinen Collision zu sein. In Folge der Vorsicht der Regierung scheiterten die verbrecherischen Pläne der Republikaner und die größte Festigkeit in Verbindung mit äußerster Mäßigung bewältigte die Leidenschaften des über seine eigenen Interessen irre geführten Volkes. Das Benehmen Montalivet's und Lavocat's unter diesen Umständen verdiente namentlich Lob. Auch die Generale Fabvier und Carbonnel unterstützten verständig die Bemühungen Lafayette's. Uebrigens that jeder Bürger, jeder Nationalgardist, in jenen kritischen Tagen seine Pflicht und die Pairs, welche ihre Köpfe wagten, weil sie nicht für den Tod der Schuldigen stimmten, zeigten sicherlich keinen geringen Muth. Der Hof fühlte aber auch Dankbarkeit und der König drückte sie persönlich gegen Lafayette aus:

„Ich wende mich an Sie, mein lieber General", schrieb er, „um unserer braven und unermüdlichen Nationalgarde den Ausdruck meiner Bewunderung für den Eifer und die Energie auszudrücken, womit sie die Ordnung aufrecht erhalten und alle Störungen verhindert hat. Aber zuerst muß ich Ihnen danken, mein lieber General, der Sie in diesen Tagen der Prüfung von neuem mit dem Beispiele des Muthes, des Patriotismus und der Achtung der Gesetze vorangegangen sind wie so vielmal in Ihrer langen und edeln Laufbahn.

„Sprechen Sie in meinem Namen aus, wie sehr ich mich freue, die schöne Anstalt der Nationalgarde wieder erstanden sehen zu haben, die uns fast ganz entzogen war und die sich glänzend von Kraft und Vaterlandsliebe, schöner und zahlreicher als je wieder erhoben hat, sobald die ruhmvollen Julitage die Fesseln zerrissen hatten, durch die man sie niederhalten zu können sich geschmeichelt hatte. Diese großartige Institution muß uns den Sieg der heiligen Sache der Freiheit sichern, sowohl weil sie nach Außen unserer Nationalunabhängigkeit Achtung verschafft, als weil sie im Innern die Gesetze vor jeder Antastung wahrt. Vergessen wir nicht, daß es keine Freiheit ohne Gesetz giebt und daß kein Gesetz da besteht, wo irgend eine Kraft die Wirksamkeit desselben zu lähmen und sich darüber zu erheben vermag.

„Das sind, mein lieber General, die Gesinnungen, die Sie von meiner Seite der Nationalgarde zu erkennen geben mögen. Ich rechne auf die Fortdauer ihrer Anstrengungen, damit nichts die Ruhe störe, deren Paris und Frankreich so sehr bedarf und die zu erhalten so wichtig ist.

„Empfangen Sie gleichzeitig, mein lieber General, die Versicherung der aufrichtigen Freundschaft, die ich, wie Sie wissen, für Sie hege. „Ludwig Philipp."

Neben den bedeutenden Diensten, welche Lafayette in den Decembertagen Frankreich geleistet hatte, zeigte sich aber auch eine Gefahr für die Zukunft, die der unbeschränkten Dictatur, mit welcher der General bekleidet war und die er zu Gunsten seiner politischen Ansichten zu benutzen suchte. Er hatte die Mitwirkung seiner Popularität nicht ohne Bedingungen angeboten. „Wir haben Sie gerettet", hatte er zu dem General Sebastiani gesagt, „aber Sie müssen uns dafür wenigstens die Abschaffung der Pairie geben." Das war die erste seiner Forderungen. Die unmittelbare Auflösung der Deputirtenkammer, deren Mehrheit mit den Meinungen seiner Freunde nicht übereinstimmte, und ein sehr ausgedehntes Wahlprincip, welches provisorisch alle Steuerpflichtigen zu den Wahlen berief, waren die andern. Zu allen Zeiten seines Lebens hatte Lafayette stets in verderblicher Weise die politische Rolle mit der passiven des Untergeordneten vermischt. Es war dies gleichzeitig eine Verletzung der Rangordnung des Befehlens und ein Hinderniß gegen den Gedanken der Gewalt, um so mehr, da dieselben Elemente des gouvernementalen Widerspruchs in den beiden andern wichtigsten Zweigen der Verwaltung existirten, nämlich durch Dupont in dem Ministerrathe und durch Odillon Barrot in der Seinepräfectur. Das System Treilhard's, des Polizeipräfecten, hatte zwar keinen so ernsten Oppositionscharakter, war aber doch nach dem jenes despotischen Triumvirats geformt.

Europa, das aufmerksam dem Ministerprozesse folgte, war über die unbeschränkte Allmacht eines Einzigen der regelmäßigen Gewalt gegenüber ebenso überrascht als besorgt. Die auswärtigen Journale verheimlichten ihre Furcht vor einer so schrecklichen Dictatur nicht; bald hob auch die französische Presse die Gefahren energisch hervor und die Deputirtenkammer sah ein, daß die Rettung der Revolution von der Annullirung des Generals Lafayette abhänge. Sie schaffte wirklich am 24. Dcbr. das Generalcommando der Nationalgarden des Reiches ab. Das war eine Absetzung Lafayette's. Obgleich man mehrere Amendements vorgeschlagen hatte, um eine Ausnahme zu seinen Gunsten eintreten zu lassen, so lag doch die Absicht der Kammer klar vor, denn Ch. Dupin hatte gesagt: „Seit dem 30. Juli ist der General Lafayette das lebendige Gesetz der Nationalgarde gewesen und hat durch die Art, wie er seinen großen Auftrag erfüllte, unermeßlichen Ruhm erworben; aber der Freund, der Gefährte und Nacheiferer Washington's fühlt sehr wohl, daß ein Mann nicht sein ganzes Leben hindurch das lebende Gesetz sein kann, wenn nicht das geschriebene ganz erstorben ist. Wenn der große Freund der Freiheit sich in diesem Saale befände, würde er der erste sein, welcher sagte: Das Gesetz soll leben und ich werde wieder was ich bin, der Bürger zweier Welttheile." Die Abstimmung der Kammer war keine Ungerechtigkeit, sondern eine Handlung der Weisheit. Das Interesse der Gewalt mußte über den gewöhnlichen Rücksichten der Sentimentalität stehen. Die Parteien haben diese Maßregel natürlich verschieden beurtheilt und man hat sogar der Regierung

Vorwürfe gemacht, daß sie erst nach dem Ministerprozesse daran gedacht habe. Zuerst war aber das Gesetz über die Nationalgarde erst seit wenigen Tagen vorgelegt und die Discussion erfolgte zu der gehörigen Zeit. Dann ist jeder Mann sich seinem Vaterlande schuldig und jeder Mann, dessen Talent und Tugenden zum Wohle der Gesellschaft beitragen können, ist ein Werkzeug, das die Vorsteher dieser Gesellschaft ein Recht zu verwenden haben, weil die Hingebung blind ist und keine Bedingungen zu stellen hat. Wenn in der Krisis der Decembertage der General Lafayette im Voraus den Preis der Dienste zu bestimmen wagte, so muß auf ihn allein der Tadel fallen, auf ihn, der am Tage der Gefahr mit dem Vaterlande rechnete und nicht auf eine Gewalt, welche vernünftigerweise ihr Todesurtheil nicht sprechen konnte.

Als Lafayette die Abstimmung der Wahlkammer erfuhr, fühlte er den bittersten Verdruß. Da er aber in seinen eigenen Grundsätzen gefangen war, beklagte er sich nicht, aber er verrieth seinen Aerger dadurch, daß er sofort dem König sein Entlassungsgesuch einsandte. Es war in folgenden Worten abgefaßt:

„Den 25. Dcbr. 1830.

„Sire, der Beschluß, den gestern die Deputirtenkammer mit der Zustimmung der Minister des Königs über die Aufhebung des Generalcommandos der Nationalgarden in dem Augenblicke des Gesetzes gefaßt hat, das votirt werden soll, drückt bereits die Gesinnungen der beiden Zweige der gesetzgebenden Macht, besonders derjenigen aus, deren Mitglied ich

zu sein die Ehre habe. Ich würde gegen die Achtung zu verstoßen glauben, wenn ich eine andere Förmlichkeit abwarten wollte, ehe ich dem Könige, wie ich es hiermit thue, die Gewalt, die mir seine Ordonnanz übertragen hatte, zurückgäbe. Ew. Maj. weiß und die Correspondenz des Generalstabes würde es im Nothfalle beweisen, daß ihre Ausübung bis jetzt nicht so illusorisch gewesen ist als man auf der Rednerbühne gesagt hat. Die patriotische Sorgfalt des Königs wird dafür bedacht sein und es wird z. B. durch Verordnungen, welche das Gesetz Ihnen freistellt, die Besorgniß zu zerstreuen sein, welche die Zerstückelung der Landbataillone und die Furcht hervorgebracht hat die so nützliche Institution der Bürgerartillerie auf die Festungen und Küstenstädte beschränkt zu sehen.

„Der Conseilpräsident hatte die Güte, für mich den Titel eines Honorar-Commandanten vorzuschlagen; er wird aber selbst fühlen und Ew. Maj. werden es beurtheilen, daß diese nominellen Decorationen weder für die Institutionen eines freien Landes noch für mich passen.

„Indem ich mit Ehrfurcht und Dankbarkeit in die Hände des Königs die einzige Verordnung zurückgebe, welche mir Gewalt über die Nationalgarden ertheilt, habe ich Maßregeln ergriffen, damit der Dienst nicht leide. Der General Dumas wird die Befehle des Ministers des Innern empfangen und der General Carbonnel den Dienst in der Hauptstadt anordnen bis Ew. Maj. für seine Ersetzung gesorgt haben, um die er bittet.

„Ich bitte Ew. Maj. die herzliche Huldigung meiner Ergebenheit und meiner Achtung zu genehmigen. „Lafayette."

Der König antwortete ihm am andern Tage:

„Ich empfange so eben, werther General, Ihr Schreiben, das mir ebenso schmerzlich gewesen ist als es mich überrascht hat durch den Entschluß, den Sie gefaßt haben. Ich habe noch nicht Zeit gehabt die Journale zu lesen. Der Ministerrath versammelt sich um ein Uhr, dann werde ich frei sein, d. h. zwischen vier und fünf Uhr; da hoffe ich Sie zu sehen und von Ihrem Vorsatze wieder abzubringen."

Lafayette hielt diese Worte nicht für aufrichtig gemeint; sie waren auch wirklich zum wenigsten dunkel und das einzige Unrecht vielleicht, das man der Regierung bei dieser Angelegenheit zuschreiben muß, war, daß sie nicht offen und ohne Nebengedanken handelte. Welche Schonung auch die dem General gebührende Dankbarkeit verlangte, Offenheit und Würde waren gewiß geeigneter als alle diese Ausflüchte, welche der Kraft der Gewalt nur schaden. Was war denn so Tadelnswerthes in dem Benehmen der Minister und des Königs Lafayette gegenüber, daß man zu solchen Mitteln greifen mußte? Welchen Einwurf konnte man gegen eine Maßregel fürchten, welche den Grundsätzen des berühmten Bürgers selbst entsprach? Hatte er nicht öffentlich erklärt, „daß das Amt, welches anzunehmen die jetzigen Verhältnisse ihm zur Pflicht gemacht, ihm 1790 als eine schlechte Einrichtung erschienen sei, die nur so kurze Zeit als möglich bestehen dürfe und daß er 1830 noch derselben Meinung sei?" Sagte er nicht noch am 17. Dcbr. 1830: „Als mir im Stadthause der Generalstatthalter des Reiches und später der König vorschlug dieses Commando zu behalten, glaubte ich

es mit der Absicht annehmen zu müssen, es bald wieder niederzulegen. Ich würde es allerdings vor der Krisis nicht niedergelegt haben, die wir eben erlebt." Handelte hiernach die Kammer unlogisch, wenn sie sich des constitutionellen Grundsatzes erinnerte, welcher das Generalcommando der Nationalgarden Frankreichs mit dem Geiste der freien Regierung für unvereinbar erklärt? Hatte sie nicht vollkommen Recht, als sie eine von da an für die Ruhe des Landes nicht mehr nöthige, in der Zukunft vielleicht gefährliche und jedenfalls den Interessen der auswärtigen Politik schädliche Dictatur aufhob? Indem man diesem Grundsatze gemäß handelte, schien man daran zu denken, zu Gunsten Lafayette's eine Ausnahme eintreten und ihm lebenslänglich sein Amt zu lassen. Es war dies nicht nur ein ungeschickter Gedanke, in dem man sich durchaus nicht täuschen konnte; man wußte auch, daß der Vorschlag dem General den bloßen Titel eines Commandanten zu belassen, seinen Stolz tief verletzen und ihn zum freiwilligen Rücktritte nöthigen würde. Es fanden Unterhandlungen statt, um ihn zu vermögen, das Commando der Nationalgarde von Paris beizubehalten, aber er weigerte sich hartnäckig und — das wollte man. In diesem gereizten Zustande befand er sich, als er der Einladung des Königs Folge leistete. Im Palais Royal wurde er mit der äußersten Zuvorkommenheit und Freundlichkeit empfangen. Ludwig Philipp warf allen Tadel auf sein Ministerium. „Sire", sagte Lafayette, „das Mißtrauen meiner Collegen und die Absetzung, die sie gegen mich ausgesprochen haben, was ganz in ihrer Befugniß lag, legen mir die Pflicht auf nicht länger eine

Gewalt zu behalten, welche sie besorgt macht und deren Princip trotz der vorübergehenden Nützlichkeit zu jeder Zeit von mir selbst gemißbilliget worden ist. Da ich übrigens fest entschlossen bin, mit allen meinen Mitteln die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie zu betreiben, so darf ich von Seiten der Pairs weder eine Bestätigung, welche sie in eine Art Zustand der Feindseligkeit gegen mich versetzen würde, noch ein Amendement zu meinen Gunsten abwarten, das mir gewissermaßen eine Verpflichtung auflegte. Uebrigens", setzte er hinzu, „gestehe ich Ew. Maj., daß ich hier nicht blos eine Pflicht, sondern auch eine gute Gelegenheit erkenne."

„Sprechen Sie sich näher aus", sagte der König.

„Sire", antwortete Lafayette, „Ihr Regierungssystem ist nicht mehr das meinige. Ich glaube, das öffentliche Vertrauen hat mir ein Mandat gegeben; ich kann Ihnen nicht sagen, wo es geschrieben steht, in der Meinung, in der Luft vielleicht, — kurz das französische Volk und viele Patrioten aller Länder sind der Ueberzeugung, daß da, wo ich bin, die Freiheit keinen Schaden leide. Nun sehe ich aber, daß diese Freiheit bedrohet, gefährdet ist und will Niemanden täuschen. Da der Gang Ihrer Regierung im Innern wie nach Außen nicht derjenige ist, welchen ich den Interessen der Freiheit für zuträglich halte, so würde es einen Mangel an Ehrlichkeit von meiner Seite verrathen, wenn ich noch länger als dunkeler Körper zwischen dem Volke und der Macht bliebe. Bin ich von der Regierung entfernt, so wird Jeder um so besser wissen, woran er ist."

Der Unwille Lafayette's machte sich in diesen kühnen Worten,

dem Signale eines vollständigen Bruches mit dem Hofe, gänzlich Luft. Der König bekämpfte was wir nicht die Vorurtheile, sondern die Träume des stolzen Mannes nennen wollen, welcher überzeugt war, daß die Krone in dem Augenblicke fallen müßte, sobald er seine starke schützende Hand von ihr zurückziehe. Lafayette hat sein ganzes Leben über die Einbildung genährt, er sei bei der politischen Existenz der Gewalt unentbehrlich. Der General blieb bei seinem Entschlusse und am 26. Dcbr. erließ der König folgende Proclamation:

„Tapfere Nationalgardisten, werthe Kameraden! Ihr werdet mein Bedauern theilen, wenn Ihr erfahrt, daß der General Lafayette nun seine Entlassung nachsuchen zu müssen geglaubt hat. Ich schmeichelte mir, ihn noch länger an Euerer Spitze, Euern Eifer durch sein Beispiel und durch die Erinnerung an die großen Dienste beleben zu sehen, die er der Sache der Freiheit geleistet hat. Sein Rücktritt ist mir um so empfindlicher, da der würdige General noch vor wenigen Tagen einen ruhmvollen Antheil an der Aufrechterhaltung der öffentlichen Ordnung nahm, die Ihr während der letzten Aufregung so edel und so wirksam geschützt habt. Mich tröstet indeß der Gedanke, daß ich nichts versäumt habe, der Nationalgarde zu ersparen, was für sie ein Gegenstand tiefen Bedauerns, für mich aber ein wirklicher Schmerz sein wird. „Ludwig Philipp."

Da man fürchtete, daß die Abdankung Lafayette's im ersten Augenblicke der Ueberraschung eine gewisse Aufregung hervorbringe, so ordnete der König klug eine Musterung der Nationalgarde unter dem Vorwande ihrer vortrefflichen Haltung in den

Decembertagen an. Dadurch, daß man kaltblütig der Gefahr trotzte, wendete man sie ab und imponirte der öffentlichen Meinung. Ludwig Philipp, der niemals zögerte mit seiner Person in diesen Umständen einzutreten, durchritt muthig alle Theile von Paris und überzeugte sich, daß er von seiner Popularität nichts verloren habe. Am Tage dieser Musterung selbst aber richtete der General Lafayette an die Nationalgarde Abschiedsworte, welche unter den vorsichtigsten Ausdrücken und dem Scheine der Höflichkeit die Bitterkeit, den Verdruß und einige perfide Andeutungen durchblicken ließen. „Vor kurzer Zeit, meine lieben Waffenbrüder", sagte er, „wurde mir ein unermeßliches Commando übertragen; heute bin ich nur noch Euer alter Freund, der Veteran der Nationalgarde und dieser doppelte Titel wird bis zum Grabe mein Glück und mein Ruhm sein. Derjenige, welchen ich nicht mehr führe, fand mich in der großen Woche stark durch das unbegrenzte Vertrauen des Volkes, inmitten der Barricaden, wo jene dreifarbige Fahne wieder aufgerichtet wurde, welche zweimal das Signal der Freiheit war, wo in den drei Tagen die gegenwärtigen Geschicke der Dinge und Menschen in Frankreich, wie die künftigen Geschicke Frankreichs entschieden wurden. Das Amt, das ich 1790 ausgeschlagen hatte, nahm ich 1830 aus den Händen des Fürsten an, den wir zu unserm König ernannt haben. Es wurde, hoffe ich, mit Nutzen verwaltet; 1,700,000 Nationalgardisten, die auf den Ruf ihres glücklichen Führers bereits ausgehoben und organisirt sind, geben mir das Zeugniß. Das Amt könnte, ich gestehe es, noch nützlich sein in einer Zeit, deren Richter ich sein würde,

wie man sagte und die ich streng gerichtet haben würde. Die Mehrheit der Deputirten, meiner Collegen, glaubte indeß, daß dieses Amt schon jetzt aufzuhören habe und es ist dies in derselben Sitzung durch das erste Organ der Regierung anerkannt worden. Uebrigens hatte sich Mißtrauen, das die Erinnerungen nicht rechtfertigen, wie ich wohl ein Recht zu sagen habe, auf verschiedenen Seiten erhoben; es machte sich laut bemerklich und konnte nur durch gänzliche und rückhaltslose Aufgabe der Gewalt beseitiget werden. Selbst als die königliche Vermittelung in ihrer Sorgfalt Mittel ergriffen hatte, meine Dienstzeit zu verlängern, sagte mir ein Freiheitsinstinct, welcher den Beruf meines ganzen Lebens nie getäuscht hat, ich müsse diese Macht, diese Freude, diese Liebe aller meiner Augenblicke der strengen Pflicht opfern, allen Folgen der glorreichen Revolution von 1830 zu dienen. Ich werde keinesweges alles Das aufzählen, was wir gethan haben, um die bewundernswürdigen Legionen der Städte und die zahlreichen Bataillone der Bezirke zu organisiren, deren traurige Zerstückelung Ihr mich noch vergeblich habt bekämpfen sehen; um zu ihrer Ausbildung, ihrer Bewaffnung, ihrer Ausrüstung beizutragen so weit es die materiellen Kräfte erlaubten; um gleich im Anfange neue und kräftige Mittel zur Erwerbung, Verfertigung und Ausbesserung der Waffen zu erlangen, welche das patriotische Bedürfniß und der edele Ruf der Nationalgarden sind; bei der Bildung der Bürgercavalerie und jener Artillerie behilflich zu sein, welche bereits fünfzig Batterien bedient und noch zahlreiche Vermehrung erwartet, die ihr vom Kriegs-

miniſterium verſprochen worden ſind; kurz um Alles vorzubereiten, was fünf neue Monate entwickeln können. So muß ſich dieſe unermeßliche Organiſation vervollſtändigen, die Beſchützerin der Freiheit und der öffentlichen Ordnung, aus der auch ſo viele Hunderttauſende von Kämpfern für den Schutz und die Unabhängigkeit hervorgehen können. Weit entfernt, die gewaltige Inſtitution zu fürchten, welche ohne Zögern, ohne Unruhen, in dem Gefühle eines theilnehmenden Vertrauens zu den Maſſen der Nation geſchaffen wurde, wollen wir ſie vielmehr unſern andern Inſtitutionen zum Muſter aufſtellen. Wie ſoll ich die Wonnegefühle meines Herzens beſchreiben, als es mir nach einigen Wochen möglich war, der allgemeinen Bewunderung, dem Könige, den Fremden, den Gegnern wie den Freunden jene Pariſer Nationalgarde vorzuführen, auf die ich ſo ſtolz war, die ſeit vierzig Jahren eine wahre Familie für mich iſt, die da glänzender und zahlreicher als je wieder aufſtand und bald nachher mit den ſchönen Legionen der Bannmeile faſt 80,000 M. auf dem Marsfelde zeigte, — Gefühle, welche nur durch das Glück übertroffen werden können, ihnen neuerdings die Rettung der Hauptſtadt und die fortwährende Reinheit unſerer Revolution zu verdanken! Wenn mir ein einziges Departement, Seine und Diſe, örtliche Freuden gewährte, wie viele empfand ich, als ich den Bericht von den Wundern der Bildung, der Haltung, der Uebung und des guten Geiſtes in den verſchiedenen Theilen unſeres ſchönen Vaterlandes empfing, als ich mich alle Tage von jenen Deputationen aus ganz Frankreich umgeben ſah, welche dem Könige ihrer Wahl eine zweite Weihe brachten,

mir in ihrem Vertrauen die örtlichen Beschwerden und die allgemeinen Besorgnisse auseinandersetzten und mich, wie Ihr wißt, bei der Regierung zum Dollmetscher dessen machten, was der Geist der großen Woche fordert. Diese Pflicht ist erfüllt worden. Ich habe überall wie auf der Rednerbühne meine eifrigen, vielleicht ungeduldigen Wünsche für die vollständige Verwirklichung des Programmes ausgesprochen, das dargeboten wurde als das Blut von sechstausend Bürgern noch dampfte, und wenn ich wünschte, daß Frankreich sobald als möglich eine Repräsentation nach der Revolution von 1830 erhalte; wenn ich sagen konnte, daß ich in den künftigen Erörterungen über die andere Kammer ihrer jetzigen Einrichtung die vorziehen würde, daß man gewählte Candidaten dem Könige zur Ernennung vorschlage; wenn ich einige Bedenklichkeiten hegte, meinen Namen für Verzögerung oder für den Mangel meiner Ansicht nach nothwendiger Dinge herzugeben, so würde man Unrecht thun, wenn man in diesen Meinungen das Verlangen nach Staatsstreichen oder nach einer Dictatur sähe, die ich ebensowenig Andern aufnöthigen wollte, wie ich sie für mich selbst wünschte, wie die Geschichte bei mehr als einer Gelegenheit beglaubigen wird. In diesem schmerzlichen Augenblicke eines Abschieds, den ich für minder nahe gehalten hatte, bringe ich meinen lieben Waffenbrüdern meinen Dank für ihre Freundschaft, mein Vertrauen auf ihre Erinnerung, meine Wünsche für ihr Glück, meine Bewunderung über das, was sie geleistet haben, meine Erwartung über das, was sie noch leisten werden und meine Hoffnung dar, daß die Berechnungen der Intrigue

oder die übelwollenden Auslegungen in ihren Herzen gegen mich nicht vorherrschen werden, kurz ich bringe ihnen alle Gefühle einer innigen Liebe dar, die nur mit meinem letzten Athemzuge endigen wird."

Diese Proclamation, deren abgewogene Ausdrücke das geheime Bedauern und die stillen Hoffnungen des „Patriarchen der Freiheit" verriethen, machte keinesweges den Eindruck, den er von ihr erwartete. Seine klagenden beredten Worte fanden ein Echo nur unter einer kleinen Anzahl von Bewunderern, seiner gewöhnlichen Umgebung und unter Denen, welche nur glaubten seinen Einfluß zu Gunsten ihrer Sache wenden zu können. Die Massen fühlten nichts bei diesem scheinbar so gefährlichen Ereignisse. Die Nationalgarde oder vielmehr der Bürgerstand, welcher mit den eigenen Leiden beschäftiget war, nach so vielen verderblichen Erschütterungen des Handels und der Industrie Ruhe herbeisehnte und namentlich in der Selbstsucht und der Eitelkeit der eigennützigen Hingebung und der sogenannten Opfer der Undankbarkeit der Regierung deutlich zu lesen anfing, blieb gleichgiltig bei der Ungnade des alten Generals. „Diese mächtige Dictatur beschränkte sich auf eine einfache Erinnerung und Lafayette brach von nun an das Schweigen blos, um neue Umstürze und Ruinen — — Folge gebrochener Eide — zu verkündigen, Drakelsprüche eines alten Mannes, die zum Glück die Erfahrung und der Gang der Ereignisse Lügen strafte."

Die Abdankung Dupont's (von der Eure) folgte bald auf die Lafayette's und versetzte der Popularität Laffitte's einen

empfindlichen Streich, indem sie Geschrei in der Presse veranlaßte; am Hofe aber wurde sie mit großer Freude aufgenommen, denn die politische rauhe Tugend des ernsten Puritaners war keine genügende Entschädigung mehr für sein plumpes Benehmen und seine Regierungsunfähigkeit. Der General Lobau wurde zum Befehlshaber der Nationalgarde von Paris ernannt; Merilhou ersetzte Dupont im Justizministerium und Baude folgte dem Grafen Treilhard in der Polizeipräfectur. Odilon Barrot hatte ebenfalls diese Gelegenheit benutzt, sein Entlassungsgesuch einzureichen, er behielt indeß sein Amt in Folge der Bitten Laffitte's oder aus Liebe zur Macht und seltsam! der, welcher unter dem Ministerium Guizot in die politische Leitung sich hatte mischen wollen, versprach unter den Befehlen Montalivet's mit der zweiten Rolle sich zu begnügen, welche ihm die administrative Rangordnung zutheilte. Schon verwirklichten sich jene Worte, die im Schlosse über ihn gesprochen worden waren: „er wird nicht mehr zu fürchten sein, wenn er nicht mehr Lafayette über und Taschereau unter sich hat.“ Das Entlassungsgesuch des Letztern war eines von denen, welches der Rücktritt des Generals nach sich zog.

Als die Regierung von der Dictatur Lafayettes erlöset war, hielt sie mit Recht den Revolutionsgeist für definitiv besiegt und konnte von da an frei einen festen und minder gefährlichen Weg einschlagen. Das erste Zeugniß ihrer Kraft war die unmittelbare Auflösung der Artillerie der Nationalgarde. Im Beginne der Revolution hatte sich dieses Corps durch seine Vaterlandsliebe und Hingebung ausgezeichnet und zählte in

seinen Reihen den ersten Sohn des Königs, bald aber recrutirte es sich zum Theil durch die einflußreichsten Männer der republikanischen Partei und nahm eine der Dynastie feindselige Haltung, so daß es in den Decembertagen nahe daran war Aufstandspläne zu unterstützen. Bei diesem Zustande der Dinge hatte das Ministerium wohl ein Recht, eine von so feindseligen Gesinnungen beseelte Institution zu vernichten. Herr von Montalivet benutzte den Rücktritt des Generals Lafayette, um die Auflösung der Artillerie unter dem Vorwande einer Reorganisation vorzuschlagen. Diese kühne Reform erfolgte ohne Anstrengung, ohne Widerstand; man begann bereits den energischen Willen der Macht zu begreifen und zu fürchten.

Viertes Kapitel.

Inconsequenzen Laffittes; sein Charakter. — Thiers. — Erkaltung zwischen dem Könige und Laffitte. — Verkauf des Waldes von Breteuil. — Brief des Königs an Laffitte. — Kleinliche Rache Laffitte's. — Revolution in Polen; kluges Verhalten des Cabinets vom Palais Royal dabei. — Lamarque. — Drohende Vorbereitungen Rußlands, Oesterreichs und Preußens. — Aufstand in Mailand; das Scalatheater. — Der Graf Sebastiani. — Ernennung des Herzogs von Mortemart zum Gesandten in Rußland. — Privatcorrespondenz des Königs mit seinen Gesandten. — Londoner Conferenzen; Protocolle. — Stolze Antwort des belgischen Congresses auf das Protocoll vom 20. Dcbr. — Candidaturen des Herzogs von Nemours und des Herzogs von Leuchtenberg für den belgischen Thron. — Ansichten Ludwig Philipp's über Belgien. — Felix Rogers. — Depesche des Generals Sebastiani an Herrn Bresson. — Brief von Felix Rogers an den Grafen von Celles. — Unwille des belgischen Congresses gegen die französische Regierung. — Diplomatische List, um die Candidatur des Herzogs von Leuchtenberg zu beseitigen. — Der Herzog von Nemours wird zu dem Könige der Belgier erwählt. — Ludwig Philipp schlägt die Krone für seinen Sohn aus; Reflectionen darüber. — Leopold von Sachsen-Coburg. — Ungerechter Haß Belgiens gegen das französische Cabinet. — Vertrag der achtzehn Artikel. — Leopold als König der Belgier proclamirt. — Polen; Zorn des Kaisers Nicolaus. — Italien. — Der Herzog von Modena; der Herzog von Orleans im Geheimniß der italienischen Verschwörung. — Princip der Nichteinmischung. — Meinung Ludwig Philipp's über den Aufstand in Italien. — Modena; Bologna; Flucht des Herzogs von Modena mit Menotti. — Fortschritte des Aufstandes; Ancona. — Besorgnisse des Papstes Gregors XVI. — Latour-Maubourg. — Saint-Aulaire. — Sebastiani widersetzt sich der Abreise der italienischen Flüchtlinge. — Unfruchtbare Sympathien Frankreichs für Italien.

Der glückliche Ausgang des Prozesses der Minister brachte Frankreich aus einer großen Gefahr heraus und das Ministerium Laffitte in eine vortreffliche Lage, das Wohl der Nation

Staats-
Bibliothek
Bamberg

begründen zu können. Aber in dem Cabinet herrschte Uneinigkeit. Lafitte, welcher aufrichtig die constitutionelle Monarchie wollte, proclamirte auf der Rednerbühne „die Aufrechterhaltung der Verträge von 1815, den Geist der Duldung gegen die gefallene Partei und die Nothwendigkeit die Revolution auf ein gewisses Maß zu beschränken und folglich die Factionen niederzuhalten.“ Gleichwohl ließ er sich nach seltsamer Inconsequenz von der Partei der Bewegung beherrschen. Der Rücktritt Dupont's (von der Eure) und Lafayette's führten den Sieg des gemäßigten Elementes in dem Ministerium herbei. Merilhou, der Dupont in dem Justizministerium folgte, kehrte zu Ideen der Mäßigung und Ordnung zurück. Odilon Barrot war das letzte und einzige Hinderniß der Regierungseinheit. Laffitte, der trotz dem Rücktritte seiner Freunde noch immer Präsident des Ministerraths blieb, setzte das System fort, das er gleich bei seinem Eintritte begonnen hatte, aber so schwach, so unentschlossen in einer Zeit, in welcher der Gewalt eine überwiegende Kraft gegeben werden mußte, daß die Gemüther nichts weniger als beruhiget waren. „Vielleicht“, sagte er, „conspirirt man gegen die öffentliche Ruhe. Wer sind diese in's geheim verbundene Feinde? Auf der einen Seite die Anhänger der gestürzten Regierung, auf der andern einige ungeduldige Menschen, deren Ehrgeiz durch die neue Ordnung der Dinge geweckt worden ist, sich aber getäuscht fand und Alles von neuem umstürzen will, um Alles erreichen zu können. Sie haben, um dieses Ziel erreichen, einen Vorwand ergriffen, das Urtheil über die Minister und bedienen sich desselben, um zur Uebertretung

der Gesetze zu reizen und von neuem das Volk zu Ausschweifungen zu treiben, deren Ende nicht abzusehen ist." Das war ganz wohl gedacht, aber es reichte nicht aus. Den Worten mußten Thaten folgen; das System mußte durch ein festes und energisches Verhalten unterstützt werden. Wenn es aber zum Handeln kommen sollte, gerieth der Chef des Cabinets stets mit sich in Widerspruch. Laffitte besaß keine Eigenschaft eines Staatsmannes. Er verband mit einem inconsequenten Charakter und einem nicht eben tiefen Geiste einen unermeßlichen Stolz, ein großes Selbstvertrauen und einen den diplomatischen Angelegenheiten nachtheiligen Mangel an Verschwiegenheit. Wie sehr ihn auch Ludwig Philipp liebte und mit welcher Ergebenheit auch Laffitte diese Liebe erwiederte, so würde es doch unklug gewesen sein, seiner Unerfahrenheit die Macht ganz zu überlassen. Unter der Restauration hatte Laffitte als Finanztheoretiker wirkliche Dienste geleistet und er verdankte denselben einen besondern Ruf. Als Minister dagegen war er der kritischen Lage nicht gewachsen, in welche die Revolution die Staatscasse gebracht hatte. Uebrigens überließ er, um sich ganz den politischen Angelegenheiten hinzugeben, die materielle Leitung seines Ministeriums dem Herrn Thiers als Unterstaatssecretair, welchen die Umstände unter die Hauptacteurs des Julidramas geführt hatten. Thiers, ein gewissenhafter aber kalter Schriftsteller, noch kürzlich Journalist und gänzlich unerfahren in der Verwaltung, verdankte der Gönnerschaft des Baron Louis das Amt eines Staatsrathes im Finanzdepartement und dann der Freundschaft Laffitte's die Stelle eines

Unterstaatssecretairs. Man sah mit höchster Verwunderung den wichtigsten Verwaltungszweig der Regierung in den Händen eines noch unerfahrenen jungen Mannes. Das leichtfertige Vertrauen Laffitte's auf Thiers beruhete aber auch noch auf andern als politischen Gründen. Die Julirevolution hatte sein Bankhaus stark erschüttert; es mußte zu allerlei Hilfsmitteln greifen, um seinen Credit zu erhalten und eine drohende Crisis abzuwehren. Da die Bank von Frankreich nach ihren Statuten sich nicht compromittiren konnte, so wendete sich Laffitte an den König, der nicht zögerte eine persönliche Bürgschaft auf sein eigenes Vermögen zu übernehmen. Gleichwohl war dies, wer sollte es glauben, ein Grund der Verneinigung zwischen Ludwig und Laffitte. Der Eigennutz ist stets bei jeder Neigung der Stein des Anstoßes gewesen. Hier änderte er jenes vertrauliche Verhältniß, das seit langer Zeit zwischen dem Fürsten und dem Minister bestanden hatte. Der Parteigeist bemächtigte sich dieses Umstandes, um den König der Undankbarkeit zu beschuldigen und die übele Laune Laffitte's zu reizen. Und worauf gründeten sich die der Krone gemachten Vorwürfe? Auf eine Handlung der Klugheit, welche der kleinste Geschäftsmann nicht versäumt haben würde. Nachdem Ludwig Philipp den Wald von Breteuil gekauft hatte, wollte er der Formalität der Einzeichnung, welche das Gesetz verlangt, nicht entsagen und am 18. Novbr. schrieb er an Laffitte:

„Mein lieber Herr Laffitte, nach dem was mir ein gemeinschaftlicher Freund gesagt hat, von dem ich Ihnen nicht mehr mittheile, müssen Sie wissen, warum ich das Andringen Janot's

benutzt habe, dem das Geheimniß des Kaufes nicht durch mich, sondern bei Ihnen anvertraut worden ist, um die Einzeichnung so geheim als möglich vollziehen zu lassen."

Laffitte, den, wie man sagte, dieser Brief verletzte, welchen er für einen Beweis von Undankbarkeit und Mißtrauen von Seiten des königl. Käufers hielt, konnte ihn nicht vergessen und ließ seinen Groll bald in seinem Benehmen durchblicken. In unbeschränktem Vertrauen auf seine eigene Klugheit machte er fortwährend Opposition gegen die Ansichten des Königs. Er wußte wohl, daß die Besorgniß wegen eines europäischen Krieges die Staatspapiere binnen drei Monaten um 30 Francs heruntergedrückt hatte; er wußte, daß das geringste Kriegsgeschrei eine tiefe Erschütterung hervorbrachte; er wußte, daß der Krieg die Industrie und den Handel vernichten, Aufstände, Bürgerkriege, Schreckensherrschaft, Dictatur, Invasion, vielleicht den Sieg der republikanischen Meinungen herbeiführen würde; gleichwohl entschloß er sich, verleitet durch unvorsichtige Räthe, den verderblichen Einfluß Lafayette's und seinen persönlichen Groll, mit dem voraussichtigen und gemäßigten Willen der Krone zu brechen. Er las demzufolge auf der Rednerbühne eine Rede ab, deren den Frieden gefährdende Ausdrücke dem Könige aufgenöthigt worden waren. Laffitte erlangte dadurch eine gewisse Popularität; auf der andern Seite sah darin das bei der Sitzung anwesende diplomatische Corps nur eine Prahlerei des Conseilpräsidenten und nahm seine 500,000 M. und sein Budget von 1500 Mill. nicht ernstlich; es wußte bestimmt, woran es über die Consequenz dieses Staatsmannes sei, mit

dem es immer in den beklagenswerthesten Verhältnissen gestanden hatte. Die Kriegsdrohungen waren damals um so weniger zeitgemäß, da unvorhergesehene Ereignisse die Verlegenheiten der auswärtigen Zustände vermehrten. Während sich Belgien im Aufstande befand, während man in Italien und der Schweiz einen Ausbruch erwartete, erfuhr man, daß derselbe in Polen bereits erfolgt sei.

Das polnische Volk ist ohne Widerrede dasjenige, welches durch gleiche Gesinnungen in der engsten Verbindung mit dem französischen steht. Bei gleicher Freiheitsliebe besitzt es denselben Muth, denselben Stolz, dieselbe lebendige Phantasie. Es besteht zwischen den beiden Völkern, die eine so weite Entfernung trennt, eine geheimnißvolle Ideensympathie. Jede heftige Erschütterung in dem geistigen Zustande des einen Landes macht sich sogleich auch in dem andern fühlbar, als ob gleiche Interessen auf dem Spiele ständen. Gleichwohl ist nach einem wohl erklärlichen, aber nichtsdestoweniger schmerzlichen Schicksale Frankreich immer genöthigt gewesen der Knechtung des Schwesterlandes im Norden ohnmächtig zuzusehen; immer erschöpfte es sich in unfruchtbaren Wünschen für das große Unglück eines Volkes, dem Gott allein ein Ende machen kann. Polen, das zwischen Rußland, Preußen und Oesterreich getheilt war, welche dafür Ludwig XV. die Heimfälligkeit Lothringens bewilligten, wollte 1794 nach dem Beispiele des französischen Volkes seine Unabhängigkeit wieder erwerben. Die Unterdrückung durch die drei theilenden Mächte war schrecklich und blutig und die französische Republik, welche mit ihrer eigenen

Vertheidigung zu thun hatte, begnügte sich den Heldenmuth jener Nation zu feiern. Das Kaiserthum versuchte es ebenso wenig die polnische Nationalität wieder herzustellen. Polen, das gegen seinen Willen durch die Verträge von 1815 mit Rußland vereiniget worden war wie Belgien mit Holland, fand ebenso die Restauration kalt und gleichgiltig; gleichwohl rief es mit aller Macht der Verzweiflung den Beistand Frankreichs an und seufzete fortwährend nach seiner alten Freiheit; als katholisches Volk ertrug es mit Ungeduld das Joch der Czaaren und wartete nur auf eine günstige Gelegenheit, um seine Ketten zu zerbrechen.

Aber der Aufstand sollte nicht von dem gemeinen Volke ausgehen, das aus Juden und Bauern besteht, welche durch Leibeigenschaft verthiert und allen Gefühlen der Nationalität und Menschenwürde fremd sind; dem Adel und der katholischen Geistlichkeit, welche der griechischen Kirche feindselig gegenüber stand, war es vorbehalten das Signal zu geben. Mehr als einmal schon hatte man versucht den grausamen Despotismus des Großfürsten Constantin zu stürzen. Wenn aber auch der Geist des Aufruhrs bis dahin niedergehalten war, wachte er doch nichtsdestoweniger in vielen Herzen und es gehörte nur ein kleiner Funke dazu ihn zu entzünden. Dieser Funke kam von dem Revolutionsheerde in Paris. Die Julisonne schien mit ihrem hellen Lichte den dunkeln Horizont Polens zu beleuchten. Ein Hoffnungsschein antwortete dem Siegesgeschrei einer befreundeten Nation. Die Söhne Warschaus entschlossen sich in Begeisterung über den glücklichen Ausgang

der französischen Revolution zu einer gewaltigen Schilderhebung und der Ausbruch erfolgte in der Nacht des 29. Novbr. 1830.

Wie in Paris sah man in Warschau Wunder der Tapferkeit, hochherzige Handlungen der Vaterlandsliebe und die Erzählung davon erregte in Frankreich eine unbeschreibliche Begeisterung, einen unsäglichen Stolz. Die Poesie besang in voraus den Sieg und Alle riefen: „Hilfe unsern Brüdern in Polen!“ Da lag die Klippe. Die Sentimentalität trat an die Stelle des politischen Verstandes und man wollte die Interessen und die Ruhe des Landes den Pflichten der Menschlichkeit opfern. Die ernsten Männer, welche wie Lafayette dachten, „das französische Volk sei voll Achtung und Wohlwollen gegen die Verträge der Nationen“ widerstanden diesem edeln aber übel berechneten Aufschwunge der Partei des Herzens. Das Palais Royal versprach nichts und gab seinem Consul in Warschau Instructionen in diesem Sinne. „Was haben wir von den Sympathien der Juliregierung zu erwarten?“ fragte Biernacki, Mitglied des Reichstages, bald nach dem 29. Novbr. — „Nichts“, antwortete der Consul. — „Wenn aber das Glück uns begünstigte, wenn unsere Erfolge Europa Zeugniß von der Kraft unseres Willens und von dem Ernst unseres Freiheitsstrebens gäben?“ — „Ich wiederhole Ihnen, daß Sie von dem Cabinet, das ich vertrete, nichts zu erwarten haben, weder Begünstigung noch Unterstützung.“ — „Uebernehmen Sie es wenigstens unser Vermittler bei Ihrer Regierung zu sein?“ — „Nein.“ — „Ihr unsere Depeschen zukommen zu lassen?“ — „Sie werden von Oesterreich geöffnet und gelesen werden.“ —

„Was hat also Ihrer Meinung nach Polen zu thun?“ — „Sich zu unterwerfen.“

Diese niederschlagenden Worte zeugten von der unbedingten Unmöglichkeit der französischen Regierung, Polen beizustehen, doch war ein solches Geständniß, wie grausam es auch sein mochte, lügnerischen Versprechungen vorzuziehen, welche Frankreich gefährdet haben würden, ohne dem Opfer Rußlands Nutzen zu bringen. Dennoch wollte die Partei der Propaganda die Einmischung und predigte einen Kreuzzug gegen Europa. Die Lage war kritisch und drohete Ludwig Philipp mit fortzureißen. Das fürchteten auch die fremden Mächte; sie rüsteten sich für den Fall eines Angriffs und würden kein Opfer gescheut haben, um die Oberhand zu behalten — Rußland in der polnischen Sache, Oesterreich in Italien und Preußen in der belgischen Frage. Welche Charakterstärke, welche Mäßigung, welche Gefügigkeit und Geduld bedurfte der König, um den Strom der politischen Leidenschaften in den Ufern zu halten und über die Kriegspartei zu siegen! Er versagte gewiß Polen seine Theilnahme nicht; durfte er aber mitten unter den innern Verlegenheiten eines entstehenden Königthums und gegen seine Versprechungen die Verträge von 1814 und 1815 verletzen, indem er sich thörichterweise in einen fernen und gefährlichen Kampf stürzte? „Der Krieg“, rief der General Lamarque aus, „ist ein so gewaltiges Bindemittel, umgiebt einen Thron mit so hellem Glanze und läßt eine neue Dynastie so fest einwurzeln, daß es politisch ist ihn zu wollen, selbst wenn keine Gründe dazu vorliegen.“ Dieser ritterliche Eifer paßte wohl für den

Geist, der durch die Erinnerung an das Kaiserthum erhitzt war; leider aber theilte er sich auch den Massen mit, die leicht zu verführen sind, wenn man ihnen von Ruhm und Eroberungen vorspricht und die Hindernisse wuchsen um Ludwig Philipp her, der kein großes Vertrauen zu seinem Ministerium hatte. Diese scheinbar unüberwindlichen Hindernisse dienten indeß nur, die Klugheit und Festigkeit des Königs mehr zu entwickeln. Die großen Höfe ihrerseits schickten sich an, durch alle möglichen Mittel den allgemeinen Geist der Propaganda zu unterdrücken, welcher sich auf allen Punkten Europas, in Deutschland, in Italien, mit drohenden Symptomen zeigte. Die Erscheinung der Cholera war ein gnügender Vorwand Gesundheitscordons aufzustellen, welche man im Falle der Gefahr unmittelbar in active Truppen verwandeln konnte. Der wohlwollenden und friedlichen Stimmung war überall Mißtrauen und Kriegslust gegen Frankreich gefolgt. Bereits erreichte jenes demokratische Streben, welches die Bestimmungen des Wiener Congresses von 1815 vernichten wollte, die hohen Gebirge der Schweiz und die Schweiz, die von Frankreich, Deutschland, dem Mailändischen und Savoien eingeschlossen ist, konnte an ihren Institutionen nichts ändern ohne unmittelbar die Interessen Frankreichs, Piemonts, Deutschlands, Oesterreichs, Preußens und Rußlands zu berühren. Deshalb war es von Wichtigkeit die politische Organisation jenes Landes zu beobachten. Daher die feindselige Haltung der Cabinette von Berlin, Wien und Petersburg, die entschlossen waren den Sieg der demokratischen Partei, die ewige Quelle der Anarchie und Unordnung, zu

verhindern. Deshalb die feste Sprache, welche sie nun redeten. Wie Frankreich, welches den Grundsatz der Nichteinmischung ausgesprochen hatte, erklärte Rußland, „es werde und könne die Einmischung irgend einer Macht bei der Unterdrückung der Unruhen in Polen nicht dulden und zu diesem Zwecke unter der Mitwirkung von Preußen und Oesterreich alle seine Kräfte aufbieten, ohne sich durch Rüstungen und Drohungen aufhalten zu lassen." Preußen und Oesterreich folgten dem Beispiele Rußlands und Oesterreich setzte in Bezug auf Italien hinzu: „es habe das Recht der Einmischung unter gewissen Umständen.. Wenn Aufstände in dem lombardo=venetianischen Reiche ausbrächen, würde es sofort handeln ohne irgend Jemandem Rechenschaft von seinen Maßregeln zu geben, da es sich um seine eigene Souverainetät handele." Auch gab es bald Beweise von der Wahrheit seiner Entschlüsse. In Mailand sollte das Signal zu einem Aufstande im Scala=Theater gegeben werden. Die Polizei erhielt Kenntniß davon. Als an dem bestimmten Abende der Vorhang aufging, sah man auf der Bühne zwei Regimenter ungarischer Grenadiere, welche die Gewehre auf das Parterre angelegt hatten. Das Publikum entfloh, aber die Ausgänge des Theaters waren stark besetzt. Die Zuschauer wurden in Masse verhaftet und die Schuldigen in die Festungen Muncaz und Spielberg abgeführt. Die Propaganda war also in der Lombardei nicht furchtbar.

Den Schwierigkeiten der Lage gegenüber gehorchte das Ministerium Laffitte zu sehr unüberlegten Impulsen als daß es nicht einen Bruch hätte hervorrufen sollen, dessen Folgen ent=

setzlich hätten werden können. Die Krone hatte dies erkannt. Sie verließ sich deshalb auch nur auf ihre eigene Erfahrung und setzte, fern von dem Einflusse des Cabinets, ihren vorherrschenden Gedanken fort. Der Graf Sebastiani unterstützte die Ansichten des Königs vollkommen, dessen kluger, geschmeidiger und verschwiegener Vertrauter er war. Aber er mußte auch bei dem Kaiser Nicolaus durch einen gemäßigten Mann vertreten werden, denn es kam vor Allem darauf an den Kaiser von den friedlichen Absichten Ludwig Philipp's zu überzeugen. Der Marschall Mortier, auf den man zuerst die Augen geworfen hatte, paßte nicht zu einer vertraulichen Sendung, welche über den Frieden Europas entscheiden sollte; er würde den Kaiser an den Rückzug von Moskau erinnert haben. Die Wahl des Königs fiel auf den Herzog von Mortemart, den, wie man wußte, Nicolaus gern hatte. Es mußte also der Herzog bewogen werden nach Petersburg zu reisen, was schwer war. Sebastiani erhielt den Auftrag, ihm Eröffnungen zu machen. Mortemart sträubte sich. Da stellte ihm der Minister mit lebendigen Farben die schöne Rolle, welche er spielen könne, wenn er annehme und die Gefahren vor, die er allein zu beschwören im Stande sei. Man hatte die Depesche erhalten, welche den Marsch der Russen gegen Polen meldete. Sebastiani schilderte dem Herzoge von Mortemart die Niederlage der Insurgenten als gewiß, die Unmöglichkeit ihnen Hilfe zu bringen und die traurigen Folgen einer Kriegserklärung. „Ueberall Unruhen und Leiden für Frankreich", sagte er in dem ihm eigenen dramatischen Tone, „und was noch schlimmer ist, die unvermeidliche

Herrschaft der Jacobinerpartei. Der Krieg würde in Frankreich die Republik herbeiführen und der Aufruhr blutig wüthen wie 1793." Die Worte des Ministers waren eindringlich und wurden in einem Tone unwiderstehlicher Ueberzeugung gesprochen; der Herzog erkannte die ganze Größe der Gefahren. Gleichwohl hatte er noch Einwendungen zu machen, bis Pozzo di Borgo ihm schrieb: „nach Ihrer Ernennung und deren Anzeige im Moniteur werde ich sofort mein Beglaubigungsschreiben übergeben." Mortemart, ein loyaler ehrenhafter Mann, zögerte nicht mehr, sobald er der Sache seines Vaterlandes nützlich werden zu können hoffte und entschloß sich in einer geheimen Unterredung mit dem Könige. Diese Unterredung währte lange und ging in Einzelnheiten ein; es wurden dabei die weisesten, aufrichtigsten Instructionen in einer Weise entwickelt, daß der Entschluß des Herzogs fest stand. Ludwig Philipp war mit dem consequenten Geiste, der ihn auszeichnet, keinen Augenblick von dem Wege abgewichen, den er sich vorgezeichnet hatte; so wie der Herzog von Mortemart ihn bei der Conferenz im Palais Royal im Anfange des Augusts gesehen hatte, so fand er ihn unter den Sorgen der Regierung wieder; er blieb dabei, daß er das Geschehene, d. h. die Revolution, welche ihm die Krone auf das Haupt gesetzt, weder vorbereitet noch gewünscht, daß er den Thron nur angenommen habe, um das Land vor einer Krisis zu retten. Seit fünf Monaten habe er einen heftigen Kampf, den ihm die Geschichte anrechnen würde, gegen den Geist der Anarchie und Unordnung bestanden. Gott sei Dank, er sei siegreich aus der Dictatur Lafayette's und wohl-

behalten aus dem Ministerprocesse hervorgegangen. Jetzt bedrohe eine andere Gefahr das Land, der nahe und schreckliche Krieg. Der Ausgangspunkt bei diesem Kriege sei offenbar Rußland und der Vorwand oder Grund dafür seien die falschen Ideen über die Tendenz der neuen Monarchie und seine persönlichen Absichten, die man unaufhörlich im Auslande verbreite. Man müsse also den Kaiser Nicolaus aufklären und ihm begreiflich machen, welche mühevolle, unablässige Aufgabe, welche Sorgen der neue König von Frankreich habe; wenn man ihn gewähren lasse, wenn man nicht den Krieg hineinwerfe, werde er die Factionen bemeistern. Er habe die Krisis vermeiden wollen und Niemand sei ein besserer Unterthan Karl's X. gewesen als er; da ihn aber die Umstände einmal an die Spitze des Landes gestellt, müsse man ihm beistehen, dürfe aber keineswegs seine Verlegenheiten mehren; er habe geschworen die Verträge aufrecht zu erhalten und werde dieses Versprechen gewissenhaft halten. Die Regierung verspreche dem Kaiser Nicolaus in keiner Weise bei der gerechten Niederhaltung Polens in den von dem Wiener Congresse bestimmten Grenzen hinderlich zu sein. Ohne Zweifel würden stürmische Proclamationen und Protestationen in den Kammern und in der Presse erfolgen; das sei eine Folge des Repräsentativsystems, der Regierungsform und werde nicht weiter gehen, denn er verpfände von neuem sein Wort die Verträge zu achten. Habe man nicht bereits gesehen, welche Mühe er sich bei dem Ministerprocesse gegeben und sei sein Kampf gegen Lafayette unbeachtet geblieben? Mit Gottes Hilfe werde er siegreich aus der

gegenwärtigen Lage hervorgehen und dann sei der Frieden und die Ruhe Europas gesichert."

Der Herzog von Mortemart, dem der Zweck der Sendung vollkommen zusagte, brach nach St. Petersburg auf. Es war von um so größerer Wichtigkeit in gutem Vernehmen mit dem russischen Cabinet zu bleiben, als der Hof von Berlin, welcher das neue Königthum so bereitwillig anerkannt hatte, wegen der belgischen Frage Kälte zu zeigen anfing. Der Prinz Albrecht, welcher sich mit der Prinzessin Mariane der Niederlande vermählt hatte, stand an der Spitze der Militairpartei und war für die Einmischung in Belgien. Der König von Preußen aber, der umsichtiger, gemäßigter und von der Wahrheit durchdrungen war, „daß die Monarchen ihr Verhalten nicht nach ihren persönlichen Gefühlen und Freundschaften, sondern nach den allgemeinen Interessen ihres Landes richten müssen", verharrte bei der Erhaltung des Friedens. Der Herzog von Mortemart beruhigte auf der Durchreise durch Berlin, wie ihm aufgetragen worden war, alle Gemüther durch die Versicherung, „die neue französische Regierung wolle nur den Frieden und sie werde ihre ganze Kraft aufbieten die Propaganda niederzuhalten und die regelmäßige Ordnung in die Verhältnisse mit dem Auslande zurückzuführen."

Selbst der Wiener Hof schien geneigt zu sein energische Maßregeln zu ergreifen, um die Revolutionsideen zurückzuweisen. Er hatte zwar nicht gezögert, seinen Gesandten, den Grafen von Appony, bei der französischen Regierung zu beglaubigen, als aber diese Concession gemacht war, wollte er in

Italien einschreiten, wo er sein Uebergewicht zu erhalten hatte, wenn ihn die Propaganda dazu nöthigen sollte. Ludwig Philipp, der darin mit Oesterreich einer Meinung war, traf in der Partei Lafayette's auf hartnäckigen und ungeschickten Widerstand. Der Gesandte in Wien, der Marschall Maison, flößte dem Fürsten von Metternich kein Vertrauen ein; deshalb correspondirten der General Sebastiani und oftmals der König selbst direct mit dem Grafen Appony, um das gleich Anfangs angenommene System der Versöhnung nicht zu gefährden. Man hat diese Privatcorrespondenz neben der officiellen stark getadelt und sie für eine Verletzung der ministeriellen Verantwortlichkeit erklärt; gleichwohl war sie von so großem Nutzen für den Gang der Geschäfte, daß Frankreich ohne jene übergroße Vorsicht ohne Zweifel von den unruhigen Geistern in einen Abgrund gestürzt worden sein würde.

In London indeß sollten sich die meisten politischen Fragen entscheiden, welche alle Regierungen beschäftigten. Die Whigs hatten die Tories im Ministerium ersetzt und Lord Granville war als Gesandter in Paris dem Lord Stuart de Rothsay gefolgt. Die Londoner Conferenz trat zusammen. Da sie den Interessen der Mächte eine gänzlich friedliche Richtung zu geben hatte, mußte sie vor allen Dingen die belgischen Differenzen beseitigen. Man vereinigte sich über zwei Protokolle und das erste, vom 4. Novbr., schlug einen Waffenstillstand zwischen Holland und Belgien vor und die provisorische Regierung in Brüssel nahm den Antrag an. Das zweite, vom 20. Decbr., zeichnete sich durch Mäßigung aus. Es erinnerte an

die Ursachen, welche eine Abänderung der Bestimmungen des Wiener Congresses nöthig machten und sagte: „die Mächte, welche jene Verträge unterzeichneten und deren Bevollmächtigte in diesem Augenblicke versammelt sind, hatten, als sie durch die fraglichen Verträge Belgien mit Holland vereinigten, den Zweck, ein richtiges Gleichgewicht in Europa herzustellen und die Erhaltung des allgemeinen Friedens zu sichern. Die Ereignisse der vier letzten Monate haben aber leider bewiesen, daß die vollkommene und vollständige Verschmelzung der beiden Länder, welche die Mächte bewirken wollten, nicht erlangt worden ist, daß sie von jetzt an unmöglich auszuführen ist, daß also der Zweck der Vereinigung Belgiens mit Holland vernichtet ist und man demnach zu andern Mitteln greifen muß, um die Absichten zu erreichen, welche eine Vereinigung bezweckte. Belgien hatte als integrirender Theil des Königreichs der Niederlande seinen Theil der europäischen Pflichten dieses Reiches und der Verbindlichkeiten zu erfüllen, welche dasselbe durch die Verträge den andern Mächten gegenüber übernommen hatte. Der Bruch mit Holland kann es von diesem Theile seiner Pflichten und Verbindlichkeiten nicht befreien. Die Conferenz wird sich demnach bemühen die neuen Bestimmungen zu prüfen, welche die geeignetsten sein dürften die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den Verträgen, mit den Interessen und der Sicherheit der andern Mächte und mit der Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes in Uebereinstimmung zu bringen. Zu diesem Zwecke wird die Conferenz, während sie die Unterhandlungen mit den Bevollmächtigten Sr. Maj. der Niederlande fortsetzt, die provi-

sorische Regierung Belgiens auffordern, sobald als möglich Beauftragte, die mit umfassenden Instructionen versehen sind, nach London zu senden, damit sie bei Allem gehört und zu Rathe gezogen werden können, was die definitive Annahme der oben erwähnten Bestimmungen zu erleichtern im Stande sein dürfte. Diese Bestimmungen werden indeß durchaus die Rechte des Königs der Niederlande und des deutschen Bundes auf das Großherzogthum Luxemburg nicht berühren. Die Bevollmächtigten der fünf Höfe sind übereingekommen, daß dies Protokoll dem Bevollmächtigten Sr. Maj. des Königs der Niederlande mitgetheilt und in Abschrift dem Lord Ponsonby und Herrn Bresson zugesandt werde."

So ungünstig dies Protokoll für Wilhelm war, rief es doch auch eine stolze Sprache des belgischen Congresses hervor. „Der Präsident und die Mitglieder des diplomatischen Ausschusses, welche die Ehre gehabt haben von Lord Ponsonby und Herrn Bresson am 31. Decbr. 1830 eine beglaubigte Abschrift des Protokolls einer in London am 20. Decbr. abgehaltenen Conferenz der Bevollmächtigten der fünf großen Mächte zu empfangen, halten es für ihre Pflicht, folgende Antwort darauf zu ertheilen:

„Es hat ihnen geschienen als sei die erste Aufgabe nicht gelöset, welche die fünf großen Mächte sich gestellt, da die Aufhebung der Blockade und die freie Fahrt auf der Schelde die Hauptbedingung des Waffenstillstandes und selbst der Einstellung der Feindseligkeit ist, in welche bereits am 21. Novbr. gewilliget wurde. Das Gleichgewicht Europas kann noch gesichert

und der allgemeine Friede erhalten werden, wenn man Belgien wieder unabhängig, stark und glücklich macht. Wenn Belgien ohne Kraft und Glück wäre, würde die neue Bestimmung, für die man sich entscheiden könnte, von dem Schicksale der politischen Combination von 1815 bedrohet sein. Das unabhängige Belgien hat ohne Zweifel seinen Theil europäischer Pflichten zu erfüllen, schwer aber läßt sich begreifen, welche Verbindlichkeiten ihm aus den Verträgen erwachsen sein sollen, an denen es keinen Theil genommen hat. Die Commissarien, welche nach London gesandt wurden, sind mit hinreichenden Instructionen versehen, so daß sie über alle Angelegenheiten Belgiens gehört werden und die Conferenz nicht in Unkenntniß lassen können, wie es bei den Umständen, in denen sich das belgische Volk befindet, ohne Zweifel unmöglich sei, daß Belgien einen unabhängigen Staat ohne unmittelbare Garantie der Scheldefreiheit und des Besitzes des linken Ufers dieses Flusses, der ganzen Provinz Luxemburg und des Großherzogthums Luxemburg, abgesehen von den Verhältnissen zu dem deutschen Bunde, bilde. Ihre Excellenzen die Bevollmächtigten der fünf großen Mächte werden nach den Berichten, die sie von Lord Ponsonby und Herrn Bresson empfangen haben können, die kritische Lage des Landes und die Unmöglichkeit leicht ermessen, diesen Zustand der Ungewißheit noch länger fortdauern zu lassen."

Auf diese Note, die von dem Grafen von Celles, dem Präsidenten des Ausschusses, unterzeichnet war, antwortete die Conferenz mit Recht, „die Mächte könnten keinem Staate ein Recht zuerkennen, das sie sich selbst versagten (das Recht sich zu

vergrößern)." Die Lage verwickelte sich, Die Absetzung des Hauses Nassau brachte die Diplomatie in große Verlegenheit. Es kam darauf an, welche Regierungsform man Belgien geben sollte. Der Congreß stand unter dem Einflusse einer republikanischen Partei und die Mehrheit der Nationalversammlung sprach sich für eine Vereinigung mit Frankreich aus, da eine solche dem Handel und der Industrie Belgiens von Vortheil sein würde. Aber abgesehen davon, daß England und Preußen nie zugegeben haben würden, daß Antwerpen und die Schelde in französischen Besitz kämen, führte eine solche Vereinigung einen allgemeinen Krieg herbei, da sie die durch die bestehenden Verträge bestimmten Grenzen änderte. Als die Bildung einer Republik und die Vereinigung mit Frankreich abgewiesen waren, blieb das monarchische System übrig und nun ergab sich eine andere Schwierigkeit, — die Wahl eines Souverains. Man hatte die Augen auf zwei Prinzen geworfen, auf den Herzog von Nemours und den Herzog von Leuchtenberg. England und Preußen erklärten sich gegen den ersten als den Ausdruck der französischen Politik. Der zweite, welcher Deutschland und namentlich Baiern genehm war, mißfiel mit Recht dem Cabinet des Palais Royal. Als Sohn Eugens von Beauharnais weckte er dem französischen Volke theuere Erinnerungen und konnte ein Sammelpunkt einer noch immer gefährlichen Partei werden. Deshalb erklärte denn auch der Graf Sebastiani sofort dem Herrn Felix Rogers, dem ersten Gesandtschaftssecretair, 1) daß die Vereinigung unmöglich sei, weil sie dem Willen der Engländer widerspreche; 2) daß der Prinz Otto

von Baiern der König sei, welcher sich für Belgien am besten eigne; 3) daß der König der Franzosen dem Sohne Eugens von Beauharnais nie eine seiner Töchter geben werde und daß die Belgier, wenn sie diesen Prinzen die Krone übertrügen, sich der Gefahr aussetzen, die mächtige Freundschaft Frankreichs zu verlieren. Herr Felix Rogers theilte diese Worte dem diplomatischen Ausschusse in zwei an den Grafen Celles gerichteten Briefen mit. In dem zweiten dieser Briefe hieß es unter anderm: „ich glaubte Herrn Sebastiani fragen zu müssen, ob seine Worte einen officiellen Charakter hätten, der mir erlaube sie mitzutheilen. Ja, allerdings, antwortete er und Sie werden sich davon überzeugen. Da ließ er seinen Secretair rufen und dictirte ihm einen Brief an Herrn Bresson, den ich mit dieser Depesche absende und in welchem die Absichten der französischen Regierung über den Plan der Vereinigung wie über die Candidatur des Herzogs von Nemours und die des Herzogs von Leuchtenberg deutlich und bestimmt ausgesprochen sind. Herr Bresson ist, wie ich glaube, ermächtiget Ihnen dieses Schreiben mitzutheilen, das übrigens nichts weiter enthält als was ich Ihnen heute schreibe. Ohne Zweifel hat es Herr Sebastiani absichtlich laut in meinem Beisein dictirt."

Die Indiscretion des Herrn Felix Rogers verstimmte das Cabinet des Palais Royal und Sebastiani veröffentlichte ohne Ueberlegung in dem Moniteur eine Ableugnung, gegen welche natürlich der Gesandtschaftssecretair auftrat. Der Bericht des Herrn Rogers war allerdings völlig genau, aber das Unrecht befand sich doch auf seiner Seite, weil er eine ganz vertrauliche

Mittheilung gemißbraucht hatte. Die Depesche vom 21. Jan. 1831, welche der Minister der auswärtigen Angelegenheiten an Herrn Bresson sandte, lautete:

„Die Lage Belgiens hat von neuem die Aufmerksamkeit des Königs und des Ministerrathes erregt. Nach reiflicher Prüfung aller damit in Verbindung stehender politischer Fragen bin ich beauftragt, Ihnen deutlich und bestimmt die Ansichten der Regierung des Königs vorzulegen: sie wird nie in eine Vereinigung Belgiens mit Frankreich willigen und ebenso wenig die Krone für den Herzog von Nemours annehmen, selbst wenn sie ihm durch den Congreß angeboten werden sollte. Die Regierung Sr. Maj. würde in der Wahl des Herzogs von Leuchtenberg ein Ereigniß sehen, welches die Ruhe Frankreichs stören könnte. Wir haben nicht die Absicht, der Freiheit der Belgier in der Wahl ihres Souverains irgendwie zu nahe zu treten, aber wir benutzen auch unser Recht, wenn wir bestimmt erklären, daß wir die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg nie anerkennen würden. Ohne Zweifel würden auch die Mächte ihrerseits nicht sehr zu einer solchen Anerkennung geneigt sein. Wir unserer Seits würden uns bei unserer Weigerung durch die Rücksicht auf das Staatswohl bestimmen lassen, dem Alles weichen muß, wenn es die Rechte Niemandes verletzt. Die Nähe Belgiens, die Theilnahme Sr. Maj. an den Bewohnern desselben und unser Wunsch, mit ihnen in den vertrautesten und unveränderlichsten Freundschaftsverhältnissen zu bleiben, legen uns die Pflicht auf, uns offen gegen ein Volk auszusprechen, das wir achten und lieben. In diese politische Handlung mischt

sich durchaus keine Gesinnung, welche den Herzog von Leuchtenberg oder dessen Familie verletzen könnte, da wir sie mehr verehren als irgend Jemand. Die Regierung des Königs wird einzig und allein durch die Liebe zu dem Frieden im Innern und nach Außen geleitet.

„Empfangen Sie die Versicherung meiner ausgezeichneten Hochachtung

„Horace Sebastiani."

Diese Worte waren der genaue Ausdruck des Gedankens der Krone, wie es noch folgende Stelle eines Briefes von Felix Rogers an den Grafen von Celles beweiset:

„Herr Graf, ich glaubte bei einer so wichtigen Angelegenheit, von welcher die Zukunft und das Glück Belgiens in so hohem Grade abhängen, mich nicht allein bemühen zu müssen, die Gedanken des französischen Ministeriums, das in's Unendliche beweglich und veränderlich ist, kennen zu lernen, sondern hielt es auch für gerathen die Ansichten Dessen zu erfahren, der sich nicht ändert, wenn Alles um ihn her wechselt. Ich begab mich deshalb, als ich Herrn von Sebastiani verließ, zu einer Person, welche das Vertrauen und die Gunst des Königs in hohem Grade genießt. Ich hatte ihr schon diesen Morgen meinen Besuch gemacht und sie ersucht, mit dem Könige von der Wahl unseres künftigen Oberhauptes, von den verschiedenen Candidaten, die bei der Wahl in Frage kommen könnten und besonders von dem Prinzen Otto von Baiern und dem Herzoge von Leuchtenberg zu sprechen. Der General, den ich meine, hatte sich wirklich zu dem Könige begeben und berichtete mir

seine Unterredung mit Ludwig Philipp, so weit ich mich erinnere, in folgender Weise:

„Der König, sagte er mir, wünscht mehr als irgend Jemand Belgien frei, glücklich und unabhängig zu sehen und würde zu Allem, was die Verbindung und das gute freundnachbarliche Vernehmen Belgiens und Frankreichs erhöhen könnte, bereitwillig die Hand bieten. Da er durch frühere Verpflichtungen gebunden und durch die Aussicht auf einen sichern Krieg zurückgehalten worden, seinen Sohn, den Herzog von Nemours, Belgien zu gewähren, so würde er mit Vergnügen die Erwählung des Prinzen Otto sehen und nicht zögern demselben eine seiner Töchter zu geben. Der König glaubt, daß die große Jugend des Prinzen nicht nur seiner Ernennung nicht hinderlich sein könne, sondern vielmehr ein Grund sein müßte ihn zu erwählen, weil man seine constitutionelle Erziehung leiten und ihn zur Liebe für die belgischen Institutionen gewöhnen könnte. Dagegen sieht der König nicht ein, welche wichtigen Gründe den Congreß zu veranlassen scheinen, dem Herzoge von Leuchtenberg den Vorzug zu geben. Allerdings sind die Belgier in ihrer Wahl frei und Gott verhüte, daß man sie irgendwie in der Kundgebung ihrer Wünsche hindere; aber wenn der Congreß meint, es sei von Wichtigkeit für Belgien, die Freundschaft Frankreichs zu erhalten, wenn es sich die Mittel sparen will, von demselben im Nothfalle Schutz und Unterstützung, besonders einen vortheilhaften Handelsvertrag zu erlangen, wenn es wünscht, daß die Zollinie verschwinde und daß sein Verkehr mit Frankreich sich vervielfältige statt ganz aufhöre, so möge

es sich dem Sohne Beauharnais nicht günstig zeigen. Die verständigen Männer im Congresse und sie bilden die große Mehrheit desselben, werden die Gründe erkennen, welche die franzöſ. Regierung zu dem Wunsche veranlassen, es möge kein Prinz aus der Familie Napoleon's dicht an ihren Grenzen herrschen; die Gründe liegen zu offen auf der Hand, als daß es nöthig wäre, sie weiter auseinanderzusetzen. So viel wenigstens ist gewiß und steht fest, daß Frankreich niemals den Herzog von Leuchtenberg als König der Belgier anerkennen und daß besonders der König Philipp ihm niemals eine seiner Töchter zur Frau geben wird. Ludwig Philipp erklärt ohne Bedenken, daß von allen möglichen Anordnungen die Wahl des jungen Herzogs von Leuchtenberg zum Könige von Belgien die unangenehmste und für die Ruhe und Unabhängigkeit Belgiens ungünstigste sein dürfte. — Das, Herr Graf, ist es, was ich von den persönlichen Gesinnungen des Königs und der Minister erfahren habe."

Es war nicht möglich die Gründe der französischen Politik offener und mit logischerer Schärfe zu entwickeln. Ludwig Philipp gab offenbar einen Beweis von Klugheit und Scharfsinn und opferte die Interessen seines Ruhmes der Ruhe des Landes auf. Gleichwohl riefen die Entschlüsse des Königs in dem belgischen Congresse einen wahren Sturm hervor. Das Verhalten Frankreichs galt da für feiges Aufgeben, für Treulosigkeit und die Deputirten machten es sich in ihrer unsinnigen Aufregung zur Ehrensache, den Rath des Cabinets vom Palais Royal zu verschmähen, indem sie sich für den Herzog von Leuch-

tenberg erklärten. Man hörte überall nur Lobsprüche auf den Sohn Eugen Beauharnais. Man bekränzte im Theater seine Büste unter allgemeinem Jubel.

Eine solche Seltsamkeit mußte wohl die französische Regierung überraschen und betrüben und — es ist traurig es aussprechen zu müssen — man nahm sich vor durch diplomatische List zu siegen, da man durch Offenheit nichts erreicht hatte. Es war von Wichtigkeit der Wahl des Herzogs von Leuchtenberg, den England ebenfalls nicht gern sah, um jeden Preis sich zu widersetzen. Den Prinzen Otto wollte Belgien nicht und man erregte die Hoffnung, Ludwig Philipp würde die Krone für den Herzog von Nemours annehmen. Sofort verlor die Leuchtenberg-Partei ihr Ansehen. Um die Candidatur des Sohnes Eugen's vollends zu vereiteln, theilte Bresson, der französische Gesandte, dem Congresse eine Depesche Sebastiani's mit, in welcher gesagt war, „die Regierung Ludwig Philipp's gebe dem Protokoll vom 20. Jan. ihre Zustimmung nicht und halte die freie Einwilligung der beiden Staaten bei der Lösung aller Schwierigkeiten zwischen Holland und Belgien für durchaus nothwendig." Auch dies war eine diplomatische Doppelzüngigkeit; sie hatte indeß vollständigen Erfolg und man ernannte den Herzog von Nemours zum Könige der Belgier*). Die Wahl

---

*) Die Urkunde, welche den Herzog von Nemours zur Krone berief, lautete:

„Der Nationalcongreß decretirt im Namen des belgischen Volkes: Se. königl. Hoheit, Ludwig Karl Philipp von Orleans, Herzog von Nemours, ist zum Könige der Belgier unter der Bedingung pro-

wurde von ganz Belgien mit Jubel aufgenommen und in Brüssel durch eine Illumination gefeiert.

Solche Sympathien mußten dem Stolze Ludwig Philipp's schmeicheln, aber die Londoner Conferenz widersetzte sich hartnäckig den Wünschen der Belgier und des Palais Royal. Das Protokoll vom 7. Febr. schloß gegen die letzten Erklärungen des Grafen Sebastiani jeden französischen Prinzen von dem belgischen Throne aus. Durch Widerstand gegen die Conferenz würde ein europäischer Krieg hervorgerufen worden sein und die kritische Lage Frankreichs hinderte Ludwig Philipp im Familieninteresse sein gutes Vernehmen mit Preußen und England zu brechen. Er nahm deshalb die Krone für seinen Sohn nicht an. Die belgischen Abgeordneten befanden sich bereits unterweges nach Paris. Der König empfing sie herzlich und verheimlichte, indem er seine abschlägige Antwort wiederholte, weder sein Bedauern noch die ernsten Gründe dafür.

„Wenn ich nur auf die Neigung meines Herzens und auf meine aufrichtige Bereitwilligkeit hörte", sagte er, „dem Wunsche

---

clamirt, daß er die Constitution so annimmt, wie sie von dem Nationalcongreß decretirt werden wird. Er wird den Thron erst dann besteigen, wenn er im Congreß feierlich folgenden Eid geleistet hat: „ich schwöre, die Constitution und die Gesetze des belgischen Volkes zu beobachten, sowie die Nationalunabhängigkeit und die Integrität des Gebietes zu erhalten.

Brüssel, im Palaste der Nation, am 3. Febr. 1831.

Der Präsident des Congresses,
E. Surlet de Chokier."

eines Volkes nachzukommen, dessen Frieden und Wohl Frankreichs theuer und von Wichtigkeit sind, würde ich sofort zustimmen; aber meine erste Pflicht gebietet mir vor allen Dingen das Interesse Frankreichs zu Rathe zu ziehen und folglich den Frieden nicht zu gefährden, den ich zu seinem, zu Belgiens und aller Staaten Europas Glücke zu erhalten hoffe. Da ich selbst frei von Ehrgeiz bin, so stimmen meine persönlichen Wünsche mit meinen Pflichten überein. Eroberungslust oder die Ehre, eine Krone auf dem Haupte meines Sohnes zu sehen, werden mich nie veranlassen, mein Vaterland von neuem den Uebeln auszusetzen, welche der Krieg in seinem Gefolge hat und welche durch die Vortheile, die wir davon haben könnten, wären sie auch noch so groß, nicht aufzuwiegen sind. Die Beispiele Ludwig's XIV. und Napoleon's würden hinreichen, mich vor der traurigen Versuchung zu bewahren, Throne für meine Söhne aufzubauen, mich vielmehr bestimmen, das Glück den Frieden erhalten zu haben, allem Siegesglanze vorzuziehen, den im Kriege die französische Tapferkeit sicherlich von neuem gewönne. Möge Belgien frei und glücklich sein! Rechne es immer mit Vertrauen auf meine Unterstützung, die es vor jedem Angriffe von Außen, wie vor jeder fremden Einmischung bewahren wird."

Die Worte Ludwig Philipp's waren, das läßt sich nicht leugnen, sehr gemäßiget und verständig und sie mußten die Abgeordneten über die Zukunft beruhigen. Europa gewährten sie dagegen einen neuen Beweis von der Festigkeit und Kraft des neuen Königs, während sie gleichzeitig einen bemerkenswerthen Tiefblick und vollständige Selbstverleugnung verriethen. Frei-

lich war der Gedanke schon alt, einen Prinzen aus der Familie Orleans für den Thron Belgiens zu erwählen. Im J. 1789 sollte, wie man sich erinnert, der Herzog von Orleans, der seit dem Aufstande vom 5. und 6. Octbr. dem Hofe verhaßt war, mit einem scheinbaren Auftrage nach England abreisen. Da er sich weigerte, ließ der Herr von Montmorin, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, um ihn zu bestimmen, den künftigen Titel eines Herzogs von Brabant vor ihm glänzen, denn Belgien suchte damals das Joch Oesterreichs abzuschütteln. In den Instructionen, welche für den Herzog von Orleans vorbereitet und von Ludwig XVI. unterzeichnet worden waren, hieß es: „wenn die belgischen Provinzen unter andere Herrschaft kommen sollten, so wird es der König lieber sehen, daß sie einen eigenen Souverain haben. Freilich wird die Wahl schwer sein. Der Herr Herzog von Orleans wird selbst einsehen, daß der König wünschen muß Einfluß darauf zu üben und daß es ihm von Wichtigkeit ist, ob der Prinz, auf welchen die Wahl fällt, ihm genehm ist. Der Herr Herzog von Orleans wird sicherlich um so mehr fühlen, wie zart dieser Gegenstand ist und welche Gewandtheit er von seiner Seite erfordert, da auf der einen Seite die Ansichten, welche der Londoner Hof äußern kann, den Widerspruch oder die Zustimmung des Königs bestimmen können und da es auf der andern Seite möglich ist, daß das Resultat zum persönlichen Vortheile für den Herzog von Orleans ausfalle.“ Im J. 1831 war die Sache zu verwickelt, als daß Ludwig Philipp sich hätte dem Stolze überlassen können, diese Idee ohne materielle Vortheile zu verwirk-

lichen. Uebrigens schien die Londoner Conferenz eine paßliche Lösung der Schwierigkeiten gefunden zu haben, indem sie auf den Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg die Aufmerksamkeit lenkte. Diese Wahl vereinigte sich mit allen Interessen, weil der Prinz Leopold, ein Deutscher von Geburt und Mitglied (?) des deutschen Bundes, durch seine Gemahlin mit dem englischen Hause verwandt war, so daß er Deutschland und England zusagte.

Es handelte sich nur noch darum, die Uneigennützigkeit Frankreichs zu belohnen, was leicht geschehen konnte, wenn man den Prinzen Leopold mit einer der Töchter Ludwig Philipp's vermählte. Durch diese Combination, bei welcher jede Macht gleiche Concessionen machte, kam das belgische Volk ohne Gewaltsamkeit aus der Anarchie heraus und das europäische Gleichgewicht wurde erhalten. Im ersten Augenblicke des Verdrusses faßte Belgien, welches die Absichten Ludwig Philipp's nicht sogleich überblicken konnte, tiefen Haß nicht nur gegen das Cabinet des Palais Royal, sondern gegen ganz Frankreich und doch hatte es bei diesen Bestrebungen der Conferenz das Meiste zu gewinnen, wie es sich aus dem unter dem Namen des Vertrages der 18 Artikel bekannten Protokolle ergiebt, das für Belgien so vortheilhaft war, wie die vom 20. und 27. Januar feindselig gewesen waren. Die fünf Höfe überließen den Belgiern den Besitz des Großherzogthums Luxemburg und sicherten ihnen das linke Scheldeufer zu. Auch war das Prinzip der Theilung der Schulden nach der Entstehung derselben angenommen.

Das waren die Vortheile, welche Belgien aus der Wahl des Prinzen Leopold zog. Weil man dieselben erkannte, oder weil man der Sache überdrüßig war, wurde die von der Conferenz angedeutete Wahl mit großer Mehrheit gutgeheißen und am 4. Juni proclamirte man Leopold als König der Belgier.

Polen setzte unterdeß in Verzweiflung seine blutige Revolution fort. Es streckte um Hilfe flehend seine Arme nach Frankreich hin aus, und dieses hatte nur unfruchtbare Wünsche. Endlich als es sich nur auf den eigenen Muth und das eigene Schwert verlassen konnte, beschwor es die Absetzung des Hauses Romanow unter dem lauten Rufe: keinen Nicolaus, keinen Kaiser mehr! Vergeblich, denn bald ging die Prophezeihung des Kaisers Nicolaus in Erfüllung. „Ich bin König von Polen", hatte er im Zorne gesagt; „der erste Kanonenschuß der Polen vernichtet Polen." Nicht blos die geringe Anzahl der Streitkräfte, auch die Unentschlossenheit einiger Generale und besonders der Mangel an Einheit in der revolutionären Regierung mußten die Niederlage der Insurgenten sichern und dieses Heldenvolk in Fesseln schlagen. Während Polen der Schauplatz eines großartigen schrecklichen Kampfes war, versuchte auch Italien, durch den lauten Ruf nach Freiheit geweckt, der durch die Welt ging, sich der Herrschaft Oesterreichs zu entziehen. Der Aufstand sollte in Parma, Bologna, Modena ausbrechen. Franz IV., Herzog von Modena, war, wie man sagt, die Seele des Complottes und wollte sich zum constitutionellen Souverain einer großen italienischen Monarchie machen, deren Hauptstadt Bologna oder Mailand sein sollte.

Die Führer der Opposition in Frankreich sprachen laut ihre Sympathien für die Sache Italiens aus und der Herzog von Orleans selbst, der älteste Sohn des Königs der Franzosen, war in die Verschwörung eingeweihet. Hier zeigte sich eine neue ernste politische Frage, die der Nichteinmischung. Die Regierung hatte dieselbe als Prinzip aufgestellt, aber die glühenden Gemüther, die unruhigen Geister, gaben ihm einen absoluten Sinn, eine unlogische Auslegung, indem sie immer die Leidenschaft statt des Staatswohles und des Interesses Frankreichs sprechen ließen und unter dem geringsten Vorwande an die Kriegslust des Landes appellirten. Man müsse, sagte man, die Unabhängigkeit der italienischen Provinzen anerkennen und die Oesterreicher am Einmarsche in dieselben hindern. So war aber nicht der König gesinnt, der in seiner Privatcorrespondenz und in seinen Unterredungen mit dem österreichischen Gesandten die Dringlichkeit der Einmischung in Parma und Modena anerkannte, weil diese beiden Länder, wenn sie auch von unabhängigen Fürsten regiert würden, zu dem österreichischen Systeme gehörten. „Oesterreich", sagte das Ministerium, „kann in seinen eigenen Staaten handeln, hat aber nicht das Recht, eine Art Polizeiaufsicht über alle Kreise Italiens auszuüben, welche sich für frei und constitutionell erklären wollen; Frankreich wird dies nicht dulden und im Nothfalle Krieg führen." Das waren unüberlegte Worte, deren übele Wirkung Ludwig Philipp durch seine Voraussicht und Mäßigung abwendete. „Es ist thöricht", schrieb er, „wegen einiger Adeliger, Advokaten, Notare und Intriganten Bolognas und Modenas, die sich gegen ihre Re-

gierung aufgelehnt haben, Krieg anzufangen. Parma ist ein kaiserliches Lehen; man kann es also besetzen. Bei Bologna wird die Sache schwieriger, da dies eine unabhängige Legation ist und Rom allein da zu gebieten hat. Aber Bologna liegt Mailand gegenüber und bildet gleichsam einen Centralpunkt in Italien; es ist eine Drohung gegen das lombardo-venetianische Königreich. Die Oesterreicher werden also tausendfachen Vorwand finden es zu besetzen und deshalb sollten wir Krieg führen? Wie sollten wir das anfangen? Um Oesterreich zu erreichen, müssen wir durch Deutschland marschiren oder über die Alpen gehen und gehen wir über die Alpen, so verletzen wir die Neutralität der Schweiz oder Piemonts. Freilich hat man gesagt: man rege eine Revolution in Piemont an; aber so handelte die Propaganda des Directoriums; solche Ansichten hatten Lareveillière-Lepeaux, Barras oder Merlin. Oder wollte man den Weg über das Meer einschlagen? Angenommen wir verwendeten darauf eine so kostspielige Expedition wie die gegen Algier, so würden wir doch kaum 30,000 M. an's Land setzen können, während die Oesterreicher uns sofort 150,000 entgegenstellen werden." Der König hielt es also für klüger und einfacher mit dem Wiener Cabinet zu unterhandeln, als sich der Gefahr eines nutzlosen Krieges auszusetzen.

Sei dem nun wie ihm wolle, die italienischen Patrioten, welche auf Unterstützung rechneten, beschlossen zu handeln. Das Signal zum Aufstande wurde am 3. Febr. in Modena gegeben, aber der Herzog bemeisterte dieselbe. Am andern Tage erfuhr man, daß auch in Bologna ein Aufstand ausgebrochen

sei und der Herzog von Modena reiſete, nachdem er ſeine geheimen Papiere verbrannt hatte, mit ſeinem Mitſchuldigen Menotti, deſſen Schweigen ſpäter der Henker ſichern ſollte, nach Mantua ab. Der Revolutionsbrand verbreitete ſich über die ganze Romagna und bald wehete die dreifarbige Fahne auf den Thürmen von Perugia, Spoleto, Foligno und Terni; Ancona öffnete ſeine Thore dem Oberſten Sercognani und Armandi; Ottricoli folgte dem allgemeinen Impulſe und der päpſtliche Hof ſah ſich von den Inſurgenten bedrohet. Der heilige Stuhl rechnete indeß auf den Schutz Ludwig Philipp's. „Frankreich", hatte Latour-Maubourg, der franzöſiſche Geſandte, geſagt, „Frankreich wird ſich durchaus nicht in die Angelegenheiten miſchen und die Grundſätze nicht unterſtützen, welche die Ordnung ſtören wollen." Dieſe Worte waren für das heilige Collegium beruhigend und ſtimmten mit dem theilnehmenden Schreiben überein, welches der König der Franzoſen an den neuen Papſt, Gregor XVI., gleich nach der Nachricht von dem Aufſtande in Bologna gerichtet hatte. In einer Proclamation, welche in Ancona angeſchlagen worden war, hatten die Propagandiſten zur Rechtfertigung ihres Verfahrens zu erklären gewagt, die franzöſiſche Regierung habe ſich verpflichtet, ſie zu unterſtützen, was im Vatican große Beſorgniß erregte. Herr von Saint-Aulaire erklärte aber in ganz beſtimmter Weiſe jene Behauptung für eine Lüge. „Der Unterzeichnete, Geſandter Frankreichs in Rom", ſchrieb er, „hat mit Dank von Sr. Eminenz dem Cardinal Bernetti die Mittheilung eines in Ancona gedruckten Zettels empfangen, aus welchem hervorzugehen

ſcheint, daß die Leiter und Anhänger des Aufſtandes in den päpſtlichen Staaten eine Entſchuldigung für ihr Verfahren in angeblichen Verſprechungen zu ſuchten wagten, die ihnen die franzöſiſche Regierung gemacht hätte. Der Unterzeichnete konnte nicht ohne tiefen Unwillen die Urheber dieſer Behauptung ihre Vergehen durch Verleumdungen verſchlimmern ſehen, welche den offen vorliegenden Thatſachen ebenſo zuwider als für Frankreich beleidigend ſind. Der Unterzeichnete weiß, daß dieſe Behauptungen von den Verſtändigen aller Länder nach ihrem wirklichen Werthe werden beurtheilt werden und das Gefühl der Würde Frankreichs verbietet ihm jede Art Entſchuldigung. Nichtsdeſtoweniger erinnert der Unterzeichnete an die Beweiſe von Theilnahme und Fürſorge, welche die Regierung Sr. allerchriſtlichſten Maj. dem heiligen Vater gegeben hat, ſobald ſie von dem Aufſtande in Bologna Nachricht erhielt, ſo wie an ihren mehrmals ausgeſprochenen Willen, den Verträgen treu zu bleiben, welche die hundertjährige Souverainetät des heiligen Stuhles garantiren." (29. April.) Seiner Seits beſtätigte Sebaſtiani die Erklärung Saint-Aulaires, indem er ſich der Abreiſe der italieniſchen Flüchtlinge aus Frankreich widerſetzte. Allerdings nahm Jedermann innigen Antheil an der Sache Italiens, aber das theilnehmende Gefühl mußte vor den politiſchen Intereſſen ſchweigen. Auch gab die Zukunft dieſer hohen Weisheit Recht, welche die Anſtrengungen der Propaganda vereitelte und Frankreich vor einem Kriege bewahrte.

Fünftes Kapitel.

Thätigkeit der geheimen Gesellschaften. — Illusionen der Bonapartisten. — Die Legitimisten. — Der Bürgerkönig; der König an der Spitze einer Patrouille der Nationalgarde. — Rückkehr zu den monarchischen Traditionen. — Die Deputation von Gaillac. — Jahrestag des Todes des Herzogs von Berry. — Auflauf am 14. Febr. 1831. — Zerstörung von St. Germain l'Auxerrois. — Plünderung des erzbischöflichen Palastes. — Franz Arago. — Der Carneval. — Die Lilien. — Interpellationen in der Kammer. — Odilon Barrot. — Montalivet. — Die Anarchie in der Gewalt. — Salvandy. — Keratry. — Ministercrisis. — Zustand der auswärtigen Politik. — Eine dem Conseil vorenthaltene Depesche. — Unwille Laffitte's. — Casimir Perier; sein Charakter. — Ministerium vom 13. März; Casimir Perier Conseilpräsident. — Perier im Palais Royal. — Programm des neuen Cabinets. — Politischer Prozeß; Freisprechung. — Kühnheit der Republikaner. — Vertheilung der Julikreuze. — Gesetz über die Ausschließung Karl's X. und der Familie desselben. — Wahlgesetz. — Vertagung und Auflösung der Kammer. — Reisen des Königs; Episoden. — Zorn Casimir Perier's. — Eröffnung der Session von 1832; Thronrede. — Girod (von dem Ain) als Präsident der Kammer gewählt.

Während Europa an der tiefgreifenden Aufregung litt, welche die Monarchie bedrohete, sah Frankreich im Innern die Hoffnungen der Parteien wieder aufleben. In allen Gemüthern herrschte eine allgemeine Gährung; überall hörte man nur von Complotten und kühnen Versuchen. Die Idee von einer Republik hatte einen gewissen Einfluß auf das Volk, aber sie

weckte auch die Erinnerungen an die erste Revolution und erschreckte den Bürgerstand, der überdies, wenn auch nur aus Selbstsucht, ein Interesse dabei hatte, das Werk vom 9. Aug. zu vertheidigen. Die Demokraten, deren Clubs geschlossen worden waren, organisirten sich in geheimen Gesellschaften, bemüheten sich überall die Proletarier, die unzufriedenen Arbeiter in den Vorstädten zu bearbeiten, benutzten alle Elemente der Unruhe und gewannen für ihre Sache einige einflußreiche Männer, welche der Aerger und die getäuschte Erwartung oder wirkliche Ueberzeugung zur Opposition trieb. Neben der republikanischen Partei zeigten sich die Bonapartisten, die trotz ihrer geringen Anzahl auf den Ruhmesglanz des großen Kaisers rechneten, um der Nation den Sohn desselben annehmlich zu machen. Diese traurige Illusion wurde indeß leicht von verständigem Nachdenken zerstört, denn auf der einen Seite war Oesterreich gar nicht geneigt ihnen den Herzog von Reichstadt zu geben, den es als Drohung für die neue Dynastie behielt; auf der andern war die napoleonische Idee der Krieg, die Eroberungssucht, die Rückkehr zur frechen Säbelherrschaft und wirkte also nicht stark, wenn sie auch die Gemüther verlockte. Endlich kamen auch die Legitimisten, entmuthiget und voll Schaam über ihre kürzliche schreckliche Niederlage. Vergebens sträubten sie sich unter dem Schicksale, das sie niederdrückte; sie dachten an nichts als an Empörung und Bürgerkrieg, handelten aber immer unklug und ließen sich durch thörichte Hoffnungen täuschen. Sie warteten nur auf den Augenblick, daß die Fremden an den Grenzen erscheinen würden,

um eine Schilderhebung zu versuchen und Heinrich V. mit der Regentschaft der Herzogin von Berry auszurufen.

Inmitten dieser unruhigen Bewegung der Parteien, die den König wohl besorgt machte, setzte er mit bemerkenswerther Ausdauer die Ausführung seiner schwierigen Aufgabe fort. In seiner väterlichen Selbstsucht einzig und allein mit der Sorge beschäftiget, seine Dynastie gegen die Revolutionsstürme zu schützen, bemühete er sich mehr als je sich mittheilend und populär zu zeigen, denn von seiner Popularität allein hing die Entwickelung und Befestigung seines Systemes ab. Er ging zu Fuß wie ein gewöhnlicher Bürgersmann in Begleitung eines einzigen Adjutanten umher und wenn ihn die Menge erkannte, wurde er von tausendfachem Zurufe in das Palais Royal begleitet. Eines Abends erschien er, um sich diesen Huldigungen zu entziehen, in dem Augenblicke, als der Corporal der Nationalgarde im Palais die Runde machen wollte.

„Ich möchte mit Ihnen gehen", sagte er zu dem Führer der Patrouille; „vielleicht läßt man mich bei der Nationalgarde passiren." — „Sire", antwortete der Corporal erschrocken, „in diesem Falle steht nicht mir, sondern Ihnen das Commando zu." — „Sehr wohl", entgegnete Ludwig Philipp und er führte die Patrouille und brachte sie zurück. Dadurch, daß er so der öffentlichen Meinung schmeichelte und den Bürgerstand durch sein Benehmen und seine Reden begeisterte, ebnete er die Hindernisse, die er im Beginne seiner Regierung fand. Während er sich die Leitung der auswärtigen Politik vorbehielt, um den Krieg zu vermeiden, beaufsichtigte er sorgsam das Innere,

um die Unordnungen zu beseitigen und die bösen Leidenschaften niederzuhalten. Nichtsdestoweniger konnte es ihm nicht entgehen, daß seine anfangs schüchterne Regierung einen festern und freiern Gang erhielt; ihre Sprache war bestimmter; sie erkannte mit der Erkenntniß ihrer wachsenden Stärke deutlich ihr Ziel, überschauete ihre Mittel und kehrte unmerklich zu den monarchischen Traditionen und zu dem Gefühle jener königl. Maj. zurück. Von dieser Zeit schreibt sich die systematisch organisirte Opposition gegen die Regierung her, jene grollende aufmerksame Opposition, die jeden Tag dem neuen Königthume Hindernisse zu erregen suchte und durch die Presse die öffentliche Meinung irreleitete. Kaum stand der Thron seit sechs Monaten und schon bemüheten sich die Unzufriedenen ihn von neuem zu stürzen. Aus den Departements kamen im Palais Royal viele Deputationen an, welche dem Könige unüberlegte Vorstellungen zu machen hatten. „Nach Außen", sagte die von Gaillac, „will Frankreich von dem Auslande unabhängig, im Innern unabhängig von Factionen sein."

Der König antwortete: „Die Julirevolution muß ihre Früchte tragen, aber dieser Ausdruck wird mir nur zu häufig in einem Sinne gebraucht, welcher weder dem Nationalgeiste, noch den Bedürfnissen der Zeit, noch der Erhaltung der allgemeinen Ordnung entspricht, die gleichwohl unsern Gang zu leiten haben. Wir wollen uns bemühen, uns in einer r e c h t e n M i t t e zu halten, gleichweit entfernt von den Mißbräuchen der königlichen Macht als von den Uebergriffen der Volksmacht."

Diese verständigen Worte fanden eine böswillige Auslegung.

Sie waren gewiß die deutliche und bestimmte Formel des Systems Ludwig Philipp's, des Systems der Versöhnung und Mäßigung, welches das apathische Ministerium Lafiftte's aufrecht zu erhalten nicht die Kraft hatte, des Systems, das den Frieden zu bewahren, die Ruhe im Innern zurückzuführen und die feindlichen Absichten der auswärtigen Mächte zu vereiteln vermochte, indem es ihnen bewies, daß der neue König das Drängen des Volkes im Zaume zu halten verstehe. Die Opposition aber wollte darin nur eine Beschränkung aller der Julirevolution dargebrachten Huldigungen erkennen und es wurde der Vorwand zu Beleidigungen und Beschuldigungen gegen das Cabinet wie gegen die Krone. Die Regierung, die von Klippen umgeben und unablässig von dem Geiste des Aufruhrs bedrohet war, schickte sich an, dem Uebelwollen der Parteien zu widerstehen. Sie dachte daran die Festungen zu verproviantiren, Truppen auszuheben und die Garnisonen zu verstärken. Freilich riefen die durch diese Rüstungen nothwendig gewordenen Ausgaben, indem sie das Budget von 1831 auf 1167 Millionen brachten, stürmische Discussionen in der Kammer hervor. Diese Zahl erschien um so übertriebener, da die Regierung fortwährend von der Erhaltung des Friedens sprach, aber man bedachte nicht, daß es klug sei sich auf den Krieg vorzubereiten, da er trotz den Bemühungen der Regierung eintreten konnte und zu gleicher Zeit gegen eine Umwälzung im Innern auf der Hut zu sein. Leider hatte das Ministerium vom 2. Nvbr. die Unterstützung der Majorität der Wahlkammer nicht, welche Casimir Perier zum Präsidenten erwählte und dadurch die feste und gemäßigte Tendenz ihrer

Politik kund gab. Laffitte verstand in seinem Selbstvertrauen die Bedeutung der Ereignisse nicht und ahnete keineswegs, daß die Kammer ihn abnutzen und stürzen wolle. Bald stellte ein Ereigniß die gänzliche Ohnmacht dieses Ministeriums und die Nothwendigkeit dasselbe zu ersetzen in ein helles Licht. Es wurde eine Ceremonie für den 14. Febr. 1831 zum Andenken an den Tod des Herzogs von Berry vorbereitet. Die Legitimisten, welche sich mit unbegreiflicher Kühnheit bei dem Jahrestage des 21. Jan. gezeigt hatten, benutzten diese neue Gelegenheit, um eine Manifestation zu Gunsten des Herzogs von Bordeaux zu versuchen. Sie rechneten auf die Straflösigkeit, welche ihre thörichten Versuche bereits gedeckt hatte, ließen gemeine Flugschriften gegen den König drucken und trieben die Lächerlichkeit so weit, daß sie behaupteten, Ludwig Philipp müsse die Krone an den Enkel Karl's X. zurückgeben. Kurz Alles schien von ihrer Seite eine aufrührerische Bewegung anzudeuten. Die Quotidienne und die Gazette de France zeigten an, daß am 14. Febr. in der St. Rochuskirche ein Trauergottesdienst gehalten werden würde. Montalivet benachrichtigte den Polizeipräfecten Baude davon *). Barthe, der ebenfalls benachrichtiget

---

*) Hier die ministerielle Correspondenz über den Gottesdienst in der St. Rochuskirche.

Brief des Ministers des Innern an Herrn Baude.

„Herr Präfect, am 14. d. M. soll in der St. Rochuskirche zur Jahresfeier des Todes des Herzogs von Berry ein Trauergottesdienst gehalten werden. Wenn ich gewissen Berichten trauen darf, die mir zugekommen sind, könnte bei dieser Gelegenheit die Ruhe gestört

worden war, wendete sich direct an den Erzbischof von Paris mit dem Ersuchen eine Ceremonie zu verhindern, welche zu ernsten Unruhen führen könnte. Der Gottesdienst in der St. Rochuskirche wurde untersagt, der Pfarrer von St. Germain

---

werden. Auf der einen Seite sammeln sich die Carlisten in der St. Rochuskirche und sie haben, wie man sagt, von dem Pfarrer verlangt, daß der Katafalk auf Trophäen und Insignien des ältern Zweiges der Bourbons ruhe. Auf der andern Seite kündiget man an, daß junge Leute aus den Schulen und Volksgesellschaften in großer Anzahl mit dem Vorsatze sich einfinden wollen, diese Manifestation der Anhänger der gefallenen Dynastie nicht zu dulden.

„Ich bitte Sie zu ermitteln, ob diese Berichte genau sind und in diesem Falle die Polizeimaßregeln zu treffen, welche Sie für zweckmäßig halten.

„12. Febr. 1831. „Montalivet."

Brief des Ministers des Innern an Herrn Barthe.

„Mein Herr und werther College, wir haben bereits über den Plan eines Trauergottesdienstes am Jahrestage des Herzogs v. Berry miteinander gesprochen. Sie sollten darüber mit dem Herrn Erzbischof von Paris und mit dem Pfarrer der St. Rochuskirche sprechen und sich mit denselben über die Vorsichtsmaßregeln bereden, welche das Interesse der öffentlichen Ruhe dringend zu erfordern schien. Die neuen Nachrichten, welche mir zukommen, lassen keinen Zweifel an der Existenz trauriger Pläne übrig, deren Ausführung vielleicht Gewaltthätigkeiten zwischen Personen von verschiedener Meinung hervorruft. Man spricht von Wappen und Trophäen, welche den Katafalk schmücken sollen und gewissermaßen die Manifestation des Volkswiderwillens gegen die Insignien der gefallenen Regierung herausfordern würden. Ich habe bereits dem Polizeipräfecten vorgeschrieben, alle nöthigen Anordnungen zu treffen, um die Unordnungen zu verhüten

l'Auxerrois aber hatte weniger Bedenklichkeiten. An dem bezeichneten Tage wurden gedruckte Anzeigen auf den Stufen der St. Rochuskirche vertheilt und die Menge begab sich an den neuen Sammelplatz. Lange Wagenreihen füllten bereits den Platz und die anstoßenden Straßen; bald war die Kirche von Royalisten aller Stände und Classen gefüllt. Große Herren, Offiziere, Garde du Corps, Zöglinge von St. Cyr, drängten sich um den Katafalk, der sich mitten in der Kirche erhob. Die

---

oder zu unterdrücken, deren Signal ein Trauergottesdienst sein könnte; aber ich wünsche auch heute schon das Resultat Ihrer Unterredung mit der kirchlichen Behörde zu erfahren.

„12. Febr. 1831. „Montalivet."

Antwort des Herrn Barthe, Cultusministers, an Herrn von Montalivet.

„Werther College, unserer Verabredung gemäß habe ich eine Unterredung mit dem Erzbischof von Paris gehabt. Der Prälat war schon seit mehren Tagen von den Besorgnissen der Regierung unterrichtet und er schien geneigt zu sein, seinen Einfluß auf seine Geistlichkeit anzuwenden, damit sie Anträge von Agenten der Unordnung zurückwiesen, welche einer kirchlichen Feier den Charakter einer verbrecherischen Aufregung geben könnten. Ich begnügte mich mit diesem Schritte bei dem Erzbischofe als obersten Vertreter der Geistlichkeit von Paris nicht; ich ließ auch den Pfarrer von St. Rochus rufen und nach einigen Erklärungen ist bestimmt worden, daß der Trauergottesdienst nicht stattfinde. Ich theile Ihre Sorgfalt. Es ist von Wichtigkeit die nöthigen Vorsichtsmaßregeln zu brauchen, um jeden Vorwand zu Unordnungen zu beseitigen und Diejenigen zu strafen, welche wohlgemeinte Warnungen nicht beachteten.

„12. Febr. 1831. „Barthe."

Ceremonie begann ernst und feierlich, aber durch die Andacht im Gebete erkannte man auf den Gesichtern eine gewisse fieberhafte unruhige Freude. Alle diese Vertreter einer besiegten Sache schienen den Wunsch zu hegen der Macht und der regierenden Dynastie zu trotzen; aber in diese Thorheit mischte sich natürlich auch der Zweifel am Erfolge. Der Gottesdienst näherte sich dem Ende, als das Bild des Herzogs von Bordeaux, das von Hand zu Hand ging, an den Katafalk geheftet wurde. Einige Militairs legten ihre Orden darauf nieder und dann erhob sich über dem Portrait des Prinzen ein Kranz von Immortellen, in den man sich später theilte.

Was vorhergesehen war geschah. Das Gerücht hatte sich verbreitet, die Carlisten wollten einen Aufstand gegen die Regierung versuchen und bald war der Platz vor der Kirche St. Germain l'Auxerrois von einer Menge Neugieriger gefüllt. Man sprach von den Einzelnheiten der Feier und erzürnte sich allmälig darüber; endlich brach der Zorn los und das Volk stürzte wie ein Strom in den Tempel, welchen die Gläubigen verlassen hatten, zerschlug die Statuen der Heiligen, entweihete das Monstranzhäuschen, stürzte das Kreuz um und zerstörte die Orgel, ein bewundernswürdiges Meisterwerk. Während man so eines der schönsten Gebäude aus der Zeit der Renaissance verwüstete, zeigten die Behörden, die doch zeitig genug benachrichtiget waren, eine unerklärliche Gleichgiltigkeit und beeilten sich nicht die Unordnung zu hindern. Man schien vielmehr den Vorsatz zu haben die Anarchie zu begünstigen, um den Legitimisten eine Lection zu geben, indem man ihnen beweise, daß

das Volk nur Haß und Zorn gegen sie fühle. Der Pöbel, welcher sich in der Zerstörung und Entweihung wohlgefiel und durch das Zusehen der Behörden kühner gemacht wurde, bedrohete in seiner Wuth sogar das Leben der Bürger. Ein junger Mann, den man in die Seine stürzen wollte, wurde durch den Muth Baudes gerettet, der statt Maßregeln zur Verhinderung neuer Unordnungen zu nehmen, sich in das Palais Royal begab. Der König war vollkommen ruhig, entweder weil er die ernste Bedeutung der Ereignisse noch nicht kannte oder weil es ihn befriedigte, die Schwäche der Partei Heinrich's V. bestätiget zu sehen. Er behielt den Präfecten zur Tafel, um immer zu erfahren, was am Abende vorgehe. Einige Berichte meldeten, daß man am andern Tage gegen den erzbischöflichen Palast sich wenden wolle; andere, daß das Palais Royal angegriffen werden solle. „Denken Sie nur an das Palais Royal", sagte der König zu Baude. Der Präfect kehrte wirklich in seinen Palast zurück, um den Platzcommandanten aufzufordern die Wohnung des Königs mit allen Truppen der Garnison zu schützen. Unterdeß trat die Nacht ein, ohne den abscheulichen Auftritten ein Ende zu machen und die Unruhstifter, deren Kühnheit mit der Straflosigkeit sich steigerte, wendeten sich mit drohendem Geschrei nach der Wohnung Dupin's. Welcher böse Gedanke hatte den Strom der gereizten Menge nach dem Hause eines Bürgers getrieben, den Alles der Achtung und Dankbarkeit des Publikums empfahl? Dupin, ein fester und beobachtender Geist, ein rauher aber edeler, würdiger Charakter ohne Ehrgeiz, kurz ein nach dem Verstande und dem moralischen Werthe

seltener Mann wußte recht wohl die wahre Ursache dieser Demonstration zu ergründen, zu deren gelehrigen Werkzeugen sich einige Unsinnige machten. Es war die Gewaltthat, welche die neidische Mittelmäßigkeit den Beschimpfungen und Beleidigungen hinzufügte; es war eine Drohung, welcher der berühmte Redner wie durch ein Wunder entging. Kaum brach der Tag an als unheimliche Gruppen in der Nähe des Palais Royal sich zeigten; aber es waren alle Vorsichtsmaßregeln getroffen und die Aufwiegler und Unruhstifter mußten ihrer unsinnigen Wuth eine andere Richtung geben. Sie begaben sich also nach dem erzbischöflichen Palaste und hier widerholten sich die Auftritte vom vorigen Tage, ohne daß die Behörden einschritten. In einem Augenblicke war die glänzende Wohnung des Erzbischofs vom Grund aus zerstört; Mauern, Fußböden, Holzwerk und Gitter fielen unter den Anstrengungen der Menge; die Kronleuchter, die Marmorverzierungen und die Spiegel flogen in Stücke. Bücher, Handschriften, kostbare Missale, geistliche Gewänder wurden durch die Fenster hinausgeworfen und kein Hinderniß fanden die Zerstörer! Die Behörde ließ sie schalten und walten. Einige Compagnien der neunten Legion zogen ruhig, das Gewehr im Arm, unter den Trümmern umher und schienen mehr gekommen zu sein die Zerstörung zu schützen und anzutreiben. Wie in der Kirche St. Germain l'Auxerrois mischte sich die Entweihung und der Cynismus in den Vandalismus der Elenden, welche unter Lachen die kirchlichen Ceremonien parodirten. Schon griff man die Notre Dame selbst an; schon gingen Arbeiter auf den Befehl des Maire des Bezirkes daran das Kreuz von der

Kathedrale herunterzunehmen. In diesem Augenblicke rettete die Geistesgegenwart des Herrn Franz Arago die prächtige Metropole vor der drohenden Zerstörung. In ebenso tiefer Verwunderung als großem Schmerze, daß keine Hilfe komme nach der er geschickt hatte, um mit Erfolg gegen den Aufruhr kämpfen zu können, verließ er seine Compagnie, trat auf den Platz vor der Notre Dame und redete die Menge an. „Ihr sehet", sagte er, „jenes Kreuz, das unter den wiederholten Hieben der Zerstörer wankt; es steht in der Entfernung klein aus; in der Wirklichkeit aber ist es ungeheuer groß. Wollet Ihr warten bis es fällt und mit ihm das schwere eiserne Geländer, das es sicherlich in seinem Falle mit herunterreißen wird? Tretet zurück oder, ich schwöre es Euch zu, heute Abend muß mehr als ein Sohn seinen Vater, mehr als eine Frau ihren Mann beweinen." Darauf entfernte sich Arago schnell und erschrocken folgte ihm die Menge. Alsbald besetzten Nationalgarden den Platz und schlossen die Zugänge. Die Kirche war nun vor jeder Entweihung gesichert.

Während diese Auftritte vorkamen, während die Kreuze von den Kirchen verschwanden, gewährte Paris in den Strahlen einer herrlichen Wintersonne den Contrast der burlesken Feste des Carnevals. Mit Masken gefüllte Wagen zogen in den Straßen und auf den Boulevards hin und noch Abends erhellten die Illuminationen die Trümmer des erzbischöflichen Palastes und die Saturnalien eines ungläubigen Volkes. Aber die Anarchisten sollten sich nicht begnügen, das Kreuz, das Symbol der Erlösung, mit Füßen getreten zu haben; sie legten

die frevelnde Hand auch an das Wappen Frankreichs, an dies Zeichen der Nationalehre und des monarchischen Ruhmes. Das Volk verleugnete an einem Tage seine Geschichte und seinen Glauben, seine Vorfahren und seinen Gott. Man zertrümmerte das Wappen Ludwigs XIV. im Palaste zu Versailles und seine Reiterstatue auf dem Siegesplatze; überall zerstörte man die Lilien und der Hof, welcher bis dahin einem solchen Opfer widerstanden hatte, mußte sich darein ergeben, das königliche Wappen zu beseitigen*). Man tadelte den König wegen einer Handlung, die man Schwachheit nannte und die doch von der Klugheit geboten war, denn Gott weiß, welche Excesse die Hartnäckigkeit des Königs hervorgerufen haben würde. „Nun", sagte Casimir Perier zu Chambolle, dem Secretair des Präsidenten der Deputirtenkammer, „der König opfert sein Wappen.

---

*) Aus dem Cabinet des Königs erging folgende Note:

„Als der König die Lilien auf dem Staatssiegel beibehielt, sah er darin nur ein Sinnbild, welches mehrere Jahrhunderte lang das Frankreichs gewesen ist und an das sich Erinnerungen knüpfen, welche ehrenvoll für seine Vorfahren und ruhmvoll für die Nation sind. Seit aber verbrecherische Versuche die Lilien zu einem Vereinigungszeichen der Feinde der neuen Dynastie und unserer Institutionen gemacht haben und die öffentliche Meinung in ihnen nur noch neuerliche Erinnerungen sieht, die ihr verhaßt sind, hat der König jede andere Rücksicht schweigen lassen und eine Verordnung erlassen das Staatssiegel zu ändern. Gleichzeitig hat der König Befehl gegeben, die Lilien überall zu entfernen, wo es geschehen kann ohne die öffentlichen Gebäude zu schänden und ohne die Verstümmelungen zu erneuern, zu welchen 1814 die Wegnahme der Sinnbilder der Republik und der Regierung Napoleon's Veranlassung gab."

Dazu hätte er sich am Tage nach der Revolution entschließen sollen und ich rieth es ihm; aber nein, er wollte damals nicht zugeben, daß man die Lilien entferne, an denen er noch fester hält als die Andern. Jetzt zieht der Aufruhr unter seinen Fenstern hin und nun wirft er sein Wappen fort."

Die Regierung machte in den Tagen des 14. und 15. Febr. traurige Concessionen, welche das Ministerium Laffitte vollends um das Ansehen brachten, indem sie die Mehrheit der Deputirtenkammer reizten und hauptsächlich im Auslande einen beklagenswerthen Eindruck machten. Wenn auch die Cabinette die große Erfahrung und den Muth des Königs der Franzosen anerkannten, so hatten sie doch immer gefürchtet, daß er früher oder später von der Anarchie beherrscht werden würde und ihre Voraussicht ging in Erfüllung. Es lag ihnen nun vorzugsweise daran, auf der Hut vor einer Revolution zu sein, welche sich an dem religiösen Glauben wie an den monarchischen Traditionen vergreife und sie brachten bei der drohenden Gefahr ihre Heere auf einen furchtbaren Kriegsfuß. Die Juliregierung litt bereits von ihrem Fehler, indem sie ihre moralische Kraft in den Augen Europas verlor; bald aber hatte sie sich auch vor dem Lande selbst zu rechtfertigen und man hatte Gelegenheit die Abneigung der Mehrheit gegen das Cabinet vom 2. Novbr. zu bemerken. Bei den Erörterungen über das Wahlgesetz in der Deputirtenkammer begann Delessert die Interpellationen und Montalivet vertheidigte seine Handlungen mit Energie, wenn auch nicht immer logisch; aber aus seinen Erklärungen ging so viel hervor, daß es der Regierung an Einheit

fehle. „War es möglich", fragte er, „die Auftritte vom 14. Febr. zu verhindern? Nein. Man hätte dann die Cultusfreiheit stören müssen. Die Regierung wendete sich an die geistliche Behörde, den Erzbischof; der Gottesdienst, der in der St. Rochuskirche stattfinden sollte, wurde verboten und dann unerwartet in der Kirche St. Germain l'Auxerrois bestellt. Im Ganzen war es eine rein carlistische Demonstration. Ich bitte hier die Kammer um Erlaubniß, einen Augenblick ihre Aufmerksamkeit auf den Gang dieser unverbesserlichen Partei zu richten, die sich jetzt die carlistische nennt und deren Geschick eine ewige Verblendung zu sein scheint. Sie wird durch ihre Schwäche ausgezeichnet und durch Eitelkeit beherrscht. Obgleich hinfällig und dem Verscheiden nahe, träumt sie doch noch von Kraft und obgleich besiegt und gebrandmarkt, denkt sie noch immer an Sieg. Wenn übrigens diese Partei nichts vergessen hat, so hat sie doch etwas gelernt, nämlich die Kunst auf gesetzlichem Boden, wenn man sich so ausdrücken darf, mit den Waffen der Freiheit zu conspiriren, die sie anruft, nachdem sie dieselbe zu ersticken versuchte. Sie bestrebt sich in der langsameren aber sicheren Wirkung verleumderischer Schriften, angeregten Mißtrauens, unablässig erneuerter Unruhen und perfider Andeutungen ihren Triumph zu finden."

Was der Minister von den Legitimisten sagte, war allerdings der Wahrheit gemäß, aber hier kam es nicht darauf an die erste Ursache der Ereignisse vom 14. und 15. Febr. aufzusuchen; diese war bekannt. Die Erörterung hatte auf einem ganz andern Felde begonnen. Herr von Montalivet sollte die

Sorglosigkeit oder Ohnmacht der Regierung erklären, nicht aber eine unzeitige Anklage vorbringen. Persönlich hatte der Minister des Innern seine Pflicht gethan. Die oben mitgetheilte Correspondenz rechtfertigte ihn vollständig. Warum hatte man die Unordnungen nicht verhindert oder unterdrückt, nachdem man die Gefahr kannte? Darauf kam es an. Baude vertheidigte sich ungeschickt, denn sein Unrecht lag auf der Hand und er machte sich ebenfalls aus einem Angeklagten zum Ankläger, indem er das System der Minister angriff, so daß man seltsamer Weise die Ordnung in der Verwaltung umkehren und ernste Männer ihre Aemter benutzen sah, um die Wirksamkeit der Regierung zu hemmen. „Die Hauptsache bei den Februarereignissen", sagte der Polizeipräfect, „sind die vorher existirenden Stimmungen, die sich bei dieser Gelegenheit kundgaben und, wenn sich dieselbe ihnen nicht dargeboten hätte, wahrscheinlich noch gewaltsamer und in Begleitung von größeren Uebeln bei einem ebenso unerwarteten Umstande sich Luft gemacht hätten. Das ist die wirkliche Frage. Man muß nun nach den Februartagen thun was man nach den Juli- und Decembertagen hätte thun sollen; man muß das Geheimniß dieser großen Ereignisse, das der Stimmungen zu ermitteln suchen, die sie hervorbrachten und wenn diese Stimmungen bestehen, so wird es an Gelegenheiten nicht fehlen sie kund zu geben. Wenn die Regierung (und ich nehme das Wort hier in seiner weitesten Bedeutung, so daß es das Ministerium und die Kammern begreift) bei den falschen Wegen bleiben sollte, auf denen sie seit sechs Monaten hingegangen ist, würde sie das Vaterland allen Umständen zur-

Beute werden lassen und Niemand vermag die Folgen davon vorauszusehen." Es war gewiß traurig einer Regierung nicht durch die natürlichen Tadler ihrer Handlungen, durch ihre Gegner, deren Pflicht es ist ihre Verirrungen und Fehler zu bezeichnen, — sondern durch die Beamten ihrer eigenen Wahl, durch diejenigen Hindernisse bereiten zu sehen, welche ihr Gehorsam und Ergebenheit schuldig sind, so lange sie die Verantwortlichkeit für ihre Aemter nicht niedergelegt haben. Welche Bürgschaften der Kraft und Sicherheit konnte bei solchen Elementen der Desorganisation dem Lande ein Ministerium bieten, das verletztem Stolze geopfert und unablässig den Beschuldigungen der Mehrheit preisgegeben wurde?

Nach Baude beklagte sich auch Odilon Barrot und zwar heftig und bitter. „Ich untersuche hier nicht", sagte er in emphatischem Tone, „ob die Polizei die Vorfälle, die in der Kirche St. Germain l'Auxerrois sich ereigneten, zeitig genug gekannt und gewürdiget, ob sie die Fortschritte der Unordnung nach Kräften verhindert hat und ob sie eine allen Ereignissen gnügende verfügbare Macht besaß: das sind Details, in die ich nicht eingehen werde. Ich sage sogar, daß ich als Deputirter durch die Erklärung des Herrn Polizeipräfecten vollständig befriedigt worden bin. Aber, meine Herren, es zeigt sich ein weit bedeutungsvolleres System und dies darf Frankreich nicht verkennen. Man hat gesagt: kann die Regierung Kraft haben, wenn sie Beamte behält, welche den Unruhstiftern gleichsam als Anhaltepunkt dienen? Derselbe Vorwurf wurde dem Ministerium gemacht ehe zwei Männer von weit größerer Bedeu-

tung als ich sich von der Verwaltung zurückgezogen hatten, der General Lafayette und mein ehrenwerther Freund Dupont (von der Eure). Auch damals sagte man, die Regierung würde keine Kraft haben, so lange sie von Männern gehemmt würde, deren Betheiligung bei der Verwaltung die Aufrührer ermuthige und die Desorganisation vorbereite.. Ich aber glaube, daß der Rücktritt des berühmten Generals und des ehrenwerthen Siegelbewahrers der Regierung keinen Vortheil gebracht hat. Ich glaube, daß meine Anwesenheit in der Verwaltung das Ministerium weder stark noch schwach macht. Ich bin nicht so eitel mich für eine Ursache der Stärke oder Schwäche der Regierung zu halten... Was die Grundsätze betrifft, welche auf dieser Rednerbühne ausgesprochen worden sind, so wird man mir wohl erlauben, durch die Behauptung in Erstaunen gesetzt und schmerzlich berührt worden zu sein, daß man jede selbstständige Meinung aufgeben müsse, weil man Staatsbeamter sei."

Barrot, der seine Rechtfertigung in der Wichtigkeit seiner Persönlichkeit suchte, welche für ihn die Pflichten eines Untergeordneten aufhob, erklärte sodann seine schuldige Unthätigkeit also: „als Beamter bin ich den officiellen Handlungen völlig fremd geblieben, welche der Minister des Innern und der Polizeipräfect zur Wiederherstellung der Ordnung vornahmen; ich bin ihnen völlig fremd geblieben und zwar nicht weil ich es so wollte oder aus Zurückhaltung, die ich mir aus andern Gründen hätte auferlegen können und von der ich im Augenblicke der Gefahr gewiß abgegangen wäre, sondern aus gebieterischer Nothwendigkeit. Ich habe die Proclamationen an die Ein-

wohner von Paris, die Aufforderungen an die Nationalgarde, die den Maires gegebenen Instructionen erst aus den Zeitungen kennen gelernt. Gleichwohl glaubte ich, auf die Gefahr hin aus dem Kreise herauszutreten, in den man mich bannen zu wollen schien, meine Bürgerpflicht fordere mich zum Einschreiten auf; ich begab mich deshalb persönlich in die Kirche St. Germain l'Auxerrois und bestärkte so viel als ich vermochte die National-garde in ihrer guten und ehrenwerthen Gesinnung, wie ich die aufgeregten Massen beruhigte. Von da begab ich mich in den erzbischöflichen Palast, wo ich eine Unterredung mit meinem ehrenwerthen Collegen von Schonen hatte, mit dem ich mich (aber nur aus persönlichem Eifer, denn mehr konnte ich nicht thun) beredete, die Gebäude des erzbischöflichen Palastes wo-möglich vor gänzlicher Zerstörung zu bewahren. Das habe ich gethan und dabei handelte ich, ich wiederhole es, blos nach mei-nem Gewissen, nach dem Bedürfnisse, das jeder dieses Namens werthe Bürger fühlt, zur Erhaltung der Ordnung beizutragen. Ich handelte ohne höhere Weisung, ohne irgend eine Leitung, ohne daß mir ein Befehl mitgetheilt worden war, obwohl (und man erlaube mir, daß ich mich laut darüber beschwere) die In-structionen für die Maires und die Aufforderungen an die Na-tionalgarde durch meine Hände hätten gehen sollen."

Montalivet antwortete durch Thatsachen und gesunde Ein-würfe. „Könnte ich die gereizte Stimmung, welche Sie bei dem Herrn Seinepräfecten bemerkt haben, mit viel größerem Rechte nicht selbst fühlen? Sie begreift sich weit eher von oben nach unten zu als von unten nach oben hinauf. Ich will

es gern nochmals wiederholen, wenn man meinen Worten einen andern Sinn gegeben hat als sie hatten; ich meine, die Empfindlichkeit sei bei einem Höhern dem Niedern gegenüber leichter begreiflich als bei dem Niedern dem Vorgesetzten gegenüber. Ich sage also dem vorigen Redner: warum erhalte ich jetzt erst von der Aufregung Kenntniß, die man hier zeigt und von dem Wunsche das Volk zu beruhigen? Warum ist man nicht einmal gekommen, um Befehle und Instructionen zu verlangen? Ich erinnere den Herrn Präfecten der Seine daran, daß ich ihn gestern fragte, als auf Befehl des Maire des vierten Arrondissements ein Kreuz heruntergenommen war, welche Befehle dem Maire gegeben worden wären. Da antwortete er mir, der Maire habe recht gethan und aus eigenem Antriebe so gehandelt. Nun, wenn der Herr Seinepräfect den Maire gelobt hat, weil er sich aus eigenem Antriebe in die Kirche St. Germain l'Auxerrois begab, so hätte der Minister des Innern gewünscht, den Herrn Seinepräfecten eben so loben zu können, der doch offenbar nicht glauben konnte, eher Befehle zu bedürfen, um sich überall hin zu begeben, wo es nöthig sein könnte."

Dagegen ließ sich nichts sagen und es erbitterte Herrn Barrot nur um so mehr, der von der Höhe seines Stolzes herab mit seinem Entlassungsgesuche drohete. So zeigte sich in diesen beklagenswerthen Verhandlungen, in denen auf der einen Seite die Kammer von der Regierung Rechenschaft über ihre Zugeständnisse in einer Zeit verlangte, da der Geist der Empörung sich an die Religion und das Königthum wagte und in denen auf der andern die Regierung eine Entschuldigung in ihren

offenen Erklärungen hätte suchen sollen, — die wirkliche Ursache der Anarchie, die Spaltung der Kräfte der Verwaltung nämlich und folglich der Mangel an Einheit in dem Ministerium vom 2. Novbr. Und in diesen Geständnissen der Ohnmacht und des Stolzes keine Würde, kein Gefühl für das allgemeine Wohl; nur individuelle Beschuldigungen, klingende Worte und gar nicht parlementarische Aufregung, so wie Angriffe durch Beamte nicht blos gegen das Cabinet, sondern auch gegen die Kammer, deren Auflösung sie verlangten. Einem solchen Schauspiele gegenüber mußte man nothwendig über die Zukunft besorgt werden, wie es jedenfalls die Lage durch zu große Nachsicht verschlimmerte. Auch fand die Regierung energischen Tadel.

„Läßt sich begreifen", rief Salvandy aus, „daß drei Tage hintereinander Gebäude ungestraft zerstört werden konnten? Durfte die Regierung zugeben, daß das Kreuz, das verehrte Zeichen, vor ihren Augen heruntergerissen wurde und durfte sie gleichgiltig bei diesen Auftritten aus der Zeit der Anarchie zusehen? Durften wir unter der Regierung Philipp's von Orleans die Lilien von dem Schilde Bayard's und dem Stabe Turenne's reißen sehen? Ich begreife eine Reaction gegen die Geschichte nicht."

Und Keratry setzte schonender hinzu: „ich liebe die Lilien nicht mehr als ein Anderer, aber man hatte sie. Sie gehörten dem dritten Geschlechte unserer Könige nicht an; sie sind schon bei dem zweiten von dem Wappen Frankreichs verschwunden; sie gehörten zu dem des Fürsten, der uns regiert, der ein guter

Franzose und ehrlicher Mann ist. Ihr habt sie da verschwinden lassen; das ist ein Fehler."

Andere Redner griffen mit mächtiger Rede die Schwäche, die Unentschiedenheit und Sorglosigkeit der Behörden an. Guizot hob mehr als irgend Jemand die Gefahren der Lage und den Abgrund hervor, den man grabe, wenn man nicht schnell umkehre. „Ich glaube fest", sagte er, „daß wir auf falschem Wege sind; daß die Ordnung und Freiheit bei uns gefährdet sind und nicht vorwärtsschreiten; daß wir uns nicht auf dem Wege der freien und nationalen Regierung befinden. Ich war davon schon vor drei Monaten überzeugt als wir mit meinen Freunden aus dem Ministerium traten. Andere ebenso ehrenwerthe, ebenso redliche, dem Könige und dem Vaterlande gleich ergebene Männer haben anders geurtheilt; sie hielten die Aufgabe für lösbar. Ich verlange von ihnen nicht zu wissen was sie heute denken. Ich sage nur, wenn man auf diesem Wege verharrt, wenn man die Regierung von der Popularität verlangt, wird man gar keine Regierung haben; die Ordnung wird da ihre Stärke, die Freiheit ihre Zukunft verlieren, wie die Männer, die man dazu beruft, ihre Popularität einbüßen werden, obgleich wir damit nicht weiter kommen. Ich für meinen Theil glaube nicht, daß man in dieser Stellung bleiben kann." Das war das Todesurtheil für das Ministerum vom 2. Novbr., das durch die Ereignisse vom 14. und 15. Febr. jede Haltung im Innern und im Auslande verloren hatte. „Es ist eine Veränderung nöthig", schrieb Talleyrand, „wenn man das Mißtrauen nicht wachsen sehen will. Der König braucht nur zu

wagen, da die Mehrheit der Kammer für ihn ist. Die Ereignisse der Februartage haben dem Königthume in Frankreich einen so gefährlichen Streich versetzt, daß Europa sich nicht völlig sicher fühlen wird, bis es eine vollständige Systemänderung sieht.“

Es war also der allgemeinen Meinung gegenüber eine Ministercrisis unvermeidlich und sie stellte sich auch bald genug ein. Die Freunde Lafitte's schrieben sie, um die Demüthigung zu verhüllen, der Nichtmittheilung einer diplomatischen Depesche zu. Es war dies vielleicht der Vorwand, aber gewiß nicht die Ursache des Rücktrittes des Chefs des Cabinets. Wir haben bereits gesagt, daß der König fleißig den Vorsitz im Ministerrathe hielt und durch seine verständige, gemäßigte Mitwirkung wurde — wenn auch keine Einigkeit in den Grundsätzen bestand — doch die Einigkeit unter den Personen erhalten. Ueberdies behielt dadurch Ludwig Philipp, welcher die Indiscretionen Laffitte's fürchtete, die Leitung der auswärtigen Politik und ließ sich vorher die Depeschen vorlegen, deren unzeitige Veröffentlichung den Frieden Europas hätte gefährden können, — ein kluger Gedanke, welcher der Krone bei einer wichtigen Gelegenheit von Vortheil war. Als Herr von Appony dem Ministerium anzeigte, daß die Oesterreicher in dem Herzogthume Modena einschreiten würden, erklärte Laffitte, daß Frankreich mit den Waffen in der Hand dem Grundsatze der Nichteinmischung Achtung zu verschaffen wissen würde und der französische Gesandte in Wien erhielt durch den Minister der auswärtigen Angelegenheiten den Auftrag, dem Wiener Cabinet ein Ultimatum zu

übergeben. Oesterreich blieb bei seinen ersten Ansprüchen und der Marschall Maison richtete darüber eine Depesche folgenden Inhalts an das Palais Royal. „Bis jetzt", sagte mir der Fürst von Metternich, „haben wir Frankreich das Prinzip der Nicht-einmischung aufstellen lassen, aber es muß nun auch erfahren, daß wir dasselbe in Bezug auf Italien nicht anzuerkennen gedenken. Wir werden mit unsern Waffen überall erscheinen, wo sich der Aufstand zeigt. Wenn diese Einmischung den Krieg herbeiführen sollte, nun so mag es Krieg geben. Wir wollen uns lieber allen Wechselfällen desselben aussetzen, als möglicher Weise unter Aufruhr untergehen." — Sie wissen, setzte der Gesandte nach diesen Worten hinzu, daß bis jetzt Niemand sich offener für den Frieden ausgesprochen hat als ich; jetzt aber bin ich überzeugt, daß man, um die Gefahren abzuwenden, welche Frankreich bedrohen, unverzüglich und ehe die Rüstungen Oesterreichs beendiget sind, den Krieg beginnen und eine Armee nach Piemont werfen muß." Diese Depesche würde unfehlbar unruhige und unerfahrene Gemüther exaltirt, schreckliche Unvorsichtigkeiten hervorgerufen und die Ruhe des Staates im Innern wie nach Außen gestört haben. Sie wurde deshalb dem Cabinet vorenthalten. Laffitte erzürnte sich anfangs darüber, er war aber leicht zu besänftigen, indem man ihm die Gründe dieser Vorsichtsmaßregel auseinandersetzte und er grollte so wenig darüber, daß er, weit entfernt an die Aufgabe seines Portefeuilles zu denken, sich mit der Neubildung des Ministeriums beschäftigte, dessen Chef er zu bleiben gedachte. Da ihn die Mehrheit in der Kammer aber verließ, so konnte er

nicht hoffen sie wieder zu gewinnen, indem er sich mit der äußersten Linken verbinde. Ein Cabinet dieser Art mit seinen Bewegungsideen und seinem Systeme unbedingter Nichteinmischung führte einen europäischen Krieg herbei und gefährdete die Börsengeschäfte wie den Staatscredit. Laffitte sah die Unmöglichkeit dieser Combination noch mehr ein, als er nach den Debatten am 18. und 19. Febr. definitiv mit der Linken gebrochen und das Entlassungsgesuch von Baude und Barrot angenommen hatte, die durch Vivien und Bondy ersetzt wurden.

Es war der conservativen Meinung vorbehalten unter der kräftigen Leitung eines festen und entschlossenen Mannes zu siegen. Dieser Mann, den die Umstände gebieterisch zur Regierung beriefen, den alle conservativen Minister der Wahl des Königs empfahlen, war Casimir Perier. Casimir Perier, ein mürrischer und ungeduldiger Geist, ein eigensinniger Charakter, liebte die Herrschaft und benutzte sie mit unermeßlichem Stolze. Trotz dem verzehrenden Ehrgeize hatte er klug die Zeit abzuwarten gewußt, in welcher er seine Kraft versuchen könnte. So abstoßend seine Person war, so großes Vertrauen flößten seine Grundsätze und seine rauhen Tugenden ein. Er war, um es mit wenigen Worten zu sagen, ein stolzer ungefügiger aber überlegener Mann, eine Art Menschenhasser, der sich in seine despotische Selbstsucht und seinen Groll zurückzog, unversöhnlich gegen seine Feinde war und sie ungestüm Mann gegen Mann bekämpfte. In der Regierung brauchte er eher Mitschuldige als Collegen und da er meinte, der königl. Wille müsse sich vor dem seinigen beugen, so verlangte er, daß der

König im Ministerrathe nicht ferner den Vorsitz führe. Die Zukunft bewies, daß er mehrmals den Frieden Europas beinahe gefährdete, weil er die kluge Mitwirkung des Königs in den auswärtigen Angelegenheiten entbehren wollte und überdies beging er die Ungeschicklichkeit, sich die Theilnahme der Krone zu entfremden. Er erhielt den Beweis davon an dem Tage, an welchem er seinen ersten Besuch am Hofe machte. Es war am 14. März; die Ordonnanz, welche die Bildung des neuen Ministeriums ankündigte, war am Tage vorher erschienen. Am 14. kam also Perier im Palais Royal an, ging in den Empfangsaal und überall traf sein Blick auf Blicke des Hasses, überall fand er eine eiskalte Aufnahme. Nur der König hatte ein freundliches Lächeln für den Nachfolger Laffitte's, aber Perier ließ sich nicht täuschen; sein Gesicht wurde plötzlich todtenbleich und mit von Zorn verzerrten Zügen bat er den König um eine kurze Unterredung unter vier Augen. Als sie allein waren, begann der Minister in barschem Tone: „Sire, ich bitte um meine Entlassung. Feinde in den Clubs, Feinde am Hofe, das ist zu viel, Sire, zu viel. So vielem Haß auf einmal kann ich nicht entgegentreten." Der König hatte Mühe die Aufregung Perier's zu besänftigen und Madame Adelaide und der Herzog von Orleans mußten gewissermaßen ihre Entschuldigungen den Bitten Ludwig Philipp's hinzufügen, um den unbeugsamen Minister zu beruhigen.

Die Collegen Casimir Perier's waren: in den auswärtigen Angelegenheiten Sebastiani; im Kriegsministerium der Marschall Soult; in den Finanzen der Baron Louis; im Justiz-

miniſterium Barthe, der ſich ganz den Conſervativen angeſchloſſen hatte; im Miniſterium des Cultus und öffentlichen Unterrichtes Montalivet; in dem der Marine von Rigny und in dem des Handels und der öffentlichen Arbeiten von Argout. Nach der ohnmächtigen Verwaltung Laffitte's war das neue Miniſterium eine Wohlthat, weil es die Lage des Landes beſſer erkannte und die ſchwere Aufgabe übernahm die Anarchie zu vernichten und Europa den Frieden zu ſichern, eine Aufgabe, die es mit Muth und Energie zu löſen beſchloß. Das Programm, welches Caſimir Perier am 18. März in der Deputirtenkammer entwickelte, zeigte den Parteien an, welcher unverſöhnliche Gegner ihnen nun gegenüber ſtehen werde. Der Präſident des Conſeils, ein kräftiges Werkzeug mit eiſernem Willen, unternahm es in der Ueberzeugung, daß er bei ſeinen Collegen und in der Kammer keinen Widerſtand finden würde, das im Beginne der Juliregierung klar aufgeſtellte und von Laffitte ſchwach vertheidigte Syſtem geltend zu machen. Uebrigens beſchäftigte er ſich, obwohl er ſich eine unmittelbare Mitwirkung in den auswärtigen Angelegenheiten vorgenommen hatte, vorzugsweiſe mit der innern Politik. Seine erſte Sorge ging dahin die Ordnung in der Geſellſchaft und den Gehorſam unter den Beamten zurückzuführen. Die Aufſtände erſchreckten unabläſſig die Hauptſtadt, trotzten der Regierung und verlängerten die Handelscriſis; er ließ ein Geſetz über die Zuſammenrottungen votiren. Auch bezeichnete er den Antritt ſeines Amtes durch eine kräftige Handlung, welche bewies, daß er mit den Anarchiſten nicht unterhandeln würde. In dem Augenblicke,

als man den Krieg fürchten konnte, hatte sich in Paris eine sogenannte Nationalassociation gebildet, welche die Ohnmacht der Regierung zum Vorwande nahm und den Zweck haben wollte dem Auslande zu widerstehen und die Rückkehr der Bourbons unmöglich zu machen. Dieser Bund, eine wahre Ligue, zu welchem Wähler, Proletarier, Deputirte gehörten, sprach sich in unbegreiflich heftigen Ausdrücken gegen die Verwaltung aus. „Weil", hieß es, „die Vergangenheit einer großen Anzahl der Inhaber der Gewalt, so wie die Schwäche und unsichere Haltung Anderer der Befürchtung Raum geben, jene Gefahren dürften nicht durch die energischen und wirksamen Entschlüsse verhindert werden, welche das Wohl des Vaterlandes erfordert; weil solchen Gefahren gegenüber Männer von Muth nicht gleichgiltig bleiben dürfen und es eine Pflicht für alle Franzosen ist, welche dieses Namens würdig sind, das zu ersetzen, was in den Maßregeln der Regierung unvollständig sein könnte und mit allen Opfern das Unglück einer dritten Restauration abzuhalten, so verpflichten sich alle Verbündeten auf Ehre und Leben, durch alle persönlichen und pecuniären Mittel das Ausland und die Bourbons zu bekämpfen." Eine solche Demonstration war eine Beleidigung für die Regierung. Casimir Perier beklagte sich in der Kammer darüber und bekämpfte sie durch ein Rundschreiben, während er die Beamten entsetzte, welche sich weigerten dem Bunde zu entsagen. Die kräftigen Maßregeln der Regierung verhinderten endlich die Zusammenkünfte.

Zwei Parteien kämpften noch fortwährend gegen die Re-

gierung, die Republikaner und die Legitimisten. Unter der vorigen Verwaltung bedienten sie sich der fortdauernden Aufläufe als Mittel; sie conspirirten am hellen Tage. Casimir Perier nahm sich vor ihre Kühnheit durch Beispiele der Strenge zu brechen.

Junge Hitzköpfe hatten stolz nach den Julitagen, weil sie ihre politische Wichtigkeit ernstlich nahmen, thörichterweise ihren Studien entsagt, um sich rücksichtslos in die Parteikämpfe zu stürzen. Sie waren muthig bis zur Tollkühnheit wie es die Jugend ist, welche über die Gefahr nicht nachdenkt, und glaubten das Recht zu haben an der Leitung der Staatsangelegenheiten Theil zu nehmen. Sie kannten das Leben nicht und wollten herrschen. Sie gründeten eine Menge politischer Gesellschaften unter den Namen: Bund der Schulen, Gesellschaft der Ordnung und des Fortschrittes, der Verein, die Gesellschaft Hilf Dir, die Gesellschaft der Volksfreunde u. s. w., versuchten sich in diesen stürmischen Clubs als Tribunen und zogen alle Tage die Geschicke der Monarchie in Frankreich in Frage, als wenn ihre Beschlüsse unfehlbar gewesen wären. Mehrere dieser Vereine bestanden bereits nicht mehr, unter andern jener der Volksfreunde, als Casimir Perier ins Ministerium trat. Ein neuer Prozeß gegen die republikanische Partei sollte die Kühnheit derselben und die Furcht des Bürgerstandes vor ihr erhöhen, denn leider fand die Regierung bei dem Willen Strenge walten zu lassen, kaum eine Stütze und die Strafloſigkeit begünstigte den Geist des Aufruhrs.

Im Anfange des Monats April erschienen Guinard, Godefroi Cavaignac und Trelat, des Versuchs angeklagt die Regierung zu stürzen, um die Republik einzuführen, vor dem Assisengerichte und wurden von der Jury freigesprochen. Ein solcher Ausspruch zeigte das Ungnügende dieser Institution als Unterdrückungsmittel, weil die Bürger aus Theilnahme oder Schüchternheit unter dem Einflusse der feindseligen Meinung standen. Die Republikaner sahen in dieser Freisprechung einen Triumph und wurden um so unruhiger und kühner. Im Vertrauen auf ihre Kraft benutzten sie bald die Gelegenheit ihre leidenschaftliche Anmaßung kund zu geben. Die durch das Gesetz vom 13. Decbr. 1830 geschaffene Decoration sollte an die Julikämpfer vertheilt werden. Es war bestimmt worden, daß sie die Umschrift trage: Gegeben von dem Könige und daß sie die Eidespflicht nach sich ziehe. Was war einfacher? Bestanden die monarchischen Formen nicht mehr? Die Revolution hatte eine Veränderung in der Dynastie, nicht in der Constitution in dem Sinne herbeigeführt, daß sie, weit entfernt ein Princip der Auflehnung zu sein, ein Widerstand gegen den Angriff von Seiten der Gewalt gewesen war. „Man hat Frankreich herausgefordert, ihm den Handschuh hingeworfen", sagte Casimir Perier; „es vertheidigte sich und sein Sieg war der des unwürdig angetasteten guten Rechtes. Die Achtung geschworener Treue, die Achtung des Rechtes ist das Prinzip der Julirevolution und der Regierung, die sie gegründet hat, denn sie hat eine Regierung gegründet, keineswegs die Anarchie eingeführt. Sie stürzte die gesellschaftliche Ordnung nicht, sie

tastete nur die politische an. Ihr Zweck war die Herstellung einer freien, aber regelmäßigen Regierung."

Das war logisch und nachdem einmal die Monarchie behauptet war, mußte Alles von dem Monarchen ausgehen, der im Namen der Nation handelt. Gleichwohl reichte die Aufschrift des Julikreuzes hin die Republikaner zu erbittern, so leicht geben die Männer, welche Schwächen und Vorurtheile tadeln, zuerst das Beispiel. Eine Decoration war der Vorwand zu Beschuldigungen, Petitionen, Zweckessen und kühnen Aufständen. Wegen einer Decoration wäre Paris beinahe von neuem der Schauplatz einer Revolution geworden. Zum Glück gelang es der Regierung, welche nur die lächerliche Seite dieser Opposition ins Auge faßte, die Ruhestörer zu mystificiren. Auf dem Vendomeplatze zerstreute der Marschall Lobau, um ein blutiges Zusammentreffen zu vermeiden, die Menge durch Feuerspritzen und das Lachen übertönte den Zorn der Republikaner, welche sich nur durch die Caricatur rächen konnten. Gleichwohl ließen die Minister die Aufschrift fahren und die Maires erhielten den Auftrag die Medaillen zu vertheilen.

Die Anarchie war indeß nicht blos auf den öffentlichen Straßen zu finden; sie mußte auch in der Verwaltung bekämpft werden und die Energie des Conseilpräsidenten traf bisweilen auf furchtbaren Widerstand. Die Präfecturen, die Mairien, die Stadtämter befanden sich in den Händen von Männern, welche den conservativen Ideen feindselig gesinnt waren. In dem Gerichtspersonale traf Barthe dieselbe Unordnung, denselben Mangel an Gehorsam. Die Finanzpartie war nicht minder

in kritischer Lage. Der Baron Louis hatte eine traurige Hinterlassenschaft übernommen, so daß, wie Laffitte sagte, in der Staatscasse nicht Geld genug auf vierzehn Tage war. Das neue Ministerium sah ein, daß es statt zu halben Maßregeln zu greifen, in den Auflagen und der Anleihe ein Mittel gegen den Deficit suchen mußte. In der Kammer, in welcher die Debatten unaufhörlich, selbst bei den geringfügigsten Dingen auf die allgemeine Politik sich richteten, hatte Sebastiani viel zu thun, um auf die ewigen Interpellationen Mauguin's und Lafayette's zu antworten. Italien, Polen und das Interventionsrecht waren die gewöhnlichen Refrains der Opposition. Man hörte sie nach dem Verlangen von Supplementarcrediten wiederholen, welches der Marschall Soult stellte, nachdem er geschickt die Lage der Kriegsmacht Frankreichs dargelegt hatte. Der General Lafayette ermüdete nicht in seinem Mißtrauen und seiner Empfindlichkeit den Minister der auswärtigen Angelegenheiten mit seinen lächerlichen Beschuldigungen zu verfolgen. Immer bereit die Sentimentalität an die Stelle der positiven und vorsichtigen Politik treten zu lassen, appellirte er an den Edelmuth der Regierung; er hörte dabei weniger auf seinen Verstand als auf sein Herz und wagte es, um einen Sieg auf der Rednerbühne zu erlangen, die diplomatischen Unterhandlungen zu gefährden. Das Gesetz über die Ausschließung Karls X. und der Familie desselben veranlaßte eine leidenschaftliche Discussion, in welcher Einige versuchten ihre Popularität wieder zu gewinnen, während Andere ein bemerkenswerthes Gefühl der Schicklichkeit und Würde gegen ein großes

Unglück zeigten. Nach diesem Gesetze, das am 24. März 1831 angenommen wurde, kam der Antrag des Herrn von Bricqueville auf Zurücknahme des Gesetzes, welches die Familie Napoleons von dem französischen Gebiete verbannte. Der Hauptgegenstand aber, welcher das Land beschäftigte, war der Entwurf eines Wahlgesetzes, welcher von den beiden Kammern angenommen wurde (13. und 15. April).

Unter der Restauration mußten 300 Frcs. directe Steuern bezahlt werden, um Wähler und 1000, um wählbar zu sein. Nach den Juliereignissen konnte dieser Census der alten Gesetzgebung unmöglich beibehalten werden. Man mußte, wenn man auch bei dem Princip der unmittelbaren Wahl blieb, dieselbe durch das System der Bezirkswahl modificiren. Zu diesem Zwecke schlug das Ministerium der Kammer vor, den Census der Wählbarkeit von 1000 auf 500 Frcs. herabzusetzen und die Zahl der Wähler zu verdoppeln, indem man jedem Departement eine unveränderliche Anzahl Wähler gebe, welche die Höchstbesteuerten bilden sollten. Die Mehrheit sah in diesem Entwurfe zu weit gehende Concessionen und wollte den Wahlcensus nur auf 240, den der Wählbarkeit auf 750 Frcs. herabsetzen. Aber es war gefährlich, sich der öffentlichen Meinung entgegenzusetzen. Die Wahlreform war der ausschließliche Gegenstand der heftigsten Polemik. Der Entwurf der Regierung wurde angenommen, aber man schloß eine gewisse Anzahl Bürger aus, welche das Ministerium den Wählern zutheilen wollte, wie die Capacitäten, welche durch die Art ihrer Beschäftigung als solche sich erwiesen. Dieses Wahlgesetz war der

letzte Act der Kammer, deren Auflösung im Ministerrathe beschlossen wurde. Man wartete nur noch auf die Genehmigung des provisorischen Zwölftels und auf die Zustimmung zu den Gesetzen, welche die Umstände erforderten, um neue Wahlen zu veranlassen. Die Kammer wurde am 20. April vertagt und am 31. Mai aufgelöset.

Während sich der Wahlkampf inmitten der Aufregung in den Gemüthern vorbereitete, wollte der König mehrere Provinzen besuchen. In dem Augenblicke als die Wähler das Mandat ihrer Repräsentanten erneuern sollten, war es wohl von Nutzen die Richtung der Ideen zu studiren, um den Sieg einer conservativen Mehrheit zu sichern. Die Rundschreiben Casimir Periers an die Präfecten, die voll Energie waren, sprachen die festesten Grundsätze aus. „Ich muß Sie bitten", schrieb er nach einigen allgemeinen Instructionen, „mir Ihre Meinung über den wahrscheinlichen Ausgang der nächsten Wahlen mitzutheilen. Ich verlange in diesem Punkte vollständige Offenheit von Ihnen; die Regierung muß Dinge erfahren, die ihr Kenntnisse bringen, nicht solche, die ihr gefallen. 1) In welchem Zustande befindet sich die allgemeine Stimmung in Ihrem Departement? Wie stark sind die Meinungen, welche dasselbe theilen? Wer hat, abgesehen von den Anhängern der gefallenen Regierung, Ihrer Ansicht nach den größten Einfluß und das höchste Ansehen, die, welche sich zu den von der Regierung ausgesprochenen Grundsätzen bekennen oder die, welche sie angreifen und sich zur Opposition stellen? — 2) Was meinen Sie in dieser Hinsicht namentlich von den Wählern, so wie sie durch das

neue Gesetz gebildet sind? — 3) Wer sind endlich die Candidaten, welche von den verschiedenen Lokalitäten oder von den entgegengesetzten Meinungen aufgestellt werden? Welche Aussicht hat Ihrer Meinung nach ein Jeder von ihnen je nach seinem Verdienste, seiner gesellschaftlichen Stellung und politischen Ansicht? Lassen Sie mich nicht in Unkenntniß in irgend etwas dieser Art und sprechen Sie sich mit einem Freimuthe aus, der meiner Verschwiegenheit gleichkommt. Ich für meinen Theil, Herr Präfect, werde Ihnen ohne Umschweife die allgemeine Absicht der Regierung mittheilen; sie wird bei den Wahlen nicht neutral bleiben und wünscht nicht, daß es die Verwaltung mehr sei. Zwischen der administrativen Unparteilichkeit und der Gleichgiltigkeit gegen jede Meinung liegt ein großer Abstand. Die Regierung ist überzeugt, daß ihre Grundsätze dem Nationalinteresse entsprechen, sie muß also wünschen, daß die Wahlcollegien Bürger ernennen, welche so wie Sie ihre Meinungen und Absichten theilen. Sie werden das ebenso sehr wünschen als ich. Die Regierung macht daraus kein Geheimniß und Sie müssen sich ebenfalls laut in diesem Sinne aussprechen. Die Regierung hat ihre Grundsätze der innern und äußern Politik öfters dargelegt. Die Thronrede bei dem Schlusse der Kammer hat sie von neuem zusammengefaßt. Wir wünschen also, daß die Auflösung eine Kammer herbeiführe, deren Mehrheit sie annimmt, sie unterstützt und treu jener Kammer ist, welche die Charte vervollkommnet, dem Könige die Krone angetragen und die Gefahr wie die Ehre der großen Bewegung des Juli getheilt hat, deren Resultat sie befestigte."

Nichts Ehrenhafteres als diese Sprache, die von der Klugheit und Redlichkeit dictirt war. Die conservative Partei hatte wirklich kein Mittel zu versäumen, um über die Männer der Bewegung zu siegen, an deren Spitze der General Lamarque, Mauguin, Laffitte und Lafayette standen, um so mehr als die Opposition vor den Wählern mit einer furchtbaren Waffe erschien, mit dem Versprechen gegen die Erblichkeit der Pairswürde zu stimmen. Da die Anwendung des neuen Gesetzes das erstemal stattfinden sollte, so ließ sich über den Ausgang der Wahlen nichts im voraus bestimmen und es verrieth deshalb gute Politik den Sinn der Bevölkerung zu prüfen und ihr eine ruhige und sichere Richtung zu geben. Zu diesem Zwecke entfernte sich der König von Paris. Zuerst besuchte er die Normandie, Rouen, Havre, das Schloß der Grafen von Eu, das der Begräbnißort für seine Familie werden sollte, dann die Picardie, Amiens, Beauvais; überall erhielt er Beweise der Anhänglichkeit und überall sprach er sich über sein politisches System mit seltenem Freimuth und Scharfsinn aus. „Ich glaube, meine Herren, wie Sie", sagte er zu der Corporation der Academie zu Amiens, „daß der Zweck jeder Regierung und der Gegenstand ihrer Einführung der sein muß, Jedem den freien und unbeschränkten Gebrauch seiner Rechte zu erhalten; aber ich glaube auch, daß Jeder sich von dem eingeschlossen halten muß, was das Gesetz erlaubt. Er darf ihm die Entwickelungen nicht geben, welche die Theorie als möglich darstellt, welche aber die Erfahrung seit langer Zeit als unausführbar anerkannt haben muß. Deshalb ist es auch nur zu wahr, daß

in einer beklagenswerthen Zeit, von welcher ich wegen meiner Verbannung nur einen Theil gesehen habe, Frankreich unter dem gehässigsten Joche seufzete, während die Rednerbühne von Theorien der Freiheit widerhallte, welche, wie man sagte, das Glück des Landes sichern sollten und mit deren Ausführung man gleichwohl keinen Versuch machte. Diejenigen, welche berufen sind, die Geschicke der Nationen zu leiten, müssen sich deshalb, wie Sie sagten, auf die praktische Regierung beschränken. Ich will die auf die Herrschaft der Gesetze begründete Freiheit; ich will, daß Jeder alles das thun könne, was die Gesetze nicht untersagen und daß er jedesmal zurückgehalten werde, wenn er sie zu übertreten versucht. Sie sind berufen die Belehrung unter den Menschen zu verbreiten und haben den Auftrag ihnen die Grundsätze einzuprägen, welche Sie vor mir entwickelten und ihnen begreiflich zu machen, daß dies das Mittel sei, ihr individuelles Glück und das Glück Frankreichs zu sichern." Der König, der in der Schule der Revolution gebildet war, fürchtete die gefährlichen Utopien; er besaß die Fähigkeit die Constitutionen der verschiedenen Völker zu vergleichen und bezeichnete mit sicherem Urtheile die besondere Anwendung auf die Bedürfnisse Frankreichs, und in allen seinen Worten sprach sich seine tiefe Ueberzeugung aus. Auf die Glückwünsche des amerikanischen Consuls in Havre antwortete er: „Sie kommen, Herr Consul, aus einem Lande, das ich lange bewohnt und an das ich eine Erinnerung bewahrt habe, die mir um so kostbarer ist, da ich mich über die Art freuete, wie meine Thronbesteigung in Amerika aufgenommen wurde. Sie gaben

uns gewiß ein großartiges Beispiel durch Ihre hohe Achtung vor dem Gesetze und ich konnte es während meines Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten erkennen, wie sehr der Handel unter der unparteiischen Anwendung der Gesetze gedeiht, die nie ein Hinderniß hemmt. Diese Achtung, diesen vollständigen Gehorsam gegen das Gesetz will ich Frankreich sichern. Sie sind dazu gelangt, indem Sie sich bemüheten langsam die Praxis Ihrer Regierung zu vervollkommnen, ohne sich in eitele metaphysische Berechnungen über jene politischen Theorien einzulassen, deren Verwirklichung jede Macht im Staate vernichtet, indem sie die Ausführung der Gesetze lähmt und folglich die Nationen dem Drucke und dem Elende überantwortet. Und das sind auch die Uebel, welche ich in meiner Jugend über mein Vaterland verbreiten sah. Vor der Wiederholung dieses beklagenswerthen Systems wollte ich es bewahren. Es liegt in meinem Herzen kein anderes Gefühl, in meinem Kopfe kein anderer Ehrgeiz."

Dann antwortete er auf die Anrede des Maire von Havre: „ich sehe mit Vergnügen, daß sich jetzt Alles beruhiget; ich hoffe, daß die Wiederherstellung der Ordnung und die genaue Ausführung der Gesetze das Vertrauen wieder beleben werden und daß das Vertrauen dem Handel seinen Aufschwung wiedergiebt. Ich habe Grund zu hoffen, daß der innere Friede sich mehr befestigen werde und versäume, ihn zu erhalten, keine Anstrengung, die sich mit unserer Ehre und unserer Nationalunabhängigkeit verträgt, denn wenn diese angetastet würden oder gefährdet wären, würde ich wieder zu den Waffen meiner

Jugend greifen und nochmals für mein Vaterland kämpfen, wie ich das Glück hatte, dies bei Jemmappes und Valmy zu thun."

Nach dieser ersten Reise wollte der König die östlichen Departements besuchen. Er verließ am 9. Juni St. Cloud in Begleitung des Kriegs- und Handelsministers und begab sich über La Brie, Meaux und das Departement Aisne nach Chalons. Mit einem Gefühle des Stolzes sah er das Schlachtfeld von Valmy, den Schauplatz der Siege seiner Jugend, wieder. Er hielt lange, um seine glorreichen Erinnerungen zu sammeln da, wo die Batterien gestanden, die er befehliget hatte. Bei der Pyramide, die zum Andenken an Kellermann errichtet worden ist, befand sich ein alter Soldat, dem in der Schlacht bei Valmy eine Kanonenkugel einen Arm weggerissen hatte; der König heftete ihm das Band, das er im Knopfloche trug, auf die Brust. Auch auf dieser Reise fehlte es an Anreden nicht und seine Antworten waren immer klug und gemessen. Da er in der Auseinandersetzung seiner Theorien bereits kühner geworden war, so benutzte er mehrmals die sich darbietende Gelegenheit alle Behörden an Gedanken der Ordnung und Erhaltung zu erinnern. „Die Freiheit besteht nach meiner Meinung", sagte er zu den Landbauausschuß des Departements der Marne, „in der freien Ausübung aller Rechte, zu denen der Mensch berufen ist und die Regierung muß ihm diese Ausübung sichern. Ich kann in meinem Geiste die Idee der Freiheit von jener der öffentlichen Ordnung nicht trennen. Aber nicht ich allein verstehe die Freiheit so, sie wurde auch im Anfange der Revolution

von 89 so verstanden und wenn man sie seitdem verfälschte, so geschah es eben weil man sie da suchte, wo sie nicht war, weil man sie auf Wegen finden wollte, die uns zu ganz andern als den erwarteten Resultaten führten. Ich spreche indeß die Männer frei, welche sich so täuschten, weil ich die Ueberzeugung habe, daß die Meisten unter ihnen nur aus Mangel an Erfahrung und Praxis irrten und so zu Resultaten gelangten, deren erste Opfer sie selbst waren und vor denen jetzt mein Vaterland zu bewahren ich mich vorzugsweise bestrebe. Ich wünsche eine starke, vernünftige Freiheit, die auf der öffentlichen Ordnung und der Herrschaft der Gesetze beruhet." Das ist der vorherrschende Gedanke in allen Reden Ludwig Philipp's. „Jeder gute Franzose", antwortete er dem Maire von Sezanne, „ist sich seinem Vaterlande schuldig und wie ich es nie aufgehört habe zu sein, so hat mich mein Vaterland auch jedesmal gefunden, wenn es meiner bedurfte. Jetzt habe ich mich gänzlich der Erhaltung seiner Freiheiten und Institutionen gewidmet, die ich gegen die Feinde im Innern und von Außen zu vertheidigen wissen werde. Sie waren Einer der ersten, die mich begrüßten und ich wiederhole Ihnen gern, daß ich mich bis zu meinem letzten Athemzuge der Erhaltung unserer Freiheiten und Institutionen widmen werde." Bei seiner Gewandtheit an seinen Anspruch auf Ruhm zu erinnern, kam er auch oft mit berechneter Selbstgefälligkeit auf die glänzenden Waffenthaten der Republik zurück. „Mit großer innerer Bewegung finde ich mich zu Valmy wieder und ich denke mit Stolz daran, daß auch ich zu seinem Ruhme durch meinen Antheil beitrug, den ich an dem

ruhmvollen Kampfe, welchem Ihr Dorf seinen Namen gegeben hat, nehmen zu dürfen die Ehre hatte. Aber welche Ereignisse sind seitdem geschehen und wie großen Einfluß hat die Vertheidigung dieses Hügels auf das Schicksal Frankreichs gehabt! Wie viele Soldaten, die damals mit dem Gewehr auf der Schulter in unsern Reihen standen, haben sich seitdem durch ihre Tapferkeit und die glänzenden Siege, welche unsere Waffen berühmt machten, zu den höchsten Würden erhoben! Zwei derselben sind in diesem Augenblicke neben mir, der Marschall Gerard und der Generallieutenant Tirlet, die Beide als freiwillige Gemeine am 20. Septbr. 1792 sich hier befanden. Obgleich damals noch jung, hatte ich doch schon das Glück als General da anwesend zu sein, das gab mir den Vortheil, mit Nutzen meinem Vaterlande zu dienen und es ist dies eine der meinem Herzen theuersten Erinnerungen."

Bisweilen glaubten Beamte das Recht zu haben, dem Könige Rathschläge und selbst Ermahnungen zu geben. In Metz, wo in Folge der Absetzung des Maire und des Generalanwalts, der Verfasser des ersten Planes des Nationalbundes, eine gewisse Aufregung herrschte, fand der König eine schlechte Aufnahme. Der Stadtrath sagte zu ihm: „Sire, unvergängliche Denkmale des Nationalwillens und Ihrer Hingebung an das Wohl des Vaterlandes, die Julitage, haben die Rechte des ersten Bürgerkönigs auf die Liebe und Treue der Franzosen geweihet und dies haben alle Stadträthe Frankreichs ausgesprochen... Die Charte hat einen wichtigen Punkt in unserer innern Regierung, jenen der Erblichkeit der Pairie, zu ordnen unterlassen

und wir hoffen, daß in der nächsten Session die gesetzgebende Macht ein von nun an mit unsern nationalen Sitten unverträgliches Vorrecht aus unsern Gesetzen tilgen werde... Auch nehmen wir den innigsten Antheil an den Polen, deren Heldenmuth noch für die Freiheit kämpft. Möge der Einfluß Ew. Maj. dieser hochherzigen Nation ein Schicksal sichern, das der schönen Sache würdig ist, welche sie vertheidiget." Der König antwortete darauf: „Sie haben gegen mich von dem gesprochen, was alle Stadträthe Frankreichs erklärt hätten; sie haben nichts erklärt; es liegt nicht in ihren Befugnissen dies zu thun, ebensowenig als über Gegenstände der hohen Politik Berathungen anzustellen. Dieses Recht ist den Kammern vorbehalten; also habe ich auf diesen Theil Ihrer Rede nicht zu antworten. Dies gilt auch von den diplomatischen Beziehungen Frankreichs zu den auswärtigen Mächten, über welche die Stadträthe ebenfalls kein Recht haben zu berathen." Die Nationalgarde wollte durch ihren Capitain Voirhaye ebenfalls auf allgemeine Fragen eingehen und als dieser auf den König zutrat, um eine geschriebene Rede abzulesen, fragte Se. Maj.: „sind Sie der Commandant der Nationalgarde?" — „Nein, Sire, aber ich bin von dem Commandanten abgeordnet." Dann begann er auf die Aufforderung des Königs also: „Sire, schon mehr als einmal seit der Julirevolution hat die Nationalgarde von Metz ihre Anhänglichkeit an den Thron des Bürgerkönigs und ihre Wünsche für die Institutionen, die ihn stützen müssen, gegen Ew. Maj. ausgesprochen. Bald werden Sie in unsern Reihen einen neuen Ausdruck unserer Zuneigung vernehmen. Ja, wir führen auf

unsern Fahnen den Spruch: Freiheit, öffentliche Ordnung. In unsern Augen sind diese beiden Ideen unzertrennlich. Wenn die Ordnung eine unerläßliche Bedingung der Freiheit ist, so hat auch die Erfahrung bewiesen, daß es das sicherste Mittel sei die Ordnung zu sichern, wenn man die fortschreitenden Bedürfnisse der Civilisation durch populäre und liberale Gesetze befriediget. Das entscheidendste für die Zukunft Frankreichs ist das, welches den zweiten Zweig der gesetzgebenden Gewalt organisiren soll." Bei diesen Worten entriß Ludwig Philipp dem Redner die Adresse und antwortete kurz: „Die Nationalgarde hat sich nicht mit politischen Fragen zu beschäftigen; das geht sie nichts an." — „Sire", entgegnete Voirhaye, „sie giebt keinen Rath, sie drückt nur einen Wunsch aus." — „Die Nationalgarde hat keinen Wunsch auszusprechen; die Berathungen sind ihr untersagt; Sie sind das Organ der Nationalgarde nicht mehr, ich darf Sie also nicht länger anhören." Diese Antwort, die würdevoller und fester als klug war, steigerte die Aufregung in der Stadt noch mehr. Man glaubte in jener Zeit der Unruhen und Unordnungen so ungestraft das Königthum antasten zu können, daß man sich wunderte, so von ihm selbst zur Pflicht und Ehrfurcht zurückgewiesen worden zu sein. Die Aufregung war so groß, daß man einer ersten Unschicklichkeit eine noch größere hinzufügte: von allen obern Officieren der Nationalgarde, welche von dem Könige zur Tafel geladen worden waren, fand sich ein einziger ein. Ludwig Philipp reisete sofort unter strömendem Regen von Metz ab. In einer andern Stadt hatten sich bereits solche

Bestrebungen politischer Emancipation, ein solches Vergessen jeder Schicklichkeit der Krone gegenüber gezeigt und der König hatte nicht gezögert, den Redner zurechtzuweisen. „Weise Gesetze", hatte der Präsident des Civilgerichtes in Belfort gesagt, „dem Bedürfnisse des Landes entsprechende Institutionen sind die ersten Bedingungen des gesellschaftlichen Gedeihens. Frankreich besitzt bereits die ersten wesentlichsten Elemente in seinen Gesetzbüchern und in seiner Charte, welche jedenfalls bald durch die Gesetzgebung weiter ausgebildet werden wird." Ludwig Philipp antwortete darauf: „ich lege keinen mindern Werth auf die Befestigung unserer Institutionen, aber ich gestehe es Ihnen, daß ich mit Erstaunen höre, was Sie Elemente von Institutionen nennen; es kann dies nur aus Unachtsamkeit geschehen sein, was auch das Uebrige Ihrer Rede beweiset. Unsere Institutionen sind so ausgebildet, daß das, was noch zu thun übrig bleibt, mit dem bereits Geschehenen nicht in Vergleich gestellt werden zu können scheint und diese Institutionen will ich der Nation so erhalten, wie sie durch die Charte von 1830 geweihet wurden." So traf die Regierung auf localen Widerstand und Bemerkungen da, wo sie Gehorsam und Unterstützung erwarten mußte und sie sah sich genöthiget, um das Ansehen wieder zu erlangen, dessen sie immer bedarf, sich der Unzufriedenheit der Gemüther durch Niederhalten dieser zerstörenden Tendenzen auszusetzen. Die feste Haltung des Monarchen auf dieser Reise brachte eine Aufregung hervor, deren Folgen Casimir Perier dermaßen zu fürchten schien, daß er in einem Augenblicke des Zornes an den Marschall Soult

schrieb: „wenn dies so fort geht, zerbreche ich sie wie Glas", — stolze Worte, welche jenen unbeugsamen herrschsüchtigen Charakter trefflich schildern. Für diesen Mann, den das geringste Hinderniß reizte, für diesen so stolzen Mann gehörte das Königthum Richelieus neben einem neuen Ludwig XIII.; aber er besaß das unversöhnliche Herz des erstern, ohne das Genie und die List desselben zu haben und übrigens stand er seinen geistigen Fähigkeiten nach tief unter der großen Gewandtheit eines Königs, der ihn aus Noth duldete. Trotz seiner geringen Geisteskraft aber bemühete sich Casimir Perier, dessen Einfluß im Ministerrathe unbeschränkt war, den Einfluß Ludwig Philipps zu vernichten. Nicht genug, daß er verlangt hatte, der König solle nicht mehr den Vorsitz in dem Ministerrathe führen, wollte er auch die Thronrede ohne die Controle des Königs abfassen. Die Eröffnung der Session rückte heran; die Wahlen waren unter großer Aufregung geschehen und es ging aus denselben eine Kammer hervor, in welcher die Julideen ohne Ordnung, ohne Einheit, ohne Leitung vorherrschten, zwar mit der Furcht vor der Anarchie und dem Kriege, aber mit allen Elementen der Anarchie und mit allen den Frieden widersprechenden Bedingungen. Die Eröffnung kam heran, die erste nach der Thronbesteigung Ludwig Philipps. Es war ein feierlicher Tag; die Gemüther befanden sich in gespannter Erwartung, denn die Verhandlungen sollten Fragen von großer Wichtigkeit umfassen, wie die Erblichkeit der Pairie, das Schicksal Polens und Belgiens, die Rückgabe der weltlichen Macht an den heiligen Stuhl und die Revolution in Portugal.

Am 23. Juli begab sich der König in den Palast Bourbon, wo die Pairs mit den Deputirten sich versammelt hatten und seine Ankunft wurde von lebhaftem Zurufe begrüßt. Dann empfing der König die von seinen Ministern verfaßte Rede und man sah Casimir Perier mit einem Manuscripte in der Hand mit einem das Königthum beleidigenden Mißtrauen nachlesen.

„Meine Herren Pairs und meine Herren Deputirte", ließ der Ministerpräsident den König sagen, „ich schätze mich glücklich, mich unter Ihnen in dem Raume zu befinden, wo Frankreich meinen Schwur empfangen hat. Durchdrungen von den Pflichten, die er mir auferlegt, werde ich mich immer auf den Nationalwunsch stützen, dessen constitutionelle Organe Sie sind und ich erwarte von Ihnen jene aufrichtige Mitwirkung, welche meiner Regierung die Kraft geben muß, ohne die sie der Erwartung der Nation nicht entsprechen könnte. Ich habe gesagt, daß die Charte eine Wahrheit sein würde und was ich gesagt habe, ist erfüllt. Die Charte ist die constitutionelle Monarchie mit allen ihren treu erhaltenen Bedingungen, mit allen ihren offen angenommenen Folgen. Frankreich wollte, als es mich auf den Thron berief, daß das Königthum ein nationales sei; es wollte nicht, daß das Königthum machtlos sei. Eine kraftlose Regierung würde sich für eine große Nation nicht ziemen. Ich habe Frankreich durchreiset und die Beweise von Liebe, die ich auf diesen Reisen erhielt, haben meinem Herzen wohlgethan; die Wünsche, die es aussprach, stehen in meinem Gedächtnisse. Sie werden mir beistehen, sie zu erfüllen. Die Ordnung wird geschützt, die Freiheit gesichert, jeder aufrühre-

rische Versuch unterdrückt werden. So wird sich jenes Vertrauen auf die Zukunft wieder finden, das allein das Glück des Landes neu begründen kann." Das war der Ausdruck des Systems der Regierung und Casimir Perier hatte wenigstens das Verdienst, sich ganz mit ihm zu identificiren. „Um", fuhr der König fort, „die constitutionelle Monarchie mehr und mehr zu befestigen, habe ich die verschiedenen Gesetzentwürfe vorbereiten lassen, welche Ihnen vorgelegt werden sollen. Sie werden, hoffe ich, in dem, welcher die Entscheidung einer von der Charte der Prüfung der Kammern vorbehaltenen wichtigen constitutionellen Frage betrifft, erkennen, daß ich mich immer bestrebe, unsere Institutionen mit den Interessen und Wünschen der Nation, die durch die Erfahrung beleuchtet und von der Zeit gereift sind, in Einklang zu bringen. Sie werden auch den Verheißungen der Charte zu Folge die Gesetzentwürfe zu prüfen haben, welche die Organisation der Departements und Gemeinden vervollständigen, die Verantwortlichkeit der Minister und anderer Beamten der Regierung festsetzen und die Freiheit des Unterrichts regeln sollen. Andere Gesetzentwürfe über die Recrutirung der Armee, über das Strafgesetzbuch, über die Finanzen und verschiedene öffentliche Interessen werden Ihnen ebenfalls vorgelegt werden. Ich erkenne den ganzen Umfang der Leiden an, welche die jetzige Handelscrisis über die Nation bringt; ich bin tief betrübt darüber und bewundere den Muth, mit welchem sie ertragen worden sind. Ich hoffe indeß, daß sie ihrem Ende nahe sind und daß bald die Befestigung der Ordnung die Sicherheit, welche zur Circulation des Capitals nöthig

ist, zurückführen und unserm Handel und unserer Industrie neuen Aufschwung geben wird."

Dann ging der König auf die auswärtigen Ereignisse über, den Gegenstand aller Gedanken und hob die Erhaltung des Friedens wie die Dringlichkeit hervor, Ordnung in die Finanzen zu bringen. „Diese Ordnung hängt von einer allgemeinen Entwaffnung ab; Frankreich wünscht sie, die europäischen Regierungen fühlen ihre Nothwendigkeit, das Interesse Aller fordert sie. Ich habe die Genugthuung, Ihnen schon jetzt anzeigen zu können, daß ich nicht nöthig gehabt habe, alle Mittel zu verwenden, welche die Kammern mir zur Verfügung gestellt hatten. Seit der Julirevolution hat Frankreich den Rang wieder eingenommen, der ihm gebührt und nichts wird ihm denselben wieder entziehen können. Nie war seine Unabhängigkeit gesicherter; unsere Nationalgarden, die unsern Heeren gleichstehen, und unsere Heere, die Bewahrer des Erbes unseres alten Ruhmes, würden diese Unabhängigkeit vertheidigen, wie sie den Frieden im Innern und die Freiheit geschützt haben. In Bezug auf die freundschaftlichen Verhältnisse, in welchen die auswärtigen Regierungen mit der meinigen stehen, habe ich mir nur Glück zu wünschen. Die Truppen des Kaisers von Oesterreich haben, wie ich es verlangte, die römischen Staaten geräumt. Eine wirkliche Amnestie, die Aufhebung der Confiscation, wichtige Veränderungen in der Verwaltung und Rechtspflege sind die Verbesserungen, welche diesen Staaten gesichert wurden und uns hoffen lassen, daß ihre Ruhe nicht wieder gestört und daß das Gleichgewicht Europas durch die

Erhaltung ihrer Unabhängigkeit sich wieder ganz herstellen wird. Das Königreich der Niederlande, so wie es die Verträge von 1814 und 1815 geschaffen, hat aufgehört zu existiren. Die Unabhängigkeit Belgiens und die Trennung von Holland sind von den großen Mächten anerkannt worden. Der König der Belgier wird nicht zu dem deutschen Bunde gehören. Die Festungen, welche zur Bedrohung Frankreichs, nicht zum Schutze Belgiens erbaut wurden, werden geschleift werden. Eine von Europa anerkannte Neutralität und die Freundschaft Frankreichs werden unsern Nachbarn eine Unabhängigkeit sichern, deren erste Stütze wir gewesen sind. Die Macht, welche in Portugal herrscht, hatte Franzosen beleidiget und ihnen gegenüber die Rechte der Gerechtigkeit und Menschlichkeit verkannt; um vergeblich verlangte Genugthuung zu erhalten, sind unsere Schiffe vor dem Tago erschienen und ich habe die Nachricht erhalten, daß sie den Eingang erzwungen; die bisher verweigerte Genugthuung ist uns gegeben worden. Die portugiesischen Kriegsschiffe sind in unserer Gewalt und die dreifarbige Fahne weht unter den Mauern Lissabons.

„Ein blutiger und erbitterter Kampf zieht sich in Polen in die Länge. Dieser Kampf erregt lebhafte Gefühle im Schooße Europas. Ich habe mich bemühet, die Beendigung zu beschleunigen. Nachdem ich meine Vermittelung angeboten, habe ich die der großen Mächte veranlaßt. Ich wollte dem Blutvergießen Einhalt thun, den Süden Europas vor der Geißel der Pest wahren, welche der Krieg verbreitet und vor allem Polen, dessen Muth die alte Liebe Frankreichs geweckt hat, jene Nationalität

sichern, welche der Zeit und ihren Wechseln widerstanden hat. Sie werden ohne Zweifel glauben, daß bei diesen schwierigen Unterhandlungen die wahren Interessen Frankreichs, die Interessen seines Glückes, seiner Macht und Ehre mit Würde und Ausdauer vertheidiget worden sind. Europa ist jetzt von der Rechtlichkeit unserer Gesinnungen und von der Aufrichtigkeit unserer Wünsche für die Erhaltung des Friedens überzeugt aber auch von unserer Stärke und es weiß, wie wir den Krieg führen würden, wenn wir durch ungerechte Angriffe dazu gezwungen würden. Wenn wir bei dem bisher befolgten politischen Systeme verharren, wird es uns gelingen, unserm Vaterlande die Wohlthaten der Revolution zu sichern, welche seine Freiheit gerettet hat, und es vor neuen Erschütterungen zu bewahren, welche gleichzeitig seine Existenz und die Civilisation der Welt gefährden würden. Wir stehen, meine Herren, vor einer großen Jahresfeier und ich werde Sie mit Vergnügen bei diesen Feierlichkeiten sich mir anschließen sehen. Mögen diese ernsten Erinnerungen das Gefühl der Einigkeit und Eintracht wecken, das allein vor einem Jahre den Sieg entschied, den wir feiern."

Diese Rede, welche mehr in der Absicht geschrieben war, eine sehr unsichere Mehrheit zu gewinnen als die diplomatische Lage zu schonen, entbehrte offenbar der Rücksichtnahme und verpflichtete die Regierung zu sehr. Nichts darin verrieth jene Gewandtheit, jene Klugheit der Krone, deren Theilnahme Casimir Perier zurückgewiesen hatte. Das Werk des Conseilpräsidenten war auch wirklich, wenn es auch in der Kammer

günstig aufgenommen wurde, der Gegenstand der heftigsten Kritik von Seiten der Presse und der Bericht über die Sitzungen des englischen Parlaments strafte es bald auffallend Lügen. Als man zur Ernennung des Kammerpräsidenten schreiten wollte, bewies die Opposition ihre Abneigung gegen Casimir Perier dadurch, daß sie Laffitte wählte und mit Mühe setzte das Ministerium die Wahl seines Candidaten, des Herrn Girod, durch. Aber die Ernennung Duponts (von der Eure) als Vicepräsident war eine Schlappe, welche die Minister veranlaßte, um ihre Entlassung zu bitten. Man dachte also daran das Cabinet neu zu bilden, als man am 4. Aug. die Nachricht erhielt, der König von Holland habe die Feindseligkeiten gegen Belgien wieder begonnen. Da blieb das Ministerium vom 13. März im Amte.

Sechstes Kapitel.

Lage der auswärtigen Politik. — Oesterreich. — Polen. — Tod des Großfürsten Constantin und des Feldmarschalls Diebitsch. — Portugal; Frankreich durch Don Miguel beleidiget; Expedition nach dem Tago. — Admiral Roussin. — Einschreiten einer französischen Armee in Belgien; die Resultate. — Verhandlungen über die Adresse. — Stimmungen der verschiedenen Mächte in Bezug auf Polen. — Einnahme von Warschau; Polens Fall. — Wirkung dieser Nachricht in Paris. — Sebastiani und Casimir Perier von dem Pöbel verfolgt. — Interpellationen in der Kammer. — Mauguin. — Guizot. — Odilon Barrot. — Vertrauensvotum. — Auflauf. — Jahrestag der Erstürmung der Bastille. — Das Pantheon der Bestattung großer Männer zurückgegeben. — Tod und Begräbniß Benjamin Constants. — Tod des Conventsmitgliedes Gregoire. — Verderblicher Einfluß der Presse. — Die Legitimistenpartei. — Die Vendée und ihre Stimmung. — Die widerspenstigen Recruten in der Vendée; Keime des Bürgerkrieges. — Aufläufe in Montpellier, Tarascon, Nimes und Marseille. — Die Herzogin von Berry; sie verläßt Schottland. — Die Bonapartistenpartei. — Die Herzogin von Saint-Leu in Paris. — Einzug der königl. Familie in den Tuilerien. — Abschaffung der Erblichkeit der Pairie. — Herr von Semonville. — Rede des Herzogs von Orleans in der Pairskammer. — Dreizehn Pairs nehmen ihre Entlassung. — Antrag des Obersten Bricqueville über die Verbannung der ältern Bourbons. — Abschaffung der Strafe im Gesetz von 1816 gegen Napoleon und dessen Familie. — Erörterung über das Gesetz über die Civilliste. — Die Apanagenfrage; Flugschriften des Herrn von Carmenin. — Beklagenswerther Auftritt in der Deputirtenkammer. — Traurigkeit des Königs.

Bei der Bildung des Ministeriums Perier schien ein europäischer Krieg so unvermeidlich zu sein, daß die Papiere an der Börse täglich empfindlich fielen. Die Presse, welche die Kriegslust der Nation reizte, verkannte die wahren Interessen des

Landes und verschlimmerte die Lage. Die auswärtigen Mächte waren darauf vorbereitet jeden Angriff zurückzuweisen. Schon hatte Oesterreich nach der Drohung Metternichs Truppen nach Italien geschickt, um da den Geist der Propaganda zu bekämpfen. Parma und Modena waren in ihre Gewalt gefallen; sie rückten in die Legationen ein und nahmen Bologna und Ancona mit dem Bajonet, denn der Fürst von Metternich hatte bestimmt erklärt, „wenn der Krieg unvermeidlich sei, würde er geführt werden und man sei bereit dazu. Würde Frankreich einen Versuch mit der Propaganda machen? Er würde in diesem Falle einen mit dem jungen Herzog von Reichstadt oder mit dem Symbol der legitimistischen Partei, der Herzogin von Berry und der weißen Fahne machen, welche wohl den ganzen Süden Frankreichs zum Aufstande bringen könnten. In jedem Falle sei das Cabinet von Wien fest entschlossen, ohne Zögern und ohne Furcht dem Plane zu folgen, den es sich entworfen und den ihm die Interessen seiner Erhaltung unabweislich vorschrieben."

Die Lage war also eine schwierige für das Cabinet vom 13. März, das gleichzeitig gegen den unbedachten Eifer der Enthusiasten zu kämpfen und die Interessen des Landes zu schützen hatte, dessen Mehrheit keineswegs den Krieg wünschte. Ludwig Philipp war nicht gesonnen, die im Jahre 1821 von der Restauration angenommene Rolle bei den italienischen Revolutionen aufzugeben. Die Wahl des Gesandten in Rom, des Herrn von Saint-Aulaire und des Gesandten in Turin, des Herrn von Barante, war eine Bürgschaft der Klugheit und der

Mäßigung und man mußte durch ihre verständige Mitwirkung als Resultat bald die Abwendung der traurigen Folgen der revolutionären Propaganda und die dauernde Besetzung durch die Oesterreicher erhalten.

Die Ereignisse in Belgien, Polen und Portugal beschäftigten ebenfalls die allgemeine Aufmerksamkeit. Der heldenmüthige Kampf, den Polen gegen Rußland bestand, rief vorzugsweise die Theilnahme Frankreichs hervor. Der männliche Muth und die Energie Roman Soltyks, des Grafen Leduchowski und Anton Ostrowskis, wie die bewundernswürdige Tapferkeit des Generals Dwernicki, Zimirskis, Malochowskis vermochten nicht die hochherzige Nation ihrem verderblichen Geschicke zu entreißen. Zu den Schrecken des Krieges traten bald die Verwüstungen einer gräßlichen Seuche, der Cholera, die aus Indien herangekommen war und einen großen Theil der polnischen Armee hinraffte, als wolle sie das Unglück derselben beschleunigen. Inmitten dieser beklagenswerthen Unfälle starben der Großfürst Constantin und der Feldmarschall Diebitsch plötzlich eines geheimnißvollen Todes, den man einem Verbrechen zugeschrieben hat.

Während das Vaterland Kosciuskos in Verzweiflung unter der unbarmherzigen Umarmung des nordischen Colosses sich sträubte, hatte Frankreich eine persönliche Beleidigung zu rächen, die ihm von Portugal angethan worden war. Französische Bürger in Lissabon waren mehrmals den grausamen Verfolgungen Don Miguels ausgesetzt gewesen. Der französische Consul forderte Genugthuung, die der Graf von Santarem verweigerte.

Die Beleidigung ging von dem Prinzen aus, welcher sich die Krone Dona Marias angemaßt hatte und verdiente eine strenge Züchtigung. Nach der Entfernung des Consuls führte der französische Schiffscapitain Rabaudy eine kleine Flotte vor den Tago mit dem Auftrage, den Eingang zu blokiren, wenn die portugiesische Regierung den Franzosen in Lissabon keine Genugthuung gebe.

Da die Stadt wohl verwahrt war, so verachtete der erste Minister Don Miguels die Drohung. Das Cabinet des Palais Royal konnte eine solche Beleidigung nicht ungestraft hingehen lassen; gleichwohl stellten sich einige Schwierigkeiten dar: man fürchtete die Opposition Englands, dessen Politik unter den Tories die Operationen einer französischen Flotte im Tago nicht geduldet haben würde; die Whigs aber, welche durch ihre Reformbill beschäftiget waren, gaben Don Miguel der gerechten Züchtigung durch die französische Regierung Preis. Uebrigens gaben die Abdankung Don Pedros, seine Ankunft in London und dann in Paris, so wie der glänzende Empfang, den man ihm bereitete, der Expedition gegen den Tago eine größere Bedeutung und schon damals wurde der Sturz des blutdürstigen Don Miguel beschlossen, der mit Recht der König der Bettler hieß.

Am 7. Juli 1831 erschien eine imposante Flotte unter dem Befehle des Contreadmiral Roussin in der Tagomündung. Als Alles für einen kräftigen Kreuzzug bereit war, that man neue Schritte bei dem Vicomte Santarem, der aber im Namen seiner Regierung bei der Weigerung blieb. Diese Hartnäckigkeit

gründete sich auf die Ueberzeugung, daß der Tago vom Meere her nicht zu nehmen sei. Der Admiral Rousſin ließ am 11. Juli die Anker lichten, bemächtigte sich aller im Tago liegenden Schiffe und legte sich dreihundert Klaftern von den Kais von Lissabon vor Anker, worauf er folgendes Schreiben an den Vicomte von Santarem sandte: „Mein Herr Minister, Sie sehen, daß ich mein Wort halte; ich habe Ihnen gestern angedeutet, daß ich den Eingang in den Tago erzwingen würde. Ich liege nun vor Lissabon. Alle Ihre Forts sind hinter mir und ich habe nur den Regierungspalast vor mir. Wir wollen kein Aergerniß veranlassen. Frankreich, das immer edelmüthig ist, bietet Ihnen dieselben Bedingungen wie vor dem Siege. Ich behalte mir vor, indem ich die Früchte pflücke, Entschädigungen für die Opfer des Krieges zu verlangen. Ich habe die Ehre, eine sofortige Antwort von Ihnen zu erbitten. Empfangen Sie, Herr Minister, den Ausdruck meiner Hochachtung.

„Der Contreadmiral ꝛc. Baron Rousſin."

Der Vicomte von Santarem suchte sich den neuen Bedingungen zu entziehen und der Admiral Rousſin glaubte dieselben in bestimmter Weise angeben zu müssen. Sie bestanden: in der Aufhebung der Urtel gegen die französischen Bürger; in der Festsetzung einer Entschädigung für jeden derselben, der sich über die portugiesische Regierung zu beklagen gehabt; in der Absetzung des Polizeichefs; in einer Entschädigung von 800,000 Frcs. an die französische Regierung für die Kosten der Expedition und in dem Anschlage dieser Thatsachen an den Mauern aller Straßen, durch welche der Student von Coim-

bra schimpflicher Weise geführt worden war." Diesen Bedingungen fügte der General Roussin noch die einer zu bestimmenden Entschädigung für die Verluste des französischen Handels hinzu und er erklärte die portugiesischen Schiffe, welche ihre Flagge unter dem Feuer seines Geschwaders gestrichen hatten, für französisches Eigenthum.

Der Vicomte von Santarem antwortete noch einmal ausweichend und der französische Admiral schrieb ihm am 13.:

„Herr Vicomte, Sie treiben mich zum Aeußersten und ich habe die Ehre Ihnen zu melden, daß dies Ihnen keinen Nutzen bringen kann. Ich beziehe mich auf mein heutiges Schreiben und wiederhole Ihnen die Versicherung, daß, wenn ich morgen Mittags die Uebereinkunft nicht beendiget habe, deren Grundlagen Sie annahmen, die Feindseligkeiten gegen Lissabon beginnen. Ich erwarte Ew. Excellenz oder die von Ihnen bezeichnete bevollmächtigte Person heute oder morgen bis Mittag. Ich werde sie nur am Bord meines Schiffes empfangen, nirgends anderswo. Ich habe die Ehre, Ihnen die Versicherung meiner Hochachtung auszudrücken ꝛc. „Baron Roussin."

Diese Festigkeit beschleunigte den Abschluß der Verhandlungen und die portugiesische Flotte, gegen deren Rückgabe Don Miguel einer Anzahl politischer Gefangenen die Freiheit zu geben sich weigerte, wurde nach Brest abgeführt.

So war Frankreich trotz aller Vorsicht klüglicherweise den Krieg zu vermeiden in die Nothwendigkeit versetzt worden, von seinen Waffen Gebrauch zu machen und von einem despotischen und blutdürstigen Könige Genugthuung zu erhalten und

kaum sah es diese Feindseligkeiten beendiget, als sie dieselben nach dem Norden Europas versetzen mußte, um die Unabhängigkeit Belgiens zu vertheidigen. Bei der Nachricht, daß der Waffenstillstand zwischen den Holländern und Belgiern gebrochen worden, schrieb Leopold officiell an den König der Franzosen, um nach dem Wortlaute der Protokolle Beistand und die Garantie der Neutralität zu verlangen, welche Belgien durch die Londoner Conferenz versprochen worden. Dieser Umstand vermochte Casimir Perier im Amte zu bleiben, denn er bot ihm die Gelegenheit seine ministerielle Stellung zu verbessern. „Der König von Holland", sagte er, „hat den Waffenstillstand aufgekündiget und die Wiederaufnahme der Feindseligkeiten gegen die Belgier für den 4. Aug. Abends halb zehn Uhr angezeigt. Diesen Morgen um fünf Uhr hat der König ein Schreiben von dem Könige der Belgier erhalten, welches die Unterstützung durch eine Armee verlangt. Der König, welcher die Unabhängigkeit Belgiens und dessen Neutralität in Verein mit England, Oesterreich, Preußen und Rußland anerkannt hat, bewilliget, da die Umstände dringend sind, das Gesuch des Königs der Belgier. Er wird den Verpflichtungen, welche die großen Mächte einstimmig eingegangen sind, Achtung verschaffen. Unter diesen Umständen bleibt das Ministerium und wird die Antwort der Kammern auf die Thronrede abwarten."

Man hatte diesen Zusammenstoß zwischen Holland und Belgien so fest vorausgesehen, daß das französische Expeditionscorps bereit stand, mit den Kriegsdivisionen gegen die Grenze Belgiens zu rücken und die Avantgarde bereits am andern Tage

einzog. Die Armee unter dem Marschall Gerard bestand aus ungefähr 40,000 entschlossenen Tapfern. Die stark organisirte holländische Armee rückte ihrer Seits auf die ganze belgische Grenze in der Hoffnung vor, in einer Woche fertig zu werden. Die Belgier setzten ihr keinen Widerstand entgegen. Vergebens redete der König Leopold eine feste und muthige Sprache mit ihnen, sie blieben taub und flohen. Brüssel war nahe daran in die Gewalt des Herzogs Bernhard von Sachsen-Weimar zu fallen und Belgien für immer wieder unter das Scepter Wilhelms zu gelangen, als der Marschall Gerard noch zeitig genug ankam, um den Prinzen von Oranien zu nöthigen, mit seinen Truppen nach Holland umzukehren und am 13. Aug. kündigte der Marschall Soult der Deputirtenkammer an, „die französ. Armee würde in Belgien bleiben, bis die Fragen, um deretwillen sie in Bewegung gesetzt worden, entschieden wären." Die französischen Truppen sollten indeß nach einem Protokolle zurückkehren, welches sagte: „Die Bevollmächtigten haben in Betracht, daß eine neue Einstellung der Feindseligkeiten zur Verwirklichung eines schließlichen Uebereinkommens zwischen Holland und Belgien durchaus nöthig, ein Waffenstillstand auf bestimmte Zeit aber dem gegenwärtigen Zustande der Unterhandlungen entsprechender ist als eine Einstellung auf unbestimmte Zeit, sich entschlossen, der Regierung Sr. Maj. des Königs der Niederlande und der belgischen Regierung eine Einstellung der Feindseligkeiten auf sechs Wochen vorzuschlagen. Diese Einstellung der Feindseligkeiten wird unter die Garantie der fünf Mächte gestellt werden und derjenige Theil, welcher sie

verletzt, wird sich im Zustande der Feindseligkeit mit den genannten Mächten befinden. Während der Einstellung der Feindseligkeiten werden die Truppen beider Theile innerhalb der Linie bleiben, welche sie vor der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten trennte. Sie werden gegenseitig eine völlige Freiheit der Communicationen erhalten und jede Angriffshandlung so wie jede Maßregel unterlassen, aus welcher Nachtheile für den andern Theil hervorgehen könnten. Diese Einstellung der Feindseligkeiten wird auch von den fünf Mächten benutzt werden, um das schließliche Uebereinkommen zwischen Holland und Belgien herbeizuführen, welches den Gegenstand ihrer Wünsche und Bestrebungen ausmacht."

Die Adreßdebatten, welche sich ausschließlich auf die Fragen der auswärtigen Politik bezogen, waren stürmisch und leidenschaftlich. Das von der Opposition lebhaft angegriffene Ministerium vertheidigte geschickt seine Politik. Auf den Vorwurf Italien an Oesterreich überlassen zu haben antwortete die Regierung, sie habe sich der bewaffneten Einmischung widersetzt, aber keineswegs geglaubt zur Rache Armeen marschiren zu lassen; es habe die Räumung der römischen Staaten gefordert und erhalten. Dann klagte man das Ministerium an, Belgien an England überliefert zu haben, weil Frankreich wie Holland dem Protokolle vom 13. Aug. gehorcht und einen Theil seiner Truppen über seine Grenzen zurückgezogen hatte. Warum ohne Nutzen Mißtrauen in England erregen, das sich dreißig Jahre mit Frankreich geschlagen, damit dies Antwerpen und die Schelde nicht besitze? Warum Europa Grund zu Mißtrauen

und Besorgnissen geben und gegen das eigene Princip der Nichteinmischung handeln? Die polnische Frage indeß diente besonders als Anlaß zu den heftigsten Beschuldigungen. „In den ergreifenden Worten Ew. Maj. über das Unglück Polens", hieß es in der Adresse, „findet die Deputirtenkammer gern eine ihr theuere Versicherung: die polnische Nationalität wird nicht untergehen." Es lag da nicht in den Wünschen aber in dem Ausdrucke der Wünsche der Kammer ein Widerspruch. Im Eingange der Adresse verlangte sie die Entwaffnung „als die liebste Eroberung der französischen Redlichkeit" und nun wagte sie über Polen einen kühnen Ausdruck, der nichts Geringeres als eine Kriegsausforderung war. Bei einer tiefern Kenntniß der Thatsachen und mit mehr Ueberlegung würde die Opposition diese Inconsequenz nicht begangen haben. Die Regierung hatte aus verständigerer Theilnahme für Polen eine friedliche Intervention bei dem Kaiser Nicolaus versucht, aber der Autocrat die Versuche des Herrn von Mortemart durchaus abgewiesen. Oesterreich und Preußen hatten ebenfalls die Vermittelung Frankreichs verworfen. Herr von Talleyrand übergab endlich dem Cabinet von St. James eine Note zu Gunsten Polens und war damit nicht glücklicher. Lord Palmerston sprach seine Weigerung in folgenden Worten aus und es dürfte von Nutzen sein, daran zu erinnern: „Der Unterzeichnete hat in Antwort auf die Note, welche ihm der Gesandte Frankreichs übergab, um die brittische Regierung zu veranlassen in Verein mit Frankreich in den polnischen Angelegenheiten durch eine Vermittelung einzuschreiten, welche den Zweck hätte dem Blutvergießen

Einhalt zu thun und Polen eine politische und nationale Existenz zu verschaffen, die Ehre Sr. Excellenz dem Fürsten von Talleyrand anzuzeigen, daß trotz allen Wünschen, welche der König von Großbritanien hegen könnte, mit dem Könige der Franzosen irgend etwas zu unternehmen, was den Frieden in Europa zu sichern vermöchte, namentlich aber den Vernichtungskrieg beendigte, dessen Schauplatz Polen ist, Se. Maj. sich zu der Erklärung genöthiget sieht: daß eine rein freundschaftliche Vermittelung, bei dem gegenwärtigen Zustande der Ereignisse, von Rußland nothwendig zurückgewiesen werden müßte, um so mehr da das Cabinet von St. Petersburg Anerbietungen dieser Art, welche von Frankreich gemacht wurden, bereits abgelehnt hat und daß folglich das Einschreiten der beiden Höfe, wenn es von Wirkung sein sollte, von der Art sein müßte, daß es im Weigerungsfalle unterstützt werden könnte. Der König von England glaubt keinesweges die letztere Alternative annehmen zu müssen. Der Einfluß, welchen der Krieg auf die Ruhe der andern Staaten haben kann, ist nicht von der Art, daß er zu solchen Schritten nöthigte und das freundschaftliche aufrichtige Vernehmen, welches zwischen dem Hofe von St. Petersburg und Sr. Maj. besteht, erlaubt ihm nicht dieselben zu unternehmen. Sr. brittische Maj. sieht sich demnach genöthiget den Antrag abzulehnen, welchen ihr Se. Excellenz der Fürst von Talleyrand in seiner Note vom 20. Juni gemacht hat, indem sie glaubt, die Zeit sei noch nicht gekommen, ihn mit Erfolg gegen den Willen eines Souverains zu unternehmen, dessen Rechte unbestreitbar sind. Indeß beauftragt

Se. Maj. den Unterzeichneten Sr. Excellenz dem Gesandten Frankreichs zu sagen, wie sehr es ihn schmerzt die Verwüstungen zu sehen, welche in Polen stattfinden und ihn zu versichern, daß er Alles thun wird, was ihm sein freundschaftliches Vernehmen mit Rußland gestattet, denselben ein Ende zu machen und bereits sind dem Gesandten Sr. Maj. in Petersburg Instructionen zugegangen, um zu erklären, er beharre dabei, daß die politische Existenz Polens, wie sie 1815 geschaffen, nebst den nationalen Institutionen erhalten werden. „Palmerston."

Herr von Talleyrand, der auf eine solche Antwort gar nicht gerechnet, hatte dem Cabinet des Palais Royal angekündiget, man unterhandele zu Gunsten Polens. Der Graf Sebastiani theilte diese Nachricht der polnischen Gesandtschaft mit, welche sofort mit entsprechenden Instructionen einen Courier nach Warschau schickte. Die Weigerung Englands zerstörte alle Illusionen und setzte das Ministerium vom 13. März den heftigsten Vorwürfen aus. Polen war also auf seine eigenen Kräfte angewiesen. Der Kampf, der sich nun auf Warschau concentrirte, war schrecklich, verzweiflungsvoll und das Hinsterben Polens erhaben und mitleidswürdig, aber die Einnahme von Warschau strafte in trauriger Weise die thörichte Adresse der Abgeordneten über die Gewißheit Lügen, daß die polnische Nationalität nicht untergehen werde. „Warschau ist eingenommen, die Polen haben sich unterworfen", so klang es schmerzlich in allen französischen Herzen wieder. Für die größte Anzahl war es ein Gegenstand der Trauer und des Bedauerns, für eine kleine Vorwand zu Ruhestörungen und Paris gewährte

plötzlich das Schauspiel des Schreckens, des Zornes und der Unordnung. Am 16. Septbr. schon um acht Uhr füllte sich der Garten des Palais Royal mit einer aufgeregten Volksmenge; einige junge Leute mit Flor an den Armen stiegen auf Stühle, reizten die Bürger zur Empörung an und schleuderten Verwünschungen gegen die Minister. Blutige Schlägereien, Plünderungen der Niederlagen von Waffenhändlern und der Aufbau von Barricaden erinnerten an die Decembertage. Die Regierung war nicht ohne Besorgnisse über den Ausgang dieser Krisis, die um so gefährlicher sein konnte, da die Nationalgarde und Linientruppen, wenn sie auch ihre Pflicht thaten, die Gesinnungen des Volkes über Polen theilten. Der Unwille der Massen richtete sich besonders gegen die Minister und Sebastiani und Casimir Perier wären beinahe Opfer desselben geworden. Als sie sich in einem Wagen zu dem Siegelbewahrer begaben, um sich mit ihm über die Antworten zu berathen, welche an diesem Tage in der Deputirtenkammer zu geben sein würden, wurden sie auf dem Vendomeplatze erkannt und mit drohendem Geschrei verfolgt. Sobald die beiden Minister an dem Kanzleiplatze ankamen, sprangen sie aus dem Wagen und imponirten der Menge durch die Kraft ihrer Worte und die Festigkeit ihrer Haltung. Aber noch andere Prüfungen erwarteten sie. Von der Aufregung in den Straßen sollten sie sich den Interpellationen auf der Rednerbühne aussetzen, denn die Bestürzung war in der Kammer nicht minder groß als im Lande. Kaum befanden sich die Minister auf ihren Bänken, als Mauguin Erklärungen über das schreckliche Ereigniß verlangte. Sebastiani

erklärte sich bereit sie zu geben und man verschob die Erörterung auf den zweiten Tag darauf.

Die Aufregung der Gemüther dauerte indeß fort und die Hauptstadt hegte die lebhaftesten Besorgnisse. Vivien war in der Polizeipräfectur durch Herrn Saulnier ersetzt worden, einen Anhänger Casimir Periers und Gisquet an die Stelle des Herrn Billig als Generalsecretair der Präfectur gekommen. Das Palais Royal beredete sich mit dem Marschall Lobau über die energischsten Mittel die Unruhen zu unterdrücken und auf dieser Seite wenigstens hatte die Regierung die Gewißheit, die Aufstände beherrschen zu können. Die wirkliche Gefahr für das Ministerium befand sich in der Kammer, wo es die Opposition unter der Last ihrer Anklagen zu erdrücken hoffte. Am 19. Septbr. erneuerte Mauguin seine Interpellationen und Sebastiani beschränkte sich auf sein System gewöhnlicher Rechtfertigungen über die französische Politik in Bezug auf Belgien und Italien. Casimir Perier nahm mit der ihm eigenen Bitterkeit aber mit wirklichem Talent die Discussion über Polen auf. „Bei allen Gefühlen des Schmerzes, welche Frankreich über das Unglück Polens empfindet", sagte er, „haben doch alle guten Bürger auch das eigene Vaterland nicht vergessen und sie werden das Unglück Polens nicht durch das Unglück Frankreichs wieder gut machen wollen." — Herr Thiers: Sehr gut! Sehr gut! — „Man hat von Gefahr für unsere Berathungen gesprochen", setzte der Conseilpräsident hinzu; „glauben Sie das nicht, meine Herren; die Regierung vertheidiget Sie; Sie stehen unter dem Schutze der Armee und der

Nationalgarde, die zwar rufen: es lebe Polen! aber auch „es lebe der König!" — Eine Stimme im Centrum: es lebe der König! Es lebe Frankreich! „Bei allem aufrührerischen Geschrei, das wir hören und das wir zu unterdrücken wissen werden, kann man sich doch nicht täuschen. Die, welche in diesem Augenblicke rufen: es lebe Frankreich! und damit rufen: Nieder mit der Regierung des Königs! Nieder mit der Herrschaft der Gesetze! sind weder Freunde Polens noch Freunde des eigenen Vaterlandes.. Berathen Sie ruhig weiter, meine Herren; die Regierung wacht für Ihre Sicherheit und Ruhe; rechnen Sie darauf." Auf diese Worte antwortete Mauguin ironisch: „Meine Herren, wenn wir die Ruhe unter dem Volke wieder herstellen wollen, müssen wir sie zuerst in dieser Versammlung erhalten." So wurden die Debatten immer heftiger und es folgten die ewigen Wiederholungen über die Größe Polens, über das classische Italien ꝛc. Nach den Herren Lamarque und Mauguin hatte Thiers in einer langen Rede nebst einigen unerwarteten Argumenten historische Irrthümer ausgesprochen, ohne der Discussion eine neue Wendung zu geben. Guizot, welcher das ministerielle System vertheidigte, erklärte, das Cabinet müsse statt der Defensive die Offensive ergreifen. „Ich werde", sagte er, „die Politik, die Ideen, die Absichten in den Handlungen seiner Gegner angreifen, die auch die unserigen sind." Er warf darauf der Opposition vor, daß sie überall die Angelegenheiten verdorben habe, selbst die der Julirevolution, in Belgien, in Spanien, in Italien und Polen und setzte hinzu: „die Revolutionssache, welche in diesem Augenblicke in Europa

herrscht, schrieb uns Vorsicht und Zurückhaltung vor. Man spricht von einem Kampfe zwischen dem Absolutismus und der Freiheit, zwischen dem Despotismus und der constitutionellen Regierungsform. Dieser Kampf ist allerdings vorhanden, aber es giebt noch einen andern, den Kampf zwischen der Ordnung und Anarchie, zwischen dem socialen und antisocialen Geiste, zwischen den zerstörenden Grundsätzen, Leidenschaften und Interessen und den erhaltenden Grundsätzen, Leidenschaften und Interessen. Diese beiden Kämpfe finden gleichzeitig in Europa statt. Nach einem glücklichen Umstande aber, wie er selten im Leben der Völker vorkommt, befindet sich Frankreich in der Lage, von diesen beiden Kämpfen Vortheil ziehen zu können. Frankreich, das nach seinen Gesinnungen, seinen Wünschen und Willen der constitutionellen Sache ergeben, dessen Revolution vollendet, ist von Natur berufen als Beschützer der Sache der Ordnung wie der Sache der Freiheit aufzutreten. Meine Herren, das alleinige Hinderniß, welches Frankreich bei der Erfüllung dieser Aufgabe entgegensteht, ist die Partei, deren Verhalten ich eben geprüft habe. Ich weiß, daß diese Partei auch ihr Gutes hat, aber wie sie jetzt ist, herrscht das Böse in ihr vor; sie ist an die Sache der schlechten Leidenschaften, der schlechten Gesinnungen, der schlechten Interessen mehr gebunden als an die des Guten, der Freiheit und der Ordnung. Deshalb ist ihr Einfluß immer so verderblich gewesen, deshalb ist er in Polen und Italien verderblich gewesen. Meine Herren, die fremden Völker mögen es wohl merken, von dieser Partei wird ihnen weder die Freiheit noch etwas von dem kommen, was sie

verspricht. Sie verspricht ihnen, was sie nicht geben kann. Sie schmeichelt ihnen und stürzt sie in das Verderben." Die so angegriffene Opposition wurde von Odilon Barrot mit Maß und Ernst vertheidiget. Dann forderte Casimir Perier von der Mehrheit ein Vertrauensvotum und die Kammer erklärte auf einen von Guizot eingebrachten Antrag, „sie sei durch die von den Ministern gegebenen Erklärungen befriediget und vertraue ihrer Sorgfalt für die Würde des Landes nach Außen."

Während dieser Verhandlungen nahm die Aufregung im Volke jeden Tag mehr zu und der Aufruhr tobte in den Straßen. In der Sitzung vom 16. Sptbr. hatte Sebastiani auf der Rednerbühne die grausamen Worte fallen lassen: die Ordnung herrscht in Warschau und dann in der Sitzung am 19. ebenso ungeschickt gesagt: Wir werden Frieden mit Europa behalten, wenn wir verständig sein können. Mehr fehlte nicht, um den Haß der Parteien zu nähren. Die Journale gaben diesen traurigen Ausdrücken eine gehässige Deutung und das Volk, welches schnell diesen Vorwand zu Ruhestörungen ergriff, erschien drohend an dem Palaste Bourbon. Casimir Perier hatte imposante Streitkräfte aufgeboten, aber es kam nichtsdestoweniger zu Schlägereien und mehrere Deputirten, die sich unglücklicherweise unter die Menge gemischt hatten, waren Beleidigungen und Rohheiten ausgesetzt. Auf der Rednerbühne erschallten Klagen und Beschwerden und steigerten die gereizte Art, in welcher die Verhandlungen geführt wurden. Das Ministerium und die Opposition beschuldigten einander gegenseitig, die Aufstände hervorzurufen und trotz dem Antrage auf Untersuchung ging man zur Tagesordnung über.

Die Volksunruhen waren übrigens seit der Julirevolution gleichsam ein chronischer Zustand geworden. Es herrschte in Paris fortwährend eine dumpfe grund- und zwecklose Gährung und jeden Augenblick begann der Kampf zwischen der Menge und der Behörde von neuem. Aus dem geringsten Vorwande ging ein Aufstand hervor. Die letzte Jahresfeier der Bastillenerstürmung hatte beklagenswerthe Auftritte veranlaßt. Alles verlängerte die Anarchie und das unbehagliche Gefühl im Lande. Der Geist der Unordnung zeigte sich sogar bei den Begräbnissen und der Aufstand störte selbst die Stille der Gräber durch sein gottloses wildes Geschrei. Seit eine Verordnung das Pantheon wieder zur Bestattung der großen Männer bestimmt hatte, waren die Republikaner von der Manie der Apotheosen befallen und die Begräbnißfeierlichkeiten wurden die Ursache seltsamer Conflicte. Das Begräbniß Benjamin Constants (Decbr. 1830) rief diesen Fanatismus für berühmte Todte hervor. Er war ein Mann von ungewöhnlichem Geiste gewesen und hatte jene glücklichen Eigenschaften besessen, welche die Herzen gewinnen. Trotz seinen Leidenschaften, die so heiß und ungestüm waren als seine Meinungen, war er ungläubig und duldsam. Er starb in der traurigsten Armuth und sein Tod verbreitete Trauer in der Hauptstadt. Sein Leichenbegängniß war seiner würdig und glänzte in allem Luxus der Popularität; die ganze Nation war dabei durch die ausgezeichnetsten politischen, literarischen, wissenschaftlichen und industriellen Persönlichkeiten, durch die Armee, die Nationalgarde und die Schuljugend vertreten. Als der Zug die Kirche verließ, wollte man den Sarg in das Pan-

theon bringen und die Behörde mußte einschreiten, um die Ordnung wieder herzustellen und den Zug bis zum Gottesacker zu schützen. Auch das Begräbniß des Conventmitgliedes Gregoire war ein Gegenstand des Tumultes. Die zur Frechheit ausgeartete Preßfreiheit verlängerte diese Gährung, dieses geistige Unbehagen, das sich an der Oberfläche der Gesellschaft kundgab und natürlicherweise erstreckte sich die fortwährende Wirksamkeit der Umsturzlehren auf das ganze Land. Nichtsdestoweniger hatten sich der Norden, die Mitte und der Osten Frankreichs dem Werke des 9. Aug. geweihet, während die Vendée und die Bretagne alle Keime des Hasses nährten. Der Widerstand begann durch die widerspenstigen Conscribirten, die im Westen sehr zahlreich waren und den strengen Verfolgungen sich entzogen, indem sie sich im Marais und Bocage versteckten. Die Legitimistenpartei, die von der Stimmung der Vendée sich zu viel versprach, in welcher der Handelsgeist den Enthusiasmus, den Glauben und die Liebe abgekühlt hatte, hoffte in den westlichen Departements das erste Signal des Aufstandes geben zu können. Sie bemühete sich zu diesem Zwecke durch Correspondenz die Sagen von jener alten Treue wieder zu erwecken, welche so viele Wunder des Heldenmuthes erzeugte und strebte fast offen nach dem Sturze der Regierung. Alles schien schon vorbereitet zu sein und es verbreitete sich sogar das Gerücht von der nahe bevorstehenden Ankunft der Herzogin von Berry. Am 4. Juni war Montpellier der Schauplatz eines Kampfes zwischen der carlistischen Partei und den Patrioten und es kam zum Blutvergießen. Am 18. Juli fand ein neuer

Zusammenstoß statt, welcher Niedermetzelung und Plünderung in dem Hause des Marquis von Montcalm hervorrief. In Tarascon wiederholten sich diese beklagenswerthen Auftritte und in Nimes und in Marseille kam es zu Kämpfen zwischen den Katholiken und Protestanten.

Diese fortwährende Aufregung der Gemüther erfüllte die gefallene Dynastie mit Freude und Hoffnung und hielt die Aufmerksamkeit der Regierung immer wach. Die Herzogin von Berry entschloß sich unter diesen Umständen Schottland zu verlassen und sich selbst an die Spitze der Anhänger ihres Sohnes zu stellen. Sie begab sich demnach nach Holland, kam in Mainz an und erreichte über Tyrol und Mailand Genua. Der König von Sardinien duldete sie in seinen Staaten bis das Cabinet vom Palais Royal auf die Anzeige des französischen Consuls sich über die Beweise einer solchen Sympathie beklagte. Von da begab sich Marie Caroline in die Staaten des Herzogs von Modena, der sie absichtlich in seinem Pälaste von Massa, eine Stunde vom Meere, glänzend aufnahm.

Während die Legitimisten sich zu einer Schilderhebung anschickten, bildeten sich auch einige, freilich nicht sehr gefährliche, napoleonische Intriguen. Seit die Verhältnisse zwischen Frankreich und Oesterreich kühler geworden waren und die Feindseligkeiten bald beginnen zu müssen schienen, dachte das Wiener Cabinet mehr an das Schicksal des Herzogs von Reichstadt. Bei den Unruhen, die in den Legationen ausgebrochen waren, hatten die Söhne der Herzogin von St. Leu Theil an dem Aufstande gegen den Papst genommen und von einem einigen

Italien unter einem von ihnen als König geträumt. Einer erlag den Strapazen des Feldzuges und dem verderblichen Fieber in den päpstlichen Staaten; der andere verdankte seine Rettung dem Muthe und der Aufopferung seiner Mutter und hauptsächlich der Vermittelung des Cardinals Fesch. Die Herzogin von St. Leu kam nach Paris und schrieb an Ludwig Philipp wegen einiger Geldforderungen und um ihre Reise zu erklären, während ihr Sohn Ludwig Bonaparte, der damals noch sehr jung war, den König um die Ehre bat, in der französischen Armee dienen zu dürfen Der Ministerrath beschloß, daß sich Casimir Perier zu der Herzogin zu begeben habe, um ihr das Gefährliche ihrer Anwesenheit in Paris und die Nothwendigkeit ihrer Entfernung vorzustellen. „Der König bat sie daran zu denken, daß er selbst arm im Auslande umhergeirrt sei." Die Herzogin von St. Leu reisete nach London ab und dann noch einmal durch Frankreich, um sich auf ihr Schloß Arenenberg zu begeben. Ihr Sohn vergaß diese schützende Gastfreundschaft und ließ sich in Verschwörungen ein.

Inmitten jenes unablässigen Kampfes der Parteien verbreitete man das Gerücht, das Julikönigthum werde dem Herzoge von Bordeaux die Krone zurückgeben und man wiederholte oft, Ludwig Philipp beziehe die Tuilerien nicht, weil er sich noch immer für den Herzog von Orleans ansehe. „Niemals," sagte man im Angesichte von Europa, „würde er es wagen die Gemächer seiner Vorfahren zu bewohnen, wenn er den Königstitel vollständig angenommen hätte. Bonaparte hätte es als erster Consul thun können und der neue König

befände sich in einer solchen Lage, daß er es nicht wage, weil geheime Versprechungen ihn mit seinen Verwandten und den auswärtigen Höfen verbänden." In der Zeit als die Carlisten mit der sichern Erwartung auf Straflosigkeit thätig waren, würde es unpolitisch gewesen sein, solchen Vermuthungen und Gerüchten eine Art Wahrscheinlichkeit dadurch zu geben, daß die Königsfamilie in dem Palais Royal blieb. Außerdem war dieses in jenen Zeiten der Exaltation und Unordnung kein vor verbrecherischen Versuchen hinreichend geschützter Ort. Man dachte also an die Wiederherstellung der Tuilerien unter der verständigen Leitung des Königs, der sich entschloß die Wohnung seiner Ahnen zu verlassen, in welcher er die ruhigsten und glücklichsten Jahre seines Lebens verbracht hatte. In Voraussicht möglicher Gefahren änderte man den Garten Le Notres, um vor dem Palaste Beete anzulegen, die durch einen Grabengürtel umgeben waren, welchen Fliedergebüsch verdeckte.

Der Einzug Ludwig Philipps in dem Schlosse der Tuilerien weihete gleichsam die Rechtmäßigkeit seiner Thronbesteigung. Die Abschaffung der Erblichkeit der Pairswürde und die gesetzliche Landesverweisung der Familie der ältern Bourbons machten — indem sie den König mit der gefallenen Dynastie vollends veruneinigten — allen jenen über seinem Haupte schwebenden lächerlichen Gerüchten ein Ende. Die öffentliche Meinung verlangte ungestüm die Revision des 23. Artikels der Charte über die Zusammensetzung der Pairie. Casimir Perier legte also der Deputirtenkammer einen darauf bezüg-

lichen Gesetzentwurf vor. Es wurde eine Commission mit der Prüfung desselben beauftragt und am 19. September las Bérenger den Bericht, in welchem die Frage unter ihren verschiedenen Gesichtspunkten beleuchtet war. Die Pairskammer hatte ihre moralische Autorität, ihren Glanz verloren und der Haß gegen sie zeigte sich in seiner ganzen Stärke bei Gelegenheit einer Petition, welche die Revision des Prozesses des Marschalls Ney verlangte. Vergebens hatte Herr von Semonville, um die Gunst der Nation für die Pairskammer wieder zu gewinnen, ein kleines ganz kriegerisches Drama vorbereitet, indem er den Sitzungssaal mit den von Männern des Kaiserreichs den Feinden Frankreichs abgenommenen und bis dahin in sicherem Asyl bewahrten Fahnen ausschmücken ließ. Am Tage dieser theatralischen Erscheinung saß der älteste Sohn des Königs auf seinem Platz als Pair. „Prinz," sagte der Großreferendair zu ihm, „Ihnen steht von nun an das Recht zu zuerst Ihr edeles Schwert zu ziehen, um diese Trophäen zu vertheidigen oder neue zu erwerben, wenn die Nationalehre Sie dazu beriefe." Der Herzog von Orleans antwortete mit seltenem Tact und großer Geistesgegenwart: „Meine Herrn, ich schätze mich glücklich, dem Redner, der eben diese Tribüne verließ, für das Vertrauen auf meine Vaterlandsliebe und meine Hingebung zu danken, mit denen ich immer diese Nationalehre vertheidigen werde, welche dem Vaterlande nicht minder theuer ist als die Freiheit. Ich werde, um mich aller meiner Pflichten gegen das Vaterland zu erinnern, nicht nöthig haben diese Trophäen zu sehen, diese unvergänglichen Zeugen

der Siege unserer Heere, die sichern Pfänder neuer Erfolge, die sie wiederum erwerben, wenn wir genöthigt sind für die Sache unserer Institutionen und unserer Unabhängigkeit oder für die Erhaltung unserer Interessen und nationalen Sympathien zu kämpfen. Frankreich würde mich immer da sehen, wohin es seine Söhne ruft, um zuerst seinem Rufe zu entsprechen, an der Spitze der Jugend, deren Zeitgenosse zu sein mein Stolz ist, und die sicherlich der Hoffnung entsprechen würde, welche das Vaterland zur Erhaltung seines Ruhmes und seiner Größe auf sie setzt. Mögen diese Fahnen, welche von mehrern unter denen, welche mich hören, erobert und durch die patriotische Fürsorge Ihres Großreferendairs gerettet wurden, alle hier in diesen Räumen und außerhalb derselben an die Anstrengungen erinnern, die Frankreich unter den Farben zu machen vermag, welche die Nation so ruhmvoll wieder errungen hat und deren festeste Stütze und eifrigster Vertheidiger, nach dem Könige, ich immer sein werde." Dieser ergreifende Auftritt wurde durch das spottsüchtige Volk, das jede Aristokratie haßt, lächerlich gemacht und die Pairie, die machtloser war als je, in ihrer Erblichkeit schlimmer bedroht als bisher. Unter solchen Umständen legte Bérenger der Kammer den Bericht vor und er sagte: „Im Schooße Ihrer Commission ist die große Frage der Erblichkeit verhandelt und mit der Mehrheit einer einzigen Stimme entschieden worden; damit würde ich Ihnen andeuten, wenn Sie nicht bereits davon durchdrungen wären, wie ernst und schwierig sie ist, und damit mache ich auf das Recht aufmerksam, welches auch die Minorität hat, der Kammer die Gründe

ihrer abweichenden Ansicht vorzulegen. Ich selbst gehöre zu dieser Minorität und in dem Augenblicke, wo es so schwer ist, laut seine Meinung auszusprechen und die Verantwortlichkeit dafür zu übernehmen, würde ich die so ehrenvolle Aufgabe, welche die Commission mir übertragen wollte, nicht übernommen haben, wenn es mir nicht erlaubt wäre, meine Ueberzeugung auszusprechen. Die Erblichkeit der Pairie muß gewissermaßen mit der Erblichkeit der Krone gleichstehen; sie schützen einander gegenseitig. Wer würde zu verkennen wagen, wie gefährlich es ist, die erbliche Königswürde unter Institutionen zu isoliren, welche mit ihrem Principe nichts gemein haben und sie dem Umsichgreifen einer unruhigen und neidischen Democratie auszusetzen, ohne daß sie sich auf eine mit ihr gleich fühlende Macht stützen kann, welche ein Interesse dabei hat sie zu erhalten und die sie gleichzeitig gegen die eigenen Gegner und die Gegner der Kronenerblichkeit vertheidiget? Die Anhänger der Erblichkeit sind sehr stark, wenn sie zur Unterstützung ihrer Besorgnisse die unvorsichtigen Geständnisse einiger Organe einer hitzigen Meinung anführen können, welche es nicht verheimlichen, daß die Abschaffung der Erblichkeit der Pairie für sie ein Mittel sei zur Beseitigung des Thrones." Der Berichterstatter schloß im Namen der Commission, indem er ein gemischtes System entwickelte, welches die lebenslängliche Pairie unter der Bedingung gewisser Grenzen schuf, die man dem Königthume in der Wahl entgegensetzte. Die Debatte begann am 30. September. Thiers, Guizot, Berryer, Keratry, Royer-Collard, Jars vertheidigten das Princip der Erblichkeit.

Die Discussion war langedauernd, leidenschaftlich, glänzend und die Deputirtenkammer entschied sich mit einer Mehrheit von 386 Stimmen gegen 40 für die Abschaffung der Erblichkeit der Pairswürde mit dem Systeme der Ernennung der Pairs durch den König nach einer legalen Liste von Notablen und Beamten (18. October). Der Entwurf war nun der Pairskammer vorzulegen. Nach einem von Semonville gelieferten Status durfte man nicht mehr als 70 Stimmen für den Entwurf hoffen. Dies erregte Verlegenheiten und das Ministerium entging der Schwierigkeit, indem es 36 neue Pairs ernannte. Dies war ein Gegenstand heftiger Opposition in der Kammer und in der Presse, das Gesetz aber wurde von den Pairs mit einer Mehrheit von 34 Stimmen unverändert angenommen. Dreizehn Pairs, darunter Fitz-James, nahmen sofort ihre Entlassung.

Dieser Selbstmord der Pairie genügte den Forderungen des Liberalismus noch nicht. Man erinnerte sich, daß Baude die ewige Landesverweisung aller Mitglieder des ältern Zweiges der Bourbons vorgeschlagen hatte. Der Oberst von Bricqueville, der diesen Antrag wiederholte, verlangte, daß dies Gesetz unter den Schutz der Todesstrafe gestellt werde und daß die Güter, welche der verbannten Familie gehörten, dann in einer gewissen Zeit verkauft werden müßten. Die revolutionäre Partei hatte keinen andern Zweck, als sie einen so grausamen Wunsch aussprach, als für die Zukunft unübersteigliche Schranken zwischen die regierende und die gefallene Dynastie zu bringen. Ludwig Philipp errieth es wohl und wurde betrübt

über dieses übergroße Mißtrauen, das seinen Gefühlen der Humanität zu nahe trat. Nichtsdestoweniger erschien dieses nutzlose und mit den Sitten der Zeit im Widerspruch stehende Verbannungsgesetz so unpolitisch, daß die Kammer jede Strafbestimmung daraus entfernte und es nur als Weihe der Rechtmäßigkeit der Monarchie von 1830 annahm. Im Verlaufe der Debatte hatte Berryer die Zurücknahme des 1816 gegen Napoleon und dessen Familie erlassenen Gesetzes beantragt, das sie ebenfalls auf ewig verbannte, man hob indeß von diesem Gesetze nur die Strafbestimmung auf, welche in dasselbe Männer gebracht hatten, die nun selbst verbannt waren und im seltenen Widerspruche rühmte man die hundert Tage, während man die Verbannung der Familie Napoleon bestehen ließ; man schlug vor alle Decorationen und Rangerhöhungen, die zu jener Zeit ertheilt worden waren, anzuerkennen und sprach endlich den Wunsch aus, der König möge Unterhandlungen anknüpfen, um die Asche des großen Mannes von St. Helena zurückzuerhalten und sie im Pantheon beizusetzen.

Unterdeß erhöhete eine Grundfrage, welche die dem Königthume feindseligsten Leidenschaften mehr als je anregte, die parlementarischen Schwierigkeiten, die durch die Erörterung des Gesetzes über die Erblichkeit der Pairswürde hervorgerufen worden waren, nämlich das Gesetz über die Civilliste. Die Debatten darüber zogen mehrere untergeordnete Fragen mit herbei.

Unter dem Ministerium Laffitte hatte man ein Verzeichniß entworfen, welches die nothwendigen Ausgaben des Königs

nach einem von ihm selbst gelieferten Status auf 20 Mill. bestimmte. Laffitte schien sich darüber zu wundern, Dupont (von der Eure) war außer sich; auch in der Kammer zeigte sich eine starke Opposition und bei der Aufregung, in welcher sich die Gemüther befanden, wartete man klüglicherweise auf günstigere Umstände, um die Stärke der Civilliste festzustellen. Casimir Perier legte also einen Entwurf vor und ließ die Zahl leer, doch verheimlichte er die Forderungen des Hofes nicht, die in folgenden bestanden: eine Civilliste von 18 Mill., 4 Mill. Einkünfte von Ländereien und Wäldern, 2 Mill. 594,912 Frcs. Apanage, das Privatbesitzthum und von unbeweglichen Besitzungen den Louvre, die Tuilerien, Elisée-Bourbon, die Schlösser, Häuser, Gebäude, Manufacturen, Felder, Wiesen und Wälder, welche die Domänen Versailles, Marly, Meudon, St. Cloud, St. Germain, Fontainebleau, Compiegne und Pau ausmachten; die Manufactur von Sèvres, die der Gobelins und jene von Beauvais, den Wald von Boulogne, den Wald von Vincennes und den von Senart und endlich eine reiche Mobiliardotation in Diamanten, Perlen, Steinen, Statuen, Gemälden, Museen, Bibliotheken 2c.

Dann kam die Apanagenfrage.

Die Apanage Orleans war unter der Restauration die reichste Dotation in Europa geworden und man fragte sich nun, ob nicht das Recht verlange, eine so bedeutende Einnahme von der Civilliste abzuziehen. Und sollten nicht nach dem monarchischen Herkommen die persönlichen Besitzungen des Königs an die Krone zurückfallen?

Dem König gereichte es zur Ehre, daß er als Herzog von Orleans seine Apanage in Immobilien verwandelt hatte. Die Hinterlassenschaft seines Vaters, die in der Revolution aus 112 Mill. bestand, war mit 74 Mill. Schulden belastet. Alles wurde verkauft bis auf 10 Mill., die 1814 zurückerlangt wurden und von denen noch 35 Mill. Schulden bezahlt werden sollten. Der Prinz nahm die väterliche Erbschaft, so belastet sie auch war, unter dem beneficium inventarii an und kaufte die versteigerten Güter zurück. Von den Summen, die er jährlich von seiner Apanage nahm, bezahlte er endlich die Schulden Philipp Egalités ganz. War nun zu verlangen, daß ein mit so vieler Mühe wieder erlangtes Besitzthum der Krone zufalle, wie es zu allen Zeiten geschehen war? Die Thronbesteigung Ludwig Philipps war unter so ganz ungewöhnlichen Umständen erfolgt, daß die strenge Anwendung des Rechtes ein Unrecht gewesen sein würde. Der Wunsch der Nation und nicht die Thronfolgeordnung hatte den Prinzen auf den Thron berufen. Wie ließ sich in jenen Tagen der Unbeständigkeit, in welchen der Zorn des Volkes das wieder zertrümmern konnte, was er vor kurzem aufgebauet hatte, ein solcher Mangel von Vorsicht bei einem Könige erwarten, dessen Thron nicht auf dem Princip der Unverletzlichkeit beruhete? Da die Gründung des Thrones eine neue war, mußte auch die Dotation etwas Neues sein und die Kammer, der es allerdings freistand die Ziffer der Civilliste festzusetzen, hatte keineswegs das Recht, Ludwig Philipp gegen dessen Einwilligung seine persönlichen Besitzungen zu entziehen. Es mußte mit einem Worte das Krongut und das Privatver-

mögen des Königs getrennt bestehen und die Apanage Orleans, statt an die Krone zurückzufallen, auf den Kronprinzen übergehen. Seine persönlichen Besitzungen hatte der König unter dem 6. Aug. 1830 auf seine Kinder übertragen, sich aber den Nießbrauch vorbehalten.

Die Commission nahm die Grundlagen des Entwurfes an, die von dem Hofe gewünschte Summe aber wurde auf zwölf oder vierzehn Mill. herabgesetzt und von Schonen legte der Kammer den Bericht vor. Diejenigen, welche für die kleinere Summe waren, stützten sich auf die Nothwendigkeit Ersparungen zu machen und mit diesen oben anzufangen. Ohne Zweifel ziemt sich jetzt Größe ohne Pomp besser für einen Bürgerkönig, welcher seine Stärke und seinen Ruhm in der Liebe des Volkes sucht; liegt es aber nicht im Interesse des Königthums eine imposante Civilliste festzusetzen? Ist sie nicht dazu bestimmt, eine Menge Künste und Industrien zu unterstützen und zu ermuthigen, welche die Zerstückelung des Privatvermögens hilflos lassen würde? Sind nicht die Reisen des Königs und der Thronerben, die jetzt dieselben auf eigene Kosten machen, Ausgaben im Nationalinteresse? „Sonst schlossen sich die Könige mit einer kleinen Anzahl ihrer Getreuen in dem Innern ihrer Schlösser ein. Das Julikönigthum öffnet seine Gemächer allen Bürgern. Der König ist gewissermaßen der Wirth der Nation.“ Endlich haben der König und die Königin auch noch andere Pflichten zu erfüllen; sie müssen eine Vorsehung für jedes allgemeine und Privatunglück sein. Man wirft also das Geld der Bürger nicht weg, wenn man dem Königthume Mittel giebt,

seine hohe und edele Aufgabe zu erfüllen. Gleichwohl wurde der Commissionsentwurf angegriffen, namentlich durch die Flugschriften des Herrn von Cormenin, eines talentvollen und energischen Schriftstellers mit beißendem Geist, der namentlich mit Zahlen geschickt umzugehen weiß. „Achtzehn Millionen!" rief er aus; „das ist der fünfzigste Theil des gewöhnlichen Budgets Frankreichs; der Grundsteuerertrag der drei bevölkertsten, reichsten und industriösesten Departements des Landes, des Departements der Seine, der Unter-Seine und des Norden; das bezahlen dem Staate als Grundsteuer achtzehn andere Departements. Achtzehn Millionen! Das ist viermal mehr Geld als Calaisis, Boulonnais und Artois mit ihrer Bevölkerung von 640,000 Seelen als directe Abgaben in einem Jahre an die Staatscassen zahlen. Achtzehn Millionen! Das ist fast dreimal mehr als die den Armen so sehr drückende Salzsteuer der Regierung einbringt; das ist ungefähr das Doppelte des unmoralischen Gewinnes, welchen das Ministerium aus der Loterie zieht; die Hälfte von dem, was das Monopol und der Verkauf des Tabaks, die der Freiheit des Ackerbaues so widersprechend und in unsern Departements so verhaßt sind, eintragen. Achtzehn Millionen! Das ist die Hälfte von dem, was man für unsere Straßen, Brücken, Häfen und Canäle bewilliget, deren Unterhaltung mehr als fünfzehntausend Personen Brod und Arbeit giebt; neunmal mehr als das Budget des öffentlichen Unterrichtes mit seinen Ermunterungen für den Privatunterricht und seinen Unterstützungen der Schulen; das ist fast das Doppelte von dem, was unser Ministerium der aus-

wärtigen Angelegenheiten mit seinen dreißig Gesandten und bevollmächtigten Ministern, mit seinen fünfzig Gesandtschafts- und Legationssecretairen, mit seinen hundertundfünfzig Generalconsuln, Consuln, Viceconsuln, Dollmetschern und Consularagenten, mit seinen sechsundneunzig Abtheilungs- und Bureauchefs, Unterchefs, Beamten, Secretairen, Uebersetzern und Dienstleuten kostet, die alle so gut bezahlt sind, daß der Fürst von Talleyrand allein über 200,000 Frcs. dafür empfängt, daß er in die Demüthigung Frankreichs williget und Herr Mignet 20,000 Frcs. erhält, um als Historiograph diese Missethaten der Diplomatie aufzuzeichnen. Achtzehn Millionen! Das ist der Sold für eine Armee von 55,000 M. mit Officieren aller Grade, Unterofficieren, Corporalen und Soldaten; damit könnte man jedes Jahr 61,643 Arbeitern auf dem Lande, die 15 Sous für 13 Stunden ihrer beschwerlichen Arbeit erhalten, Arbeit und Brod geben; das ist ein Drittel mehr als Frankreich das Personal der gesammten Justizpflege kostet."

Diese Flugschriften machten einen tiefen Eindruck auf das Volk und die Gewalten. Die Kammer, welche für ihre Popularität sorgen mußte, war gegen den Entwurf einer Civilliste eingenommen. Die allgemeine Discussion war langwierig, hartnäckig, bitter und beleidigend für die königliche Würde. „Wenn der Luxus aus den Palästen des Königs verbannt wird", hatte Montalivet gesagt, „wird er es auch bald in den Häusern seiner Unterhanen sein." Dieses Wort Unterthanen rief einen entsetzlichen Sturm hervor. „Marchal. Es giebt keine Unterthanen in Frankreich! — Dupin der Aeltere.

Es giebt aber doch einen König. — Clerc-Lassalle. Es giebt keine Unterhanen! Zur Ordnung! Zur Ordnung! — Eine Menge Stimmen an den äußersten Enden. Zur Ordnung! Zur Ordnung! — Marchal (durch das Geschrei). Die Männer, welche Könige machen, sind keine Unterthanen. Zur Ordnung! (Höchste Verwirrung.) — Montalivet. Meine Herren, ich begreife die Bedeutung der Unterbrechung nicht. — De Ludre. Es giebt in Frankreich nur Bürger. — Montalivet (nimmt die Blätter seiner Rede wieder). Wenn der Luxus aus den Palästen der Könige verbannt wird, wird er es auch bald in den Häusern seiner Unterthanen sein (neue und noch stürmischere Unterbrechung). — De Laboissière. Das ist eine Beleidigung der Kammer und der Nation. — Zur Rechten und Linken mit Ungestüm: es giebt keine Unterthanen! Es giebt keine Unterthanen! Zur Ordnung! Zur Ordnung! — Der Präsident. Da ich den Ausdruck, dessen sich der Redner bedient hat, keinesweges in einem der Charte widersprechenden Sinne verstehen kann, so darf ich ihn nicht zur Ordnung rufen. — Marchal. Wir protestiren gegen die Benennung: Unterthanen. — Thierry-Poux. Sucht Euch in Spanien Unterthanen. — Heram-bault. Wenn es ihm noch in improvisirter Rede entschlüpft wäre! — Demarcay. Das Wort ist zurückzunehmen, nicht zu erklären. — Cabet. Zur Ordnung! — Beausejour. Wir wollen keine Unterthanen sein. — Clerc-Lassalle. Herr Präsident, rufen Sie doch den Redner zur Ordnung. — Der Präsident. Ruhe, meine Herren; achten Sie die Kammer

und die Würde. — Marchal. Die Excellenz zur Ordnung! Die Excellenz zur Ordnung. — Cabet. Karl X. hatte Unterthanen. (Der Lärm hatte den Gipfel erreicht.) — Der Präsident. Wenn es nicht ruhig wird, werde ich genöthiget sein die Sitzung aufzuheben. — Auf der Rechten. Heben Sie sie auf. — De Ludre. Es giebt ebenso wenig Unterthanen als gnädige Herren. — Der Präsident. Wenn es nicht ruhig wird, muß ich mich bedecken. — Zur Rechten. Bedecken Sie sich. — Thierry-Poux. Bedecken Sie sich, da Sie Ihre Pflicht nicht thun wollen." Zwischen den äußersten Enden und dem Centrum wurden die heftigsten Interpellationen gewechselt; der Präsident erschöpfte sich in vergeblichen Bemühungen die Ordnung und Ruhe herzustellen, seine Stimme verlor sich im Lärme; er bedeckte sich und ein Theil der Mitglieder der äußersten Enden verließen ihre Bänke.

So enthüllte die revolutionäre Partei ihre Gesinnungen der Abneigung gegen ein Königthum, das sie nur aus Furcht vor der Republik duldete und so maß sie gern ihre Macht in Kämpfen mit der Krone selbst. Auf den heftigen Kampf folgte die kalte, berechnete, drohendere Demonstration. Hundertundsiebenundsechszig Mitglieder unterzeichneten eine feierliche Protestation gegen den Ausdruck Montalivets.

Solche Discussionen waren wohl geeignet den König zu betrüben, der unablässig in seiner Person und in seinem Regierungssysteme angegriffen wurde. Dieser Schmerz änderte auch die Seelenheiterkeit sehr, die bei so vielen Unfällen ungetrübt geblieben war. Verleumdet und verkannt trotz seiner

Hingebung und redlichen Absichten, verheimlichte er sich nicht, wie schwer ihn die Sorgen der Krone drückten. In seiner Haltung und seinen Worten erkannte man eine rührende und ergebene Traurigkeit. „Ich nehme mit Vergnügen die Weissagungen an, die Sie mir bringen", antwortete er Herrn Seguier am 1. Jan. 1832; „ich muß oft auf sie blicken, um den Kummer und die Widerwärtigkeiten zu ertragen, die ich im Gange der Geschäfte finde, welche ich im Interesse der Nation, für ihren Ruhm und ihr Glück zu leiten mich bemühe und nur dies hat mich veranlaßt, die Krone anzunehmen. Die Liebe der Nation, der Dank des Vaterlandes sind die einzigen Belohnungen, nach denen ich strebe. Sie können darauf rechnen, daß ich immer derselbe sein werde, daß ich als König wie als Herzog von Orleans, in den Tuilerien wie in dem Palais Royal, immer dieselbe Liebe für mein Vaterland und die Freiheit hege und immer so eifrig sie vertheidigen werde, wie ich es in meiner Jugend that, als ich das Glück hatte für die Unabhängigkeit des Vaterlandes zu kämpfen." So schien diese Charakterstärke, welche kein Hinderniß hatte brechen können, aus Ermattung und Widerwillen in diesem kleinlichen Kampfe sich zu beugen. Der Fürst, welcher wie Napoleon hätte sagen können: „ich glaube, daß die Natur mich für große Unfälle berechnet hatte; sie fanden in mir eine Marmorseele; der Blitz vermochte nicht zu fassen, sondern mußte abgleiten", trat fast erschrocken vor dieser ausdauernden Abneigung und dieser Voreingenommenheit der Democratie zurück; er fürchtete sich vor der Zukunft und sehnte sich nach seiner Vergangenheit.

Siebentes Kapitel.

Lyon. — Leiden der arbeitenden Classen. — Die socialen Ideen. — Aufstand. — Maßregeln zur Unterdrückung. — Ankunft des Herzogs von Orleans und des Marschalls Soult in Lyon. — Proclamation. — Adressen an den König. — Fortdauer der Complotte. — Verschwörung von den Thürmen der Notre Dame. — Verschwörung in der Straße des Prouvaires. — Unruhen in Perpignan, Toulouse, Alais, Nimes, Clermont, Carcassonne, Straßburg und Grenoble. — Die Cholera. — Der Herzog von Orleans und Casimir Perier besuchen die Hospitäler. — Zorn Casimir Periers; sein Verhältniß zu dem Könige. — Neuer Aufstand in den römischen Legationen; die Oesterreicher rücken in Bologna ein. — Expedition nach Ancona; ihre Folgen. — Edele Worte Casimir Periers; sein Tod; Ausspruch des Königs darüber. — Tod Cuviers und Martignacs. — Glänzendes Begräbniß Periers; öffentliche Unterzeichnung zur Errichtung eines Mausoleums für ihn; Reden auf seinem Grabe. — Der König übernimmt die Leitung der Regierung wieder. — Die Herzogin von Berry im Palast zu Massa. — Spaltung der legitimistischen Partei. — Verschwörungspläne. — Die Herzogin von Berry schifft sich insgeheim auf dem Carlo Alberto ein. — Aufstandsversuch in Marseille. — Verhaftung des Grafen von Korgorlay. — Die Herzogin von Berry flüchtet sich zu einem Republikaner; sie reiset nach der Vendée ab. — Wegnahme des Carlo Alberto. — Mdlle. Lebeschu. — Es wird zur Ergreifung der Waffen aufgefordert. — Spaltungen. — Unterredung der Herzogin von Berry mit Berryer. — Bürgerkrieg. — Erstickter Aufstand. — Die Herzogin von Berry in Nantes. — Rechenschaftsbericht. — Tod des Generals Lamarque; sein Charakter; sein Begräbniß. — Aufstand vom 5. und 6. Juni. — Der König kommt von Neuilly zurück und zeigt sich in Paris. — Der verwundete Nationalgardist. — Unterredung zwischen dem Könige, Arago, Laffitte und Odilon Barrot. — Kloster St. Mery. — Haß des Volkes gegen die Republikaner. — Verhaftung Armand Carrels. — Auflösung der polytechnischen Schule, der Veterinairschule zu Alfort und der Artillerie der pariser Nationalgarde. — Belagerungszustand. — Reise des Herzogs von Orleans. — Vermählung der Prinzessin Louise von Orleans mit Leopold, König der Belgier. — Auflösung der saintsimonistischen Familie. — Tod des Herzogs von Reichstadt.

Während die politischen Fragen in Paris das Revolutionsfieber unterhielten, welches alle Quellen des gesellschaft-

lichen Lebens verdirbt, überlieferten Fragen von nicht geringerer Bedeutung die Stadt Lyon den Schrecken des Bürgerkrieges. Die Proletarier, die Arbeiter, welche dem Impulse des Bürgerstandes folgten, hatten den Julisieg errungen und aus einem in den Verlegenheiten der neuen Organisation nur zu wohl begreiflichen Vergessen war die Regierung undankbar gegen sie gewesen, da sie sich nicht mit dem Schicksale derselben beschäftigte. Man durfte sich nicht wundern, daß nach einer Revolution die Arbeit nicht sogleich wieder in ihren gewöhnlichen Gang gekommen war, aber dies war auch keineswegs die beklagenswertheste Ursache des Elendes der Arbeiter, denn es hätte in diesem Falle sofort eintreten müssen. Die Ersetzung menschlicher Arme durch Maschinen, wodurch die Concurrenz der Handarbeit unmöglich geworden, hatte den Lohn bedeutend herunter-gedrückt. Damals veranlaßte die Organisation der Arbeit, die Grundlage der Ruhe und des Glückes der Gesellschaft, staatswirthschaftliche Untersuchungen und erzeugte drei Schulen: die der reinen Oeconomisten, die der Saintsimonisten und die der Fourieristen. Diese Auseinandersetzung noch unreifer Theorien erleichterte die Leiden der arbeitenden Classen nicht nur nicht, sondern hatte die Folge, daß sich die Capitale noch mehr zurückzogen und steigerte das Mißbehagen der Arbeiter, indem sie ihnen die ganze Tiefe der Wunde vorlegte. Daher der fortdauernde Kampf zwischen den Arbeitern und der Gesellschaft; daher der Aufruhrgeist, welcher die Regierung neckte und das allgemeine Unbehagen verlängerte. Toulouse, Nimes, Straßburg waren bereits der Schauplatz gefährlicher Ruhestörungen

gewesen als am 23. Novbr. 1831 der Telegraph den Ausbruch eines Aufstandes in Lyon meldete. Die Nichtausführung eines von den Fabrikanten und Seidenarbeitern angenommenen Tarifs war die Ursache der Aufregung, welche durch unkluge Aufreizungen und stolze Worte gesteigert wurde. Leben und arbeiten oder kämpfen und sterben, lautete der Ruf der Verzweiflung schrecklich und drohend in der Stadt. Der Aufruhr begann am 21.; am Tage darauf nahm er einen ernsten Charakter an; am 23. und 24. war der Kampf blutig und erbittert. Die Besorgniß, er könne die Departements erreichen und das Feuer in ganz Frankreich schüren, machte eine schnelle und kräftige Unterdrückung nöthig. Der Ministerrath versammelte sich und der Marschall Soult erklärte: „er mache sich verbindlich die weitere Verbreitung der Bewegung zu hindern, wenn man ihm außerordentliche Vollmacht gebe und ihn ermächtige, genügende Streitkräfte um Lyon zusammenzuziehen. Man müsse so rasch gerade auf den Aufstand losgehen, daß er nicht Zeit habe sich zu besinnen. Er als alter Soldat würde sein Leben einsetzen, die Regimenter anreden und ihren Muth anfachen; je stärker er sei, um so weniger Blut würde vergossen.“ Die Ansicht des Marschalls siegte und es wurde außerdem beschlossen, daß ihn der Herzog von Orleans ohne bestimmte Gewalt begleite. Alsbald befahl eine telegraphische Depesche allen Truppen in einem Umkreise von 40 Stunden sich um Lyon zu sammeln und am 28. verkündigten Geschützsalven die Ankunft des Marschalls Soult und des Herzogs von Orleans. Der Maire und die Mitglieder des Stadtrathes be-

gaben sich zu dem Prinzen, der sich weigerte persönlich in der Stadt zu erscheinen, so lange sie der gesetzlichen Ordnung nicht unterworfen sei, d. h. so lange nicht die vollständige Entwaffnung stattgefunden habe. „Gesetzmäßigkeit", sagte er, „herrscht da nicht, wo eine bewaffnete Macht besteht, der nicht das Gesetz Waffen giebt." Am 29. musterte der Herzog die Truppen und erklärte ihnen, daß man die unbedingte Unterwerfung der Stadt fordern würde. Am 2. Decbr. wurde folgende Proclamation an den Mauern Lyons angeschlagen:

„Einwohner von Lyon, ganz Frankreich ist in Unruhe versetzt durch das Gerücht von den Unordnungen, die in Lyon stattgefunden haben. Von allen Seiten ist die vollständige Wiederherstellung der Herrschaft der Gesetze energisch gefordert worden und die Nationalgarden des Reiches haben sich zur Mitwirkung erboten. Die Armee wollte im Unwillen über die Behandlung, welche tapfere Soldaten in einem ungleichen Kampfe erlitten, in dem sie die edele Sache der Gesetze vertheidigten, ihnen zu Hilfe eilen, und die Nation erkannte, daß es keine Sicherheit mehr für den guten Bürger giebt, wenn die Stärke an die Stelle des Rechtes gesetzt werden könnte. Der immer väterliche königliche Wille zeigte sich sofort, um den allgemeinen Unwillen zu mildern und das Interesse des Landes mit dem der Stadt Lyon zu versöhnen. Ein Prinz, der Euch bereits theuer ist, wollte neue Ansprüche auf Euere Liebe erwerben; er wünschte, daß die allgemeine Versöhnung unter seinen Auspicien erfolge. Aber die Gnade ist nicht das einzige Attribut der Krone; als Hüterin der Gesetze ist sie auch Inhaberin

der bewaffneten Macht. Der Wunsch der Kammern, der feierlich an den Stufen des Thrones niedergelegt wurde, die erhabenen Worte die von diesem herab ertönten, haben Euch angezeigt, mit welcher Einmüthigkeit die drei Gewalten des Staates die unumgängliche Nothwendigkeit aussprachen, die Kraft der Gerechtigkeit zu sichern. Dies ist auch der Auftrag, den mir der König gegeben hat; ich komme um die Herrschaft des Gesetzes unter Euch wieder herzustellen. Ich erwarte bei diesem patriotischen Werke die Mitwirkung aller guten Bürger. Keine Anarchie mehr! Unterwerfung unter die Gesetze! Gehorsam gegen die Regierung des Königs — und Se. königl. Hoheit der Herzog von Orleans wird seinen Einzug in Euern Mauern halten. „Herzog von Dalmatien.“

Der Marschall und der Herzog von Orleans zogen am 3. Decbr. in Lyon ein; die Waffen wurden abgeliefert, der Gehorsam überall wieder hergestellt und die Nationalgarde aufgelöset. Außerdem cassirte ein Beschluß den Tarif unter dem Vorwande, daß nur der Rath der Sachverständigen berufen sei, über Streitigkeiten zwischen den Herrn und Arbeitern zu entscheiden. Neben der Strenge erfolgten indeß auch friedliche Maßregeln und die Ruhe kehrte endlich in der zweiten Stadt des Reiches wieder ein, ohne daß man neue Excesse zu beklagen hatte. Die Ereignisse von Lyon verbreiteten, wie man sich wohl denken kann, Schrecken in Paris. Auf die erste Nachricht fielen die Staatspapiere um 5 Frcs. Obgleich man wußte, daß die Bewegung auf einen Punkt concentrirt sei, so fürchtete man doch, es sei die Kundgebung der allgemeinen Stimmung

in Frankreich und einige Journale machten sich das Vergnügen die Bedeutung zu übertreiben, ohne dabei ihre Hoffnungen kaum zu verheimlichen. Auch zögerte die Kammer nicht, dem Ministerium in einer mehr socialen als politischen Krisis ihre Mitwirkung anzubieten. „Sire", hatte die Deputirtenkammer in ihrer Adresse an den König gesagt, „wir haben mit Dank, aber auch mit Schmerz die freimüthigen und vollständigen Mittheilungen vernommen, welche uns die Minister Ew. Maj. über die Unruhen in der Stadt Lyon gemacht haben. Wir freuen uns über die patriotische Gesinnung, welche den Prinzen Ihren Sohn veranlaßte, unter den Franzosen zu erscheinen, deren Blut fließt, um weiteres Vergießen zu verhindern. Wir beeilen uns, Ew. Maj. den einstimmigen Wunsch der Abgeordneten Frankreichs auszusprechen, die Regierung möge diesen beklagenswerthen Excessen die ganze Macht der Gesetze entgegenstellen. Die Sicherheit der Personen ist gewaltsam angetastet, das Eigenthum in seinem Princip verkannt, die Freiheit der Industrie mit Vernichtung bedrohet und die Stimme der Beamten nicht gehört worden. Diese Unordnungen müssen bald aufhören, solche Attentate kräftig unterdrückt werden. Ganz Frankreich ist durch diese Verletzung der Rechte Aller in der Person einiger Bürger betroffen; es muß ihnen glänzenden Schutz gewähren. Die Maßregeln, welche durch die Regierung Ew. Maj. bereits ergriffen worden sind, geben uns das Vertrauen, daß die Rückkehr der Ordnung nicht lange werde auf sich warten lassen. Die feste Vereinigung der Nationalgarden und der Linientruppen beruhiget alle guten Bürger. Ew. Maj.

kann auf die Uebereinstimmung der Gewalten bauen. Wir schätzen uns glücklich, Sire, Ihnen im Namen Frankreichs die Mitwirkung der Deputirten anzubieten, um den Frieden überall da wieder herzustellen, wo er gestört worden, alle Keime der Anarchie zu ersticken, die geheiligten Principien zu befestigen, auf denen die Existenz der Nation beruht, das ruhmvolle Werk der Julirevolution zu erhalten und überall dem Gesetze Kraft und Gerechtigkeit zu sichern."

Die Pairskammer hatte sich in einer ähnlichen Adresse den Gesinnungen der Kammer der Abgeordneten angeschlossen; aber nach dem Gelingen der materiellen Unterdrückung blieb das Princip des Kampfes. Wenn die Arbeiter auch zu ihrer Pflicht zurückgekehrt waren, so hatte die nichts weniger als gelöfete Lohnfrage zwischen ihnen und den Fabrikanten der Gesellschaft Alles enthüllt, was dieses Räthsel an Noth und Unordnung für die Zukunft in sich schloß.

Die Unruhen in Lyon hatten indeß mit Freude die Parteien erfüllt, welche nicht aufhörten zu conspiriren und nur auf eine Gelegenheit warteten, ihre thörichten Versuche zu erneuern. Die ersten Monate von 1832 waren fruchtbar an Complotten und Aufläufen. Am 4. Jan. erschrak Paris mit einemmale gegen fünf Uhr durch das furchtbare Getöse der großen Glocke auf der Notre Dame. Es war dies das Signal zu einem an mehreren Punkten der Hauptstadt vorbereiteten Aufruhre. Die Polizei drang in die Thürme der Kathedrale ein und bemächtigte sich der sieben Personen, deren eine Confidère hieß. Das Feuer an dem Balken des Glockenstuhles

wurde leicht bewältiget. Darauf beschränkten sich die Beweise dieser seltsamen Verschwörung, die Wichtigkeit nur durch eine Proclamation erhielt, welche in einem der Thürme gefunden wurde und wahrscheinlich überall hatte angeschlagen werden sollen. Die Ausdrücke in derselben waren unglaublich kühn. „Bürger", hieß es da, „können wir es mit ansehen, nachdem wir in den unsterblichen Tagen unser Blut für die Freiheit vergossen haben, daß die Vertheidiger des Vaterlandes wie die ehrlosesten Verbrecher in tiefen Kerkern eingesperrt sind; daß die schönen Versprechungen vergessen, unsere Rechte verkannt und unsere Schätze vergeudet werden, Verräther und Schaaren von Spionen zu besolden; daß Polen unter dem Schwerte Rußlands untergeht, Italien seinen Henkern, Belgien an England und unsere Grenze dem Feinde überlassen wird? Können wir eine so gemeine Regierung noch länger dulden? Nein. So lange das Blut in den Adern eines einzelnen Franzosen fließt, wird er sich nicht unter das Gesetz eines feigen Tyrannen knechten lassen, der nur auf Bürgerkrieg, Verrath, Verzweiflung, Noth, Verderben des Volkes und Landes sinnt.. Der Winter naht, die Arbeit nimmt ab, die Werkstätten werden geschlossen, der Brodpreis steigt; der Hunger macht sich fühlbar und das Blut ist geflossen. Wir wären des Namen Franzosen nicht werth, wenn wir nicht einstimmig riefen: Zu den Waffen! Zu den Waffen!" Man hatte ohne Zweifel einen verbrecherischen Zweck im Auge, aber die Mittel waren nicht ernstlich und selbst die Proceßdebatten gaben das beklagenswerthe Resultat, daß die Policei die Rolle der Herausforderin gespielt, weil sie den

Ausbruch der Verschwörung, die sie kannte, nicht verhindert hatte.

Einige Zeit später bedrohete eine ernstere Verschwörung in der Straße des Prouvaires die Regierung. Die Verschwo-renen, welche wie man sagt Mitschuldige unter dem Dienstper-sonale am Hofe hatten, sollten sich bei Gelegenheit eines Balles in den Tuilerien in der Nacht vom 1. zum 2. Febr. der königl. Familie bemächtigen. Zum Glück erhielt Gisquet bei Zeiten Kunde davon. Um halb drei Uhr drang der Chef der städti-schen Policei, bekleidet mit seiner Schärpe mit Stadtsergenten und Municipalgarden in ein Haus in der Straße des Prou-vaires, in welchem die Verschworenen eine Mahlzeit bestellt hatte... Ein Pistolenschuß traf tödtlich einen Stadtsergenten, aber die bewaffnete Macht verhaftete trotz kräftigem Wider-stande die Verschworenen bald. Die Parteien betrachteten diese Verschwörung in verschiedener Weise, man konnte sie aber erst g..ügend nach der Enthüllung des Processes beurtheilen, in welchem bedeutende Namen genannt wurden, wie die des Her-zogs von Belluno, des Generals Montholon, des Herzogs von Riviera, des Barons de Mestre, der Grafen Fourmont, Brulard und Floirac und der Gräfin Serionne.

So mußte die Regierung fortwährend auf ihrer Hut gegen den Angriff ihrer Gegner sein. Der glühende unversöhnliche Haß enthüllte sich in plötzlichem Wetterleuchten. Die Empörung verbreitete sich blitzschnell von Perpignan nach Toulouse, von Alais nach Nimes, von Clermont nach Carcassonne, von Gre-noble nach Straßburg. In Grenoble war eine einfache Mas-

kerade die Ursache zu blutigen Zänkereien und ohne die Festigkeit und Mäßigung des Präfecten Maurice Duval, der selbst insultirt wurde und der größten Gefahr ausgesetzt war, hätten diese Unordnungen schreckliche Folgen haben können.

In dieser Zeit der Aufregung, in welcher die sorglose Heiterkeit des französischen Charakters im betäubenden Lärme der Ballorchestre sich zeigte, unterbrach plötzlich eine entsetzliche Nachricht die Carnevalfreude. Die Cholera war in Paris ausgebrochen, nachdem sie ihre Verheerungen in fast allen Theilen der Welt geübt. Im Anfange erkannte man den Umfang der Gefahr nicht und schien sogar der Seuche zu trotzen, indem man sie zum Gegenstande von Caricaturen machte oder sich ungewöhnlichen Ausschweifungen überließ. Bald aber erstarrte das Entsetzen die Ungläubigkeit in dem Herzen der Tollkühnsten; das Volk ging von einem Extrem zum andern über und hörte begierig auf schauerliche Vergiftungsanklagen. So dienen selbst allgemeine Leiden den besiegten Parteien als Anhalt. Also auch hier gab es wieder Aufläufe und Opfer. Die ganze Hauptstadt war ein Bild der Oede. Die Behörde aber vernachlässigte nichts, um die entsetzlichen Wirkungen der Epidemie zu bekämpfen und die Mildthätigkeit zeigte sich in vervielfältigten Gaben; überall wurden Unterzeichnungen eröffnet; die Spiegelfabrik in St. Gobain gab der Hauptstadt 12,000 Kilogr. Chlor; der Herzog von Orleans ließ in mehr als drei Wochen vier bis fünftausend Portionen Reis täglich an Arme vertheilen. Selbst die Herzogin von Berry hatte 12,000 Frcs. durch Chateaubriand übergeben lassen. Der Seine-Präfect schlug aber auf den Rath

des Ministers des Innern diese Wohlthat unter dem Vorwande aus, sie verdecke irgend einen politischen Gedanken. Uebrigens veranlaßte die Seuche gehässige Handlungen und zahlreiche bewundernswürdige Thaten. Die freche Speculation wagte sich offen zu zeigen. Der Charlatanismus bot Mittel aus, die, wenn nicht gefährlich, doch wirkungslos waren; oder die Habsucht erregte mörderische Wünsche, wenn nicht gar Verbrechen. Und wenn es an der Epidemie nicht genug gewesen wäre, die Bevölkerung hinzuraffen, steigerten die Reichen die Noth dieses entsetzlichen Unglückes durch ihre Selbstsucht und Feigheit indem sie die Hauptstadt verließen, in welcher ihre Anwesenheit den Muth des Volkes aufrecht erhalten und ihm Arbeit und Brod gegeben hätte. Die Deputirten, die Pairs von Frankreich, die Beamten verließen ihren Posten und trotzten der Scham der Vorwürfe. Die königliche Familie dagegen wollte der Gefahr nicht entfliehen und blieb in den Tuilerien, obgleich mehr als eines der 18402 Opfer aus den höhern Kreisen der Gesellschaft gefallen war. Aber Ludwig Philipp erkannte zu wohl, welche Pflichten und Opfer unter so schmerzlichen Umständen ihm seine Stellung auferlege. Hatte nicht Bonaparte die Pestkranken in Jaffa berührt? Der König wünschte, daß sein ältester Sohn die Hospitäler besuche und Casimir Perier begleitete den jungen Herzog. Es lag in diesem Schritte des Ministers mehr als Muth, — Tollkühnheit nämlich und Unvorsichtigkeit. Lange trug er schon den Keim einer verderblichen Krankheit in sich. Die verzehrende Thätigkeit seines Geistes, verbunden mit übergroßer Arbeit, hatte seine Körper- und Geisteskraft abge-

nutzt. In der letzten Zeit seines Lebens überließ sich Casimir Perier, den das geringste Hinderniß, der geringste Widerspruch reizte, Anfällen entsetzlichen Zornes; er sprang wie wahnsinnig von dem Stuhle auf und schlug mit den Fäusten auf die Tische; dann folgte diesen heftigen Aufregungen eine völlige Erschlaffung. In einer Nacht wurde der Doctor Laberge zu Casimir Perier gerufen, den er im Bette fand und dessen völlig veränderte Züge in dem Kerzenlichte zu erkennen waren. „Lesen Sie", sagte er zu Laberge indem er ihm ein Heft reichte; „das meine Antwort auf die Angriffe, die Laffitte gegen mich gerichtet hat. Lesen Sie und sagen Sie mir Ihre Meinung." Der Doctor, der eine ganz offene Antwort gab, wurde gebeten die Rede zu ändern, deren Ausdrücke ihm nicht gemessen genug erschienen, als plötzlich ein Dragonerofficier einen Brief vom Könige brachte. Der Minister überflog ihn, zerdrückte ihn in der Hand und warf ihn zornig von sich. „Es ist keine Antwort darauf", rief er dem Officiere zu, der sich im höchsten Erstaunen entfernte. — „Man hält den Herrn Conseilpräsidenten für verrückt", sagte der Doctor, „und dieser Mann wird es bestätigen können." — „Wenn Sie wüßten, was dieser Brief enthielt", antwortete Perier bitter; „heben Sie ihn auf und lesen Sie ihn." — „Gott bewahre mich", entgegnete der Doctor, „in dem aufgeregten Zustande, in welchem Sie sich befinden, könnten Sie das Geheimniß Andern mittheilen und mich dann der Verletzung desselben beschuldigen." Und nun erzählte der Minister die Leiden seines politischen Lebens und setzte hinzu: „die Kammer weiß nicht, was ich gethan habe. Warum habe ich keine Epau-

letten!" — „Wozu brauchen Sie Epauletten?" fragte der Dr. von Laberge. Blitzschnell setzte sich Perier auf, grauenhaft und bleich wie eine Leiche, entblößte seine fleischlosen Beine, die er mit den Händen zerkratzte und rief in unbeschreiblichem Tone aus: „sehen Sie denn nicht, daß ich nur noch ein Leichnam bin!"

So erschöpfte dieser unbeugsame Mann, der sich vor dem Tode sträubte, seine doch kräftige Constitution in seltsamen Kämpfen, ein durch den geduldigen Willen der Monarchen halbgebrochenes Werkzeug. Aber als er mit dem Könige über das politische System einig war, stimmte er mit ihm doch nicht in der Wahl der Mittel überein, wollte allein regieren und behauptete, der König müßte sich mit dem Herrschen begnügen. Er trieb den Despotismus seiner Eitelkeit so weit, daß er in den auswärtigen Angelegenheiten oftmals die schwierigsten Maßregeln begann ohne sich um die Meinung der Krone zu bekümmern. Seit Sebastiani, der selbst durch die Stürme der Tribüne geschwächt war, die Verwaltung seines Ministeriums vernachlässigte, hatte Castmir Perier sich desselben bemächtiget und leitete die allgemeine Politik unbeschränkt, auch brachte er dahin einen bemerkenswerthen gesunden Verstand und etwas Großartiges mit, obwohl er an ernste Verhandlungen nicht gewöhnt war. Man erinnerte sich, daß sein Einschreiten ein doppeltes Resultat in den Angelegenheiten Italiens erlangt hatte, den Rückzug der Oesterreicher, das Aufhören ihrer militärischen Besetzung und Verwaltungsreformen. Aber der Aufstand brach bald von neuem in den römischen Legatio-

nen aus und auf das Gesuch des heiligen Stuhles besetzten die Oesterreicher plötzlich Bologna mit 6000 Mann. Bei dieser Nachricht beschloß Casimir Perier, welcher den Gang der italienischen Angelegenheiten aufmerksam beobachtete, dem Einflusse Oesterreichs durch das Einschreiten Frankreichs die Wage zu halten. Alsbald, ohne denRath der Krone zu hören, ohne sich um die Meinung der Diplomatie zu kümmern, faßte er einen Entschluß, welcher die Politik des Cabinets von Wien vereitelte. Das Kriegsschiff „Suffren" von 90 Kanonen und zwei Fregatten, „Artemise" und „Victoire" empfingen den Befehl sich sofort nach Ancona zu begeben und dort die Instructionen von dem Gesandten in Rom zu erwarten. Der Schiffscapitän Gallois befehligte das Geschwader und der Oberst Combes die Landungstruppen, welche aus 1200 Mann vom 66. Regiment bestanden. Der General Cubières, der Oberbefehlshaber der Expedition, reisete nach Rom ab, um sich mit Saint-Aulaire und Gregoire XVI. über die Richtung zu verständigen, welche dem Expeditionscorps zu geben sei. Deshalb wünschte der Minister, daß der General Cubières dem Geschwader voraus-eile; aber das Gegentheil geschah. Nach einer vierzehntägigen Fahrt landeten die Truppen in Ancona in der Nacht vom 22. zum 23. Februar 1832 und bemeisterten sich der Stadt ohne Widerstand zu finden. Die dreifarbige Fahne wehete auf dem Thurme des Domes, auf den Palästen, dem Zollhause und der Citadelle. Die päpstlichen Truppen zogen sich vor den Franzosen zurück und die Besetzung war sonach vollständig. Man denke sich die Bestürzung des heiligen Stuhles als er die

Nachricht von diesem Ereignisse erhielt. Der General Cubières fand deshalb auch den Gesandten in großer Unruhe. Gregor XVI. überließ sich ganz seinem Zorn und der Cardinal Albani rief aus: „Nein, seit den Sarazenen ist nichts Aehnliches gegen den heiligen Vater unternommen worden!“ Die Besetzung Anconas durch die Franzosen machte in ganz Europa das größte Aufsehen; der Papst protestirte feierlich gegen diese Handlung der Feindseligkeit und der österreichische Gesandte in Paris verlangte Erklärungen. In England erfolgten lebhafte Interpellationen durch die Tories. Casimir Perier erklärte zu seiner Rechtfertigung, „daß der Oberst Combes seine Instructionen überschritten habe; der Capitän Gallois habe die Ankunft des Generals Cubières abwarten sollen ehe er eine Landung übernehme, aber die heftigen Winde im adriatischen Meere hätten dieselbe durchaus nothwendig gemacht. Als der Oberst einmal am Lande gewesen, habe er es für unumgänglich gehalten sich der Militärpositionen zu bemächtigen, doch sei dies nur provisorisch.“ Auf der andern Seite bemühete sich der General Cubières und der Graf St. Aulaire den heiligen Stuhl über die Absichten Frankreichs zu beruhigen. „Die Besitznahme von Ancona,“ sagten sie, „ist eine vollendete Thatsache und nicht ungeschehen zu machen; nach Beendigung einer Thatsache kommt jeder Tag zu spät. Es sind also nur noch die Folgen dieses Ereignisses zu mildern, indem ihnen gewisse Grenzen gesteckt werden. Die französischen Truppen werden sich also in ihrem Dienste darauf beschränken im Verein mit den Soldaten des heiligen Stuhles die Ruhe der Stadt zu

sichern; die Jurisdiction des Papstes wird überall hergestellt und geachtet werden und die Militärbehörde wird die Regierung und die Policei walten lassen wie vorher. Wenn der Oberst Combes sich von diesen nothwendigen Bedingungen entfernen sollte, würde man ihn ohne Zögern zurückrufen. Alles solle in Verbindung mit Rom, Paris und Wien durch die Cabinette mit Mäßigung und im Besten der Interessen Sr. Heiligkeit entschieden werden und der Papst möge die Franzosen für treue Hilfstruppen ganz so wie die Soldaten Sr. kaiserlichen Majestät ansehen."

Alle diese Erklärungen waren um so nöthiger als die Bewohner von Ancona die Ankunft der Franzosen mit Begeisterung begrüßt hatten. Man öffnete die Staatsgefängnisse und gab dem Marco Zaoli von Faenza wie dem Angelo Angelotti von Acquaviva die Freiheit. In einem Kerkerhause trat ein Stabsoffizier auf eine Bank, hob seinen Degen empor und rief: das 66. Regiment sei nur ein Vortrab, den Frankreich gesandt habe, um die Befreiung Italiens anzukündigen.

Die Besetzung Anconas zog Casimir Perier den Tadel der Opposition zu und die Ehre davon blieb dem Capitän Gallois und dem Oberst Combes. Diese vielfachen Angriffe erbitterten Casimir Perier, der bei dieser Gelegenheit die besten Absichten gehabt hatte und in diesem unablässigen Kampfe nutzte sich die Energie dieses herrschsüchtigen Mannes ab, den die Wunden, die sein Stolz erhielt, am brennendsten schmerzten. Mit bewundernswürdigem Instinct der Macht gefährdete er oft die Zustände durch seine Heftigkeit und sein rauher Charakter be-

nachtheiligte die Ausführung seiner Ideen. Vor allen wollte er die Ehre Frankreichs und seine Handlungen widersprachen oft seinen Gesinnungen. Eines Tages als sich der russische Gesandte so weit vergaß, daß er zu ihm sagte: „der Kaiser mein Herr will nicht . .", antwortete er ihm mit zorntobender Stimme: „sagen Sie Ihrem Herrn, daß Frankreich keine Befehle zu empfangen hat und daß es, so lange Casimir Perier lebt, nur sich selbst und seine Ehre zu Rathe ziehen wird, wenn es handelt." Dieser Auftritt erfolgte in einer Krisis seiner Krankheit, die sich von Tage zu Tage verschlimmerte. Dann sank der Minister auf seinen Stuhl und als man ihn zu beruhigen suchte, rief er schmerzlich aus: „ach, ich bin verloren; man hat mich umgebracht!" Der Zustand des Kranken verschlimmerte sich so, daß man daran denken mußte einen provisorischen Minister des Innern zu wählen. Montalivet wurde durch eine Ordonnanz vom 27. April ernannt und am 16. Mai hatte sein Vorgänger aufgehört zu leben. „Casimir Perier ist todt," sagte der König zu einem Vertrauten; „ist es eine Wohlthat oder ein Unglück? Die Zukunft wird es lehren. Während Castmir Perier den Geist aufgab, brachte man die sterblichen Ueberreste des großen Cuvier zur letzten Ruhestätte. Einige Tage vorher hatte der unbarmherzige Tod auch Herrn von Martignac dahingerafft, einen der geachtetsten Männer der Legitimisten-Partei. Das Begräbniß Casimir Periers fand am 19. mit außerordentlicher Pracht statt und die öffentliche Dankbarkeit errichtete ihm ein herrliches Mausoleum mitten auf dem östlichen Gottesacker auf einem Raume, den die

Stadt dazu schenkte. An seinem Grabe sprachen Bérenger, Bignon, Dupin und Choiseul und jeder äußerte sein Urtheil über den Bürger und Staatsmann. „Wie erhob sich Perier," fragte Royer-Collard, „mit einemmale zu dem ersten Range der Staatsmänner? Hat er Schlachten gewonnen oder langsam sein Leben durch wichtige Arbeiten berühmt gemacht? Nein; aber er hatte von der Natur die glänzendste und am wenigsten bestrittene Auszeichnung empfangen, einen bis zum Heldenmuthe energischen Charakter mit einem wunderbar ahnenden Geiste. Die Vorsehung hatte ihm diesen zweifachen Stempel aufgedrückt und es war ihm dadurch gegeben unter den Menschen sich auszuzeichnen als seine Zeit gekommen war. Die außerordentlichen Umstände, in denen wir leben, mußten eintreten, um Frankreich, Europa, der Nachwelt jenen hohen Beruf Periers zu enthüllen, den wir bis in die letzte Zeit nicht kannten und der ihm selbst unbekannt war. Aus einem Redner, der für die constitutionelle Freiheit sprach, wurde er Staatsmann und Chef des Cabinets in einer Revolution, die er nicht herbeigeführt hatte, wie er selbst oft gesagt und seine edelmüthige Rechtlichkeit und sein treffender Verstand brachten ihn alsbald zu der Ueberzeugung, daß wenn die Ordnung die Schuld jeder Regierung sei, besonders die einer neuen Regierung ist, für welche die Ordnung die wirksamste Bürgschaft der Sicherheit nach Außen wie ihrer Befestigung im Innern ist. Die Ordnung war also der Hauptgedanke Periers: der Friede sollte der Preis derselben sein und diesem großen Gedanken widmete er sich ganz. Ich sage, er widmete sich und das ist

der Heldenmuth. Auf jede Gefahr hin wollte er die Ordnung retten ohne zu beachten, daß er sich selbst dabei ins Verderben stürzte, ohne zu sicher auf den Erfolg zu rechnen, ohne den Blick nach dem Ruhme zu wenden, der sein Lohn sein mußte. Auf dieser edeln Laufbahn hat er, durch die Wünsche, durch das Vertrauen und den heldenmüthigen Beifall des Landes unterstützt, bis zum letzten Tage mit einer Unerschrockenheit gekämpft, die sich nie verleugnete; auch als seine Kräfte erschöpft waren, war es seine Seele noch nicht. Der Ruhm Periers ist rein und unantastbar. Wie ein Meteor trat er aus jenen Nebeltagen hervor, in welchen alles um uns her sich zu verdunkeln schien und er wird ewig dauern, denn er ist nicht das künstliche und vergängliche Werk einer Partei, der er gedient hat; er diente nur der Sache der Gerechtigkeit, der Civilisation und der wahren Freiheit in der ganzen Welt. Zu früh ist er unterlegen; mögen die guten Bürger, die Freunde der Menschheit, die er wieder vereinigt hat, sein Werk vollenden. „Wir wollen auf seinem Grabe die Fahne der Ordnung aufpflanzen, das wird die würdigste Huldigung sein, die wir seinem Andenken darbringen können."

Der Tod Casimir Periers ließ keine Lücke in der Regierung, weil er, ein arbeitsamer handelnder, aber nicht schöpferischer Mann, nur ein System fortgesetzt hatte, das unter der Einwirkung der Krone entworfen worden war. Sobald der König die Leitung der Regierung wieder übernehmen konnte, gab es für alle gleichzeitig Festigkeit und Mäßigung. Die auswärtige Politik hatte die unvorsichtigen Anstöße nicht mehr zu

fürchten und die Angelegenheiten Italiens, Belgiens, Polens gingen einer rationellern ruhigern Entwickelung entgegen, während im Innern die Gewandtheit des Königs den Aufstand in der Vendée ohne tiefe Erschütterung erstickte.

Man erinnert sich, daß die Herzogin von Berry, als sie sich aus Neapel entfernen mußte, gastliche Aufnahme in dem Schlosse zu Massa gefunden hatte, wo sie von der Wiedereroberung des Thrones des heiligen Ludwig für ihren Sohn träumte. Aber die Legitimisten waren getheilter Meinung über die Mittel, einen solchen Zweck zu erreichen. Einige wollten eine Intervention des Auslandes und dieser Gedanke herrschte in Holy-Rood vor; andere, unter ihnen der Herzog von Bellano und der Vicomte von Chateaubriand, gedachten auf dem legalen Wege zu bleiben. Eine kleine Anzahl endlich sammelte sich um die Herzogin von Berry und ermunterte sie die Provinzen zum Aufstande zu bringen. An der Spitze dieser letztern Partei standen der Marschall Bourmont, der Graf von Kergorlay, der Herzog von Escars und der Vicomte von Saint-Priest. Dieser Mangel an Einheit vermehrte die Streitigkeiten und Gefahren der Unternehmung; gleichwohl setzte Marie Caroline in unbedachtem Eifer und mütterlicher Begeisterung ihren unsinnigen Plan fort, der zu Ende des Winters 1831 entworfen worden war. Die französische Regierung erhielt bald Kunde von dem Entschlusse des kleinen Hofes von Massa-Carrara und Ludwig Philipp bemühte sich nun, der Landung der Herzogin von Berry in Frankreich sich zu widersetzen. Es widerstrebte seinem edeln Charakter, die Nähe seiner Gemahlin

den Gefahren eines politischen Prozesses und dem Hasse der Parteien auszusetzen. Seine dringenden Empfehlungen gingen deshalb dahin, „daß man einige Dampfschiffe in dem Mittelmeere auszurüsten habe, welche die Versuche der Herzogin von Berry beaufsichtigten; daß man auf alle verdächtige Fahrzeuge Jagd mache; wenn man sich der Herzogin bemächtige, sie sofort nach Corsica bringe und hier die Befehle der Regierung abwarte, welche der König selbst geben würde, d. h. Befehle sie zu ihrer Familie zurückzuführen und so den Wunsch Karls X. zu erfüllen."

Marie Caroline schiffte sich in Begleitung des Fräulein Lebeschü, des Marschalls Bourmont und seines Sohnes Adolph und der Herrn von St. Priest, von Mesnard und von Brissac am 24. April 1832 auf dem Carlo Alberto ein, der am 28. gegen Mitternacht an dem Leuchtthurme Planier erschien. Die Herzogin ging ohne Unfall ans Land, aber man erfuhr ihre Landung alsbald in Marseille und machte die nöthige Vorbereitung, um einem Aufstande zu widerstehen. In der Nacht vom 29. zum 30. April waren alle Posten verdoppelt, die Bewegung wurde leicht erstickt und der Graf von Kergorlay erkannt und verhaftet. Marie Caroline wollte sich nicht wieder einschiffen; sie entfloh, traurig zwar aber nicht entmuthiget, in den Wald, in eine ganz verfallene Hütte und bat endlich einen Republikaner um Aufnahme, indem sie ihm sagte: „ich bin die Herzogin von Berry." Der Republikaner nahm sie edelmüthig auf und schwieg. Am 2. Mai um fünf Uhr Abends kam die Herzogin in dem Schlosse des Herrn von

Bonrecueil an und am Abend des 9. wendete sie sich in Gesellschaft der Herrn von Mesnard, von Villeneuve und von Lorge gegen Westen, indem sie ihren Anhängern zum Abschiede zurief: „meine Herrn, nach der Vendée!“ Es lag indessen der Regierung daran, ohne sich weit von den Grenzen der Klugheit zu entfernen, energische Maßregeln zu ergreifen, um sich den Fortschritten der Legitimisten-Partei zu widersetzen. Die öffentliche Meinung, welche durch die Kühnheit der Mutter Heinrichs V. sehr bewegt war, fing an ihre Vorwürfe über die berechnete Duldsamkeit Ludwig Philipps zu wiederholen. „Wenn die Pairskammer die Strafbestimmungen gegen die Bourbons nicht genehmiget hätte“, sagten die patriotischen Journale, „so wäre sie die Mitschuldige der gefallenen Familie und wenn der König jede blutige Reaction gegen dieselbe verweigert, so sei es eben nur geschehen, weil er selbst eine Restauration mit Heinrich V. als König begünstigen wolle.“ Da man glaubte, die Herzogin von Berry befinde sich noch auf dem Carlo Alberto, so gab man Befehl dieses Schiff zu verfolgen und am 3. Mai wurde es von dem Dampfer „Sphinx“ erreicht. Mlle. Lebeschu, die Herren von St. Priest, Adolph von Bourmont, Kergorlay Sohn und Sala saßen bei Tische auf dem Verdecke als zwei Officiere erschienen, um die Schiffspapiere zu untersuchen und Mlle. Lebeschu für die Herzogin von Berry hielten, weil sie hager, klein und blond war wie diese. Die Nachricht wurde bald durch den Telegraphen nach Paris berichtet und die Shinx brachte den Carlo Alberto, der unter der strengsten Beaufsichtigung blieb, nach Ajaccio. Am 8. wurden die vier verdächtigen

Personen an Bord des „Nageur" nach Marseille befördert, als man aber die falsche Herzogin von Berry auf die „Bellona" bringen wollte, um sie nach Holy-Rood überzuführen, erkannte ein Adjutant des Königs, Herr von Houdetot, der von Toulon gekommen war um die Prinzessin zu sehen, den Irrthum und Mlle. Lebeschu wurde gefangen nach Marseille geschickt. Der Zweifel hatte aber doch so lange gedauert, daß Marie Caroline unaufgehalten in das Schloß Plassac bei Saintes hatte kommen können, wo sie die Schilderhebung für den 24. Mai bestimmte. Am 17. gegen neun Uhr früh begab sich die Herzogin in das Schloß La Reuille bei Montaigu und nach wenigen Tagen suchte sie verkleidet als Vendéer Bauer mit einer schwarzen Perücke und unter dem Namen Petit Pierre (der kleine Peter) mit Herrn von Mesnard eine Zuflucht in der Meierei Mesliers. So viel Muth sollte gleichwohl vor unübersteiglichen Hindernissen scheitern, denn die Herzogin von Berry war in falschen Vorstellungen über die Stimmung der Vendée befangen. Die aufgeklärtesten ihrer Anhänger sprachen sich offen mit ihr aus und bemüheten sich, übereinstimmend mit den Ausschüssen in Paris, sie zum Aufgeben einer tollkühnen Unternehmung zu vermögen. In Paris bestand noch immer eine Spaltung unter den Legitimisten. Seit der Niederlage in der Straße des Prouvaires waren die Verschwörer vorsichtiger zu Werke gegangen, aber der Widerstand der einflußreichsten Personen der Partei ließ einen für den 9. April vorbereiteten Aufstand scheitern, indem sie am Tage vorher Gegenbefehl gaben. Eine einzige Abtheilung von 35 M., welche keine Anzeige erhalten

hatte, war am 9. April auf ihrem Posten. Der König, sagt man, fuhr ohne Bedeckung durch sie ohne die Gefahr zu ahnen, welcher er entging. Unter dieser fortwährenden Unentschlossenheit erfuhren die Ausschüsse in Paris die Ankunft der Herzogin von Berry in der Vendée. Berryer erhielt den Auftrag sich zu ihr zu begeben, um sie von ihrem verderblichen Vornehmen abzubringen. Er wurde insgeheim in die Meierei Mesliers gebracht und in ein dunkeles verfallenes Gemach geführt, wo Marie Caroline auf einem wurmstichigen Bette lag; ein carrirter Shawl umhüllte sie; auf einem Tische neben ihr lagen Papiere und ein Paar Pistolen. Berryer, den dieser traurige und rührende Anblick tief ergriff, bot seine ganze Beredtsamkeit auf, um die Prinzessin zu bestimmen sich aus der Vendée zu entfernen; er redete die Sprache des Verstandes mit ihr und schilderte ihr die Gräuel des Bürgerkrieges, so wie die Unmöglichkeit des Erfolges. Die Herzogin gab endlich nach, aber am andern Tage hatte sie sich wieder anders besonnen und schrieb an den Baron v. Charette: „mein werther Freund, nehmen Sie Ihre Entlassung nicht, da der kleine Peter die seinige nicht nimmt.“ Der Beginn des Aufstandes wurde von neuem angeordnet und auf die Nacht vom 3. zum 4. Juni festgesetzt. Der Bürgerkrieg begann. Von beiden Seiten kamen Heldenthaten und beklagenswerthe Episoden vor. Die Herzogin von Berry selbst, die von Zufluchtsort zu Zufluchtsort verfolgt wurde, irrte in der Nacht in den Wäldern umher, wurde bald von ihrem Führer durch Sümpfe getragen, bald verbarg sie sich in einem Graben, um den ihr nachgesandten Soldaten zu entgehen.

Der carlistische Aufstand erbitterte alle Gemüther und man rief die ganze Strenge der Regierung gegen die Schuldigen auf. Die Patrioten in der Vendée verlangten sogar, daß man die Provinz in Belagerungszustand erkläre. Auf einen Bericht des Herrn von Montalivet wurde auch diese Maßregel zur Ausführung gebracht und die fünf Departements der untern Loire, Maine und Loire, der beiden Sèvres, der Vendée und Morbihan wurden von 50,000 M. umschlossen und abgesperrt. Außerdem fanden wichtige Verhaftungen statt und der Moniteur meldete, als wolle er der legitimistischen Partei beweisen, daß das Julikönigthum auf die Sympathien des Auslandes rechnen könnte, die Zusammenkunft des Königs der Franzosen und des Königs der Belgier in Compiègne, so wie die bevorstehende Vermählung der Prinzessin Louise von Orleans mit Leopold. Von diesem Augenblicke an durfte Marie Caróline nur noch daran denken, sich der Gefangenschaft oder gar dem Tode zu entziehen. Sie kam als Bäuerin verkleidet in Gesellschaft der Fräulein Eulalie von Kersabiec in die Stadt Nantes. Der Haß der Bewohner würde aber die Nachsuchungen der Regierung vereitelt haben, wenn nicht die Schlechtigkeit eines Verräthers das Geheimniß des Versteckes der unglücklichen Prinzessin verkauft hätte.

Kaum waren die Legitimisten bei dieser blutigen Schilderhebung unterlegen als die Republikaner die allgemeine Aufregung benutzten und sich anschickten den Kampf für ihre eigene Rechnung von neuem zu beginnen. Sie verloren den Muth nicht trotz ihrer zahlreichen Niederlagen. Uebrigens wollte die

Partei der Revolution, als sie sah, daß sie die Mehrheit nicht erhielt, ihren Verdruß zeigen und ihre sogenannten Beschwerden gegen das Königthum von 1830 vorbringen. Es erschien deshalb bald darauf der berühmte Rechenschaftsbericht an die Wähler, ewige Wiederholungen und aus der Luft gegriffene Beschuldigungen, welcher nach dem zu späten Geständnisse Odilon Barrots der größte Fehler der Opposition war. Dieses Programm, der Gegenstand einer heftigen Polemik in der Presse, war eine illegale und nichtconstitutionelle Handlung schon weil sie in Abwesenheit der Kammern durch einen Verein von Deputirten als solchen berathen und veröffentlicht wurde. Diese Drohung gegen das System sollte sich auch gar bald in bewaffneter Gewaltthätigkeit äußern. Die Gemüther befanden sich in diesem Zustande der Krisis und warteten nur auf ein Signal zum Kampfe als der Tod des Generals Lamarque Frankreich in Schmerz versetzte und den Republikanern die Gelegenheit bot, sich mit der Regierung zu messen.

Der General Lamarque war kein berühmter Soldat, obgleich Napoleon ihn auf dem Sterbebette zum Marschall von Frankreich ernannt hatte. Er hatte sich durch Muth und Rechtlichkeit, so wie durch seine Freiheitsliebe die Achtung aller Parteien erworben; sein Name war besonders den Polen, den Flüchtlingen, theuer, deren Sache er immer mit Wärme vertheidiget hatte. Als Redner der Demokratie besaß er eine männliche und malerische Beredtsamkeit nach Art der römischen Tribunen. Seine Popularität war aber auch unermeßlich groß und sein Tod, der am 1. Juni eintrat, brachte in Paris tiefe

Erschütterung hervor. Die Regierung theilte den Schmerz des Landes und es wurde eine glänzende Bestattung des berühmten Bürgers angeordnet, aber an dem kaum geschlossenen Grabe sollte der Haß der Parteien ausbrechen. Am 5. Juni erwachte die Hauptstadt in einer dumpfen Gährung und schon um neun Uhr früh umgab eine compacte und unruhige Menge das Sterbehaus in der Straße St. Honoré in der Nähe der Magdalenen-Kirche. In dem Augenblicke, als der Leichenwagen vor der Thür des Generals ankam, spannte man die Pferde aus und junge Leute trugen den Sarg auf die Bahre, während andere sich anspannten. So setzte sich der Zug in Bewegung. Die vier Zipfel des Leichentuches wurden von dem Marschall Clauzel, dem General Lafayette, dem Herrn Laffitte und Mauguin gehalten. Hinter dem mit dreifarbigen Fahnen geschmückten und mit Immortellenkränzen bedeckten Leichenwagen folgten die Mitglieder der beiden Kammern, die Nationalgarde und das Militair in Uniform, die Bürger-Artillerie, die Flüchtlinge aller Nationen mit ihren Fahnen, der Juli-Verein mit seiner umflorten und mit Immortellenkränzen geschmückten Fahne, die Rechts-, die medicinische, pharmaceutische und Handelsschule, die Schule von Alfort, jede mit einer Fahne, auf der man las: „dem General Lamarque". Endlich schlossen sich Corporationen von Arbeitern mit ihren Fahnen an; die der Buchdrucker hatte die Aufschrift: „die Buchdrucker dem General Lamarque, dem Vertheidiger der Preßfreiheit". In dieser unermeßlichen Menge von Bürgern aller Classen äußerte sich gleichzeitig die Huldigung gegen den Gene-

ral Lamarque wie eine unverkennbare Stimmung gegen die Regierung. Auch waren Maßregeln zum Angriffe auf der einen Seite und zum Widerstande auf der andern getroffen. Die Truppen, welche in den Casernen consignirt waren, standen mit dem Gewehr beim Fuß da; die Municipalgarde hatte Patronen erhalten; die Cavallerie hielt sich bereit zu Pferde zu steigen; Piquets der Nationalgarde standen vor den Mairien und in der ganzen Ausdehnung der Boulevards hatte man Stadtsergenten und Polizeidiener zur Erhaltung der Ordnung im Zuge aufgestellt; außerdem sollten auf das erste Lärmsignal Hilfsregimenter von Ruel, Courbevoie und St. Denis herbeikommen. Uebrigens hatte das Ministerium seinen Agenten die größte Vorsicht anempfohlen und angeordnet, daß sie dem Zuge kein Hinderniß in den Weg legten, um jeden Vorwand zur Aufreizung zu entfernen, daß sie sich streng auf der Defensive hielten und nur dann einschritten, wenn man über die Grenzen einer Leichenbestattung hinausgehe. Der Zug folgte den Boulevards und an der Friedensstraße hörte man Stimmen rufen: „um die Säule herum", worauf man den Wagen nach dem Vendomeplatz wendete. Der Wagen bewegte sich darauf langsam auf den Boulevards weiter und die Menge war wieder ruhig und still geworden. Bei der Richelieustraße riefen einige Stimmen: es lebe die Republik! und bei den ersten Versuchen zur Unterdrückung zerbrach man die Stühle auf den Boulevards, um sich gegen die Stadtsergenten zu vertheidigen. Von diesem Augenblicke an nahm der Lärm immer mehr zu und der Zusammenstoß begann bei dem Thore St. Denis. Alles erhielt

ein schreckliches Aussehen. Die Aufregung verbreitete sich mit der Schnelligkeit des elektrischen Funkens. An der Ecke der Templestraße erfolgte ein Begeisterungsausbruch bei dem Anblicke der Zöglinge der polytechnischen Schule, welche trotz dem Verbote sich eingefunden hatten und meist barhäuptig sich dem Zuge anschlossen.

Unter solchen unheilverkündenden Anzeigen gelangte der Zug auf die Austerlitzbrücke, wo er anhielt. Man stellte den Sarg auf eine Erhöhung, die man wegen der da zu haltenden Abschiedsreden gebaut hatte, denn der General Lamarque hatte in seinem Testamente verlangt, daß sein Leichnam nach dem Departement der Haiden gebracht und in der Familiengruft beigesetzt werde. Lafayette, der Marschall Clauzel und Mauguin sprachen traurige, ernste Worte; dann kamen die leidenschaftlichen Reden, eine Art Signal, das man erwartete. Es entstand ein furchtbares Geschrei und der Sturm brach los. Das Erscheinen einer rothen Fahne mit der Freiheitsmütze darüber erfüllte alle Herzen mit Grauen. Dieses grauenhafte Symbol schien die Rückkehr der Excesse von 93 anzukündigen und es reichte hin, die Hoffnungen der Republikaner zu vernichten. Gleichwohl war der Aufstand schrecklich und der Kampf erfolgte auf mehreren Punkten zwischen dem Volke und den Truppen. Man schlug dem General Lafayette vor, die Republik im Stadthause zu erklären, aber er versuchte zitternd und bewegt in dieser Unordnung die Gemüther wieder zu beruhigen. Da er seinen Wagen nicht fand, sprang er mit seinem Sohne in einen Fiacre, um sich so gefährlichen Anträgen zu entziehen. Man

spannte die Pferde des Fiacre aus und zog ihn unter dem Geschrei: es lebe Lafayette! es lebe die Republik! Der Aufruhr griff mehr und mehr um sich; überall wurde Generalmarsch geschlagen und von allen Seiten eilte die Nationalgarde herbei, um die Gefahren der Linientruppen zu theilen.

Sobald Ludwig Philipp in St. Cloud Nachricht von der Wichtigkeit der Ereignisse erhielt, sagte er zu der Königin: „ich gehe nach Paris. Was ist Deine Absicht?" „Dich überall zu begleiten", antwortete sie und der König brach nach neun Uhr Abends mit einigen Officiren auf, ohne zu warten bis die Escorte bereit sein würde. Unterweges wurde er von dem Zurufe begrüßt: es lebe der König! und überall hörte man die Bauern sagen: der wenigstens fürchtet sich nicht. Ehe der König in die Tuilerien hinaufging, besuchte er den Posten der Nationalgarde und der Linie, dann erschien er vor der ersten Legion der Nationalgarde und einigen Compagnien Linien-Infanterie, welche auf dem Carrousel bivouakirten. Sobald er sich zeigte, äußerte sich ungeheuchelter Enthusiasmus. „Daß ich nicht alle Straßen so durchwandern kann!" sagte er; „meine Gegenwart würde mehr thun als die Flintenschüsse. Aber man greift mich an und ich muß mich vertheidigen. Uebrigens fürchten Sie nichts, Freunde; es ist Alles hoffentlich nur wenig, denn wir haben das Volk für uns." Auf die Nachricht von der Ankunft des Königs begaben sich die Minister, welche bei dem Stabe der Nationalgarde versammelt waren, in die Tuilerien und um Mitternacht begann der Ministerrath. Man sprach davon Paris in Belagerungszustand zu erklären, aber

der Widerstand der Krone verschob die Lösung dieser wichtigen Frage auf den nächsten Tag. Um sechs Uhr gab der König den Befehl ihm ein Pferd zu satteln, damit er die Straßen in der Stadt besuchen könne. Die Nationalgarde der Bannmeile war in der Nacht in Paris angekommen; der König musterte sie, richtete wohlwollende Worte an sie und wurde durch den einmüthigen Ruf begrüßt: „es lebe der König! Nieder mit den Carlisten! Nieder mit den Republikanern!"

Mittags verließ der König die Tuilerien, um durch die Hauptstadt zu reiten. In Begleitung des Herzogs v. Nemours, der Minister des Krieges, des Innern und des Handels, des Marschalls Gerard, aller Adjutanten und Ordonnanzofficiere und mehrerer Pelotons Carabiniers, Dragoners und Nationalgarden zu Pferd musterte er zuerst die Truppen auf dem Eintrachtsplatze und den elysäischen Feldern. Von da ritt er auf den Boulevards hinab, durch die Vorstadt St. Antoine bis an die Thron-Barrière und dann auf den Quais hin, um in seinen Palast zurückzukehren. Dieser Ritt dauerte zwei Stunden unter dem lebhaftesten Zurufe. Bei dieser Gelegenheit gab Ludwig Philipp einen Beweis von dem Muthe, den er bei Jemmapes gezeigt hatte. Er wußte recht wohl, unter welche Gefahren er sich wagte, denn die Kugel eines feigen Mörders konnte ihn erreichen und in seinen Zügen verrieth nichts eine besondere Erregung. Bei der Straße Blanche-Mibray fiel ein Schuß ganz in seiner Nähe und als man ihm sagte, daß er sich zu sehr aussetze, antwortete er: „meine Kinder sind meine besten Cuirasse." Ueberall wurde der König durch den Ruf begrüßt:

„es lebe der König! Nieder mit der Republik!" und mehrmals sagte er zu dem Volke: „lieben Freunde, man hat mich beschuldiget, ich sei nach der Grenze entflohen; um mich zu rechtfertigen erscheine ich unter Euch." Unterweges ritt der König zu einem tödtlich verwundeten Nationalgardisten, der auf einer Matratze lag. „Sire", sagte der Tapfere zu ihm, „ich habe für mein Vaterland, für die Freiheit und für den König gekämpft; ich habe mehrere Kinder, die ich Ihnen empfehle." — „Ich nehme sie alle an", antwortete der König und er ließ durch einen Adjutanten den Namen des Mannes aufschreiben. Die Minister erwarteten Ludwig Philipp als er zurückkam. Er führte den Vorsitz in der Versammlung als ein Adjutant ihm die Ankunft der Herren Arago, Laffitte und Odilon Barrot meldete, welche um die Ehre einer Unterredung baten. Trotz den Gegenbemerkungen einiger Personen in seiner Umgebung empfing er sie zu einer Privataudienz. Da erlaubte sich Laffitte, ehe er über die Schwelle des Cabinets des Königs trat, in dem ihm eigenen leichtfertigen Tone zu sagen: „halten wir uns gut; er wird versuchen uns zum Lachen zu bringen." Vor allem fiel den drei Männern der ruhige Gesichtsausdruck des Königs auf. Er ersuchte sie Platz zu nehmen und setzte sich selbst nieder. Odilon Barrot begann mit den Worten: „Unser Schritt bei Ew. Maj. wird, wir wissen es, falsch ausgelegt werden; in der Ueberzeugung aber von der Rechtlichkeit unserer Gesinnungen erscheinen wir, um mit Ihnen von den beklagenswerthen Ereignissen zu sprechen, welche die Hauptstadt mit Blut beflecken. Das Publikum kennt unsern

Schritt nicht. Wir bringen also weder Bedingungen noch Vorstellungen; wir wollen nur den Schmerz der Ihnen treu ergebenen guten Bürger Ew. Maj. ans Herz legen. Auch möchten wir Sie bitten, die Gewaltmaßregeln nicht zu genehmigen, welche man Ihnen vorschlagen wird. Auf diesem Wege, erlauben Sie uns es offen auszusprechen, ist es schwer innezuhalten. Sie werden im Namen der Gesetze siegen, aber dieser Sieg wird schmerzlich, — durch französisches Blut erkauft sein."

Der König. Und an wem liegt die Schuld? Einige Elende haben meine Regierung angegriffen; sollte ich mich nicht vertheidigen? Uebrigens weiß ich nicht, welche Nachrichten Sie vielleicht eingezogen haben. Ich meines Theils glaube, daß der Widerstand aufhören wird; die Kanonen, welche Sie jetzt hören, sind die, welche man vorrücken ließ, um ohne großen Menschenverlust das Kloster St. Merry zu nehmen, in welchem die Aufrührer sich eingeschlossen hatten.

Odilon Barrot. Sie sind Sieger, Sire, dulden Sie nicht, daß man den Sieg mißbrauche; Gewaltthat nach dem Kampf könnte neue Unfälle herbeiführen.

Der König. Ich habe Paris durchritten und da ist mir oftmals zugerufen worden: Sire, schnelle Justiz! Gleich nach meiner Zurückkunft habe ich Herrn Barthe diesen Wunsch des Volkes mitgetheilt. Er antwortete mir, wenn man ein außerordentliches Assisengericht halte, könnten die Angeklagten noch vor vierzehn Tagen vor den Geschworenen sein. Dies gnügt, glaube ich. Die Gerechtigkeit wird also ihren regelmäßigen Verlauf haben, ohne Gewaltthat irgend einer Art.

Laffitte. Es genügt nicht zu strafen, Sire, man muß auch auf Mittel denken, die allgemeine Aufregung zu beruhigen. Die Regierung kann nicht blos durch die materielle Macht, sondern auch und vor Allem durch die moralische Macht, durch die Liebe der Nation fortschreiten. Das Land ist mit dem Gange der Angelegenheiten nicht zufrieden und dies allein ist die Ursache der Ruhestörung.

Der König. Nichts hat mich um die Liebe des Landes bringen können; die Presse bestrebt sich täglich durch Lügen und Verleumdungen sie mir zu entziehen.

Arago. Das System der Regierung veranlaßt alles Unheil und das System muß geändert werden. Frankreich hatte alle Folgen der Revolution übernommen. Fast alle Mitglieder der Opposition wollten eine Monarchie, aber eine populäre.

Laffitte. Sagen Sie: Alle; die ganze Opposition ist einstimmig, daß das Julikönigthum zu erhalten sei.

Der König. Ich bin sehr erfreut, daß auch die Herren Cabet und Garnier Pagès so denken.

Arago. Es giebt jetzt drei Parteien, aber das ministerielle System giebt der republikanischen Kraft und ich klage dessen das Ministerium an. Wir brauchen ein liberaleres System im Innern und nicht so große Schwäche und Nachsicht gegen das Ausland. Dann werden Volk und Fürst fest verbunden sein. Das jetzige System ist gefährlich für den König, für seine Familie und für das Vaterland.

Der König. Es liegt etwas Wahres in dem was Sie sagen; meine Popularität ist vielleicht erschüttert, aber davon

trägt die Schuld nicht meine Regierung, es ist die Folge der Verleumdungen und gehässigen Manöver, durch welche Republikaner und Legitimisten mich herunterbringen wollen. Die Presse greift mich mit unerhörter Frechheit an. Ich werde heftig beleidiget und nur wenig oder schlecht vertheidiget. Ich habe aber meinen Entschluß gefaßt und stütze mich dabei auf mein Gewissen. Ist man nicht so weit gegangen, daß man behauptete, ich sympathisire mit den Carlisten! Gehen Sie bis zur Entstehung des Hauses Orleans zurück und Sie werden unter seinen fortwährenden Feinden die Ahnen derer finden, welche heute die Anführer der carlistischen Partei sind. Man sagt, ich sei ehrgeizig, strebe unersättlich nach Reichthümern und wolle einen glänzenden Hof haben. Aber ich bin durch alle Stufen des Lebens gegangen und könnte sagen:

„Glücklich der, dem sein bescheidenes Schicksal gnügt!"

Ich bin König geworden, weil ich allein im Stande war Frankreich vor dem Despotismus und der Anarchie zu retten. Immer habe ich den Bourbons der ältern Linie opponirt und Niemand ist mehr ihr Feind als ich; es ist also unsinnig, anzunehmen, ich hätte die Absicht mit ihnen zu unterhandeln. Das Programm vom Stadthause ist eine schändliche Lüge. Ich berufe mich auf Herrn Laffitte. In einer Rede am Sarge Lamarques hat Jemand, den ich nicht kenne, von feierlich angenommenen und dann schmählich vergessenen Verpflichtungen gesprochen; das ist falsch. Ich habe nichts versprochen und von Rechtswegen hatte ich nichts zu versprechen. Die Revolution erfolgte unter dem Rufe: es lebe die Charte! Das Volk verlangte sie. Sie

ist durch Aufhebung des 14. Art. verbessert worden. Sobald ich zum Throne gelangte, nahm ich das System an, das mir gut zu sein schien; ich halte es heute noch für gut. Beweisen Sie mir, daß ich mich irre und ich ändere es; außerdem bleibe ich dabei, denn ich bin ein Mann von Ueberzeugung; eher kann man mich in einem Mörser zu Pastetenfleisch zerstoßen als mich gegen meine Meinung mit fortreißen. Ich habe keine Umgebung; es ist dies vielleicht Eitelkeit, aber ich unterliege auch keinem Einflusse. Ich halte mein System für vortrefflich; beweisen Sie mir das Gegentheil.

Arago. Die Erfahrung hat es bereits bewiesen. Die Keckheit der Carlisten, der politische Haß, der Bürgerkrieg in der Vendée und in Paris sind die Verdammung des Systems vom 13. März. Unsere Lage hat sich verschlimmert. Einige junge Leute haben den Versuch gemacht Ihre Regierung zu stürzen, weil sie auf die Unzufriedenheit des Volkes rechneten; vor fünfzehn Monaten hätten sie es nicht gethan.

Der König. Ich habe Paris durchritten und nie einmüthiger und stärker: es lebe der König! rufen hören. Nie bewies die Nationalgarde mehr Aufopferung.

Arago. Ich habe die Nationalgarde gesehen; sie wollte die Anarchie bekämpfen, wünschte aber eine Aenderung des Systemes. Meine Meinung ist allerdings nur die eines gemeinen Nationalgardisten und sie hat folglich wenig Gewicht; in dem Munde eines Obersten könnte sie schwereres haben.

Der König. Ich verstehe Sie.. Ich habe nie begreifen können, aus welcher Laune Casimir Perier dem Wunsche der

zwölften Legion hartnäckig entgegentrat. Das System, welches Sie das vom 13. März nennen, ist nicht vom 13. März; ich habe es nach reiflicher Ueberlegung angenommen als ich den Thron bestieg. Man hat es immer befolgt, selbst unter Herrn Laffitte.

Laffitte. Ew. Maj. irren, ich weise jede Gleichstellung mit dem Ministerium Perier zurück. Allerdings hatten die Maßregeln gegen meinen Willen größere Aehnlichkeit als ich es wünschte, aber ich berufe mich auf die Reden, welche ich mit Ihrer Bewilligung gehalten habe.

Der König. Die Ansichten waren dieselben. Die Regierung hat immer die eine Richtung befolgt, weil sie nach reiflicher Ueberlegung angenommen worden war. Zeigen Sie mir ihre Unzuträglichkeiten, denn in Ihrem Rechenschaftsberichte habe ich keine gefunden.

Arago. Kleine Ursachen hätten sonach sehr große Wirkungen gehabt, denn die bezeichneten Fehler haben die Abneigung des Landes herbeigeführt. Die systematische Auflösung der Nationalgarden in den patriotischesten Städten, in den Grenzstädten, hat viele Sympathien vernichtet. In Perpignan gab es nicht einmal einen Vorwand. Es war dies eine Laune des Präfecten, welcher Casimir Perier schmeicheln wollte.

Odilon Barrot. In Grenoble sind die Fehler der Regierung zahlreich und unverzeihlich gewesen.

Der König. Man hat die ungerechtesten Andeutungen über diese Sache verbreitet; man hat die Behörde und das 35. Regiment verleumdet. Man sollte die Regierung herab-

ziehen lassen, nicht wahr? Man sollte dulden, daß man ungestraft die Gestalt des Königs unter dem Bilde eines Thieres herumführte, das man schlachtete! Und weil tapfere Soldaten die Vertheidigung des Königs, der Gesetze und der Ordnung übernahmen, hat man sie getadelt und wie Mörder behandelt!

Odilon Barrot. Man hat die Carlisten geschont und mit ihnen unterhandelt; das ist ein schwerer Fehler. Wir haben oft verlangt, daß man die Gesetze gegen die aufrührerischen Carlisten im Westen in Anwendung bringe und die Carlisten aus der Verwaltung entferne. Statt dieses zu thun, hat man den Bandenführern sogar sicheres Geleit gegeben.

Der König. Niemals.

Odilon Barrot. Ihre Minister haben es auf der Rednerbühne zugestanden.

Der König. Sie mögen gesagt haben was sie wollen, ich bleibe dabei, daß sicheres Geleit verweigert worden ist.

Odilon Barrot. Man hätte den Belagerungszustand in den vier Departements und große Kosten vermeiden können.

Der König. Ich habe nie den Maßregeln widersprochen, die gegen die Carlisten vorgeschlagen worden sind. Dupont von der Eure hat sie nicht geschont. Ich glaube nicht, daß es einen in der Armee giebt. In dem Finanzdepartement mag es einige geben, aber Herr Laffitte weiß, wie gefährlich und schwierig Veränderungen in diesem Verwaltungszweige sind. Die Beschuldigung, daß ich die Carlisten begünstige, hat mich am meisten überrascht, denn die Auswanderung hat es mir nie verziehen, daß ich mich weigerte, die Waffen gegen Frankreich zu

führen. Ich zögerte den Vorschlag Bricquevilles zu billigen, allerdings, aber das hieß 600,000 Frcs. Rente, die der verbannten Familie gehörte, confisciren und es widerstrebte mir, dies zu unterzeichnen. Die Ehre Frankreichs verlangt, daß jene Familie nicht genöthiget werde, das Ausland um Almosen anzusprechen. Gleichwohl habe ich, trotzdem daß die Herzogin von Berry die Nichte der Königin ist, Befehl zu ihrer Verhaftung gegeben; aber Blut will ich nicht. Erinnern Sie sich, was ein Conventsmitglied gesagt hat: „man hat Karl I. den Kopf abgeschlagen und die Stuarts kehrten zurück; man begnügte sich Jacob II. zu verbannen und die Stuarts verschwanden für immer aus England." Mein Vater beging trotz meinen Bitten den Fehler, indem er für den Tod Ludwigs XVI. stimmte, der Revolution blutige Pfänder geben zu wollen; ich gedenke nicht nachzuahmen.

Arago. Der Mangel an Würde dem Auslande gegenüber, die Muthlosigkeit des Ministeriums, seine geringe Sorge für die Nationalehre hat das Volk am meisten verstimmt. Die Preußen waren durch feste Worte aufgehalten worden und die Oesterreicher würden nicht in Italien eingerückt sein, wenn man dieselbe Sprache gegen sie geführt hätte.

Der König. Sie sprechen von unserer Drohung gegen Belgien; aber diese Drohung konnte nicht großen Effect machen; denn wissen Sie, wie viel wir damals Truppen hatten? Wir hatten achtundsiebenzigtausend Mann, die Armee in Algier mitgerechnet, achtundsiebenzigtausend, nicht mehr; und damit wollten Sie einen Krieg anfangen?

Arago. Das reichte bei der damaligen Begeisterung des Volks hin. Sobald die Regierung Frankreichs das Vertrauen des Volks genießt, kann sie immer eine kraftvolle Sprache führen. Die ungeeigneten Worte des Herrn von Saint-Aulaire haben ein allgemeines Mißvergnügen erregt. Er hat um Gnade für den König der Franzosen gebeten!... Und das beim Papst!

Der König. Nicht so laut, Herr Arago... Die Sprache des Herrn von Saint-Aulaire scheint einigen Tadel zu verdienen, aber da man ihm dies bemerklich machte, antwortete er, daß es auf andere Weise nicht möglich gewesen wäre zum Ziele zu gelangen. Uebrigens sind wir es nicht, die Concessionen gemacht haben, man hat uns welche gemacht. Man hat uns Alles zugestanden, was wir verlangt haben und was man uns anfänglich nicht bewilligen wollte; wir haben die Fremden dahin gebracht das zu thun, was sie nicht thun wollten. So sind zum Beispiel die belgischen Angelegenheiten in wenigen Tagen geordnet worden. Der König von Holland mußte wohl unterschreiben. Wir haben den Kaiser von Rußland dazu vermocht, in die Lostrennung Belgiens zu willigen und doch hatte er anfänglich ganz bestimmt erklärt, daß er niemals darein willigen werde.

Arago. Dieser Vortheil wurde aber nur um den Preis erlangt....

Der König (ihn unterbrechend). Die belgische Frage ist daher so gut wie erledigt. Die italienische durchblicke ich ebenso deutlich. Ich weiß selbst noch nicht, wie sie ausgehen werde; denn es ist nicht leicht einen Papst vernünftig zu machen.

Uebrigens befindet sich unter allen europäischen Nationen Frankreich noch in der günstigsten Lage, denn die andern haben alle revolutionäre Elemente in sich und doch haben sie um diese zu bewältigen, nicht das Zeug eines Herzogs von Orleans. Frankreich und England können nur bei einer freien Presse regiert werden. Ich kenne ihre Uebelstände; ich weiß auch, daß die Nachsicht der Jury viel Böses erzeugt, aber ich erblicke kein Heilmittel dafür. Wenn auch Casimir Perier in einem Anfall von Zorn Ausnahmsgesetze vorschlug, so habe ich mich doch diesen immer widersetzt. Die deutschen Fürsten wollen die Censur; warten wir den Ausgang ab.

Odilon Barrot. Wir besorgen die Zeit Ew. Maj. zu mißbrauchen.

Der König. Ich bin ein constitutioneller König und muß Jedermann hören, das ist meine Pflicht; habe ich doch den Herren Mauguin und Cabet Gehör gegeben! Ich kann daher nur mit Vergnügen drei Männer bei mir sehen, zu denen ich in vertraulichen Beziehungen gestanden habe und die mich die Wahrheit mit weniger Bitterkeit kennen lernen können.

Odilon Barrot. Ew. Maj. halten das System für vollkommen, und wir, wir denken das Gegentheil davon; es ist daher fruchtlos diese Unterhaltung zu verlängern.

Der König. Ich halte das System für vortrefflich, bis nicht das Gegentheil bewiesen wird und ich werde es nicht ändern. Meine Absichten sind rein; ich will das Glück Frankreichs; niemals habe ich mich gegen dasselbe bewaffnet. Die ganze Schwierigkeit kommt daher, daß man mir nicht Gerech-

tigkeit widerfahren läßt; daher, daß das Uebelwollen und die Verleumdung darauf ausgehen, mich niederzuwerfen. Wohne ich dem Conseil bei, so schreien die Journalisten, daß der Staat verloren sei und daß es keine constitutionelle Regierung mehr gebe. Dennoch bin ich es nicht, der illiberale Anordnungen ergreifen lassen wird. Diesen Morgen zum Beispiel hat man vorgeschlagen den Belagerungszustand zu erklären; ich habe nicht beigestimmt; die Gesetze gnügen und ich will nur nach den Gesetzen regieren; man wird mich nie von dieser Regel abweichen sehen.

Die drei Deputirten. Wir wünschen Ew. Majestät hierzu Glück!

Der König. In Ihrem Rechenschaftsbericht klagen Sie mich an unersättlich nach Reichthümern zu sein.

Arago und Odilon Barrot (zugleich). Sire, das steht nicht in dem Rechenschaftsbericht, wir sind dessen gewiß.

Laffitte. Meine Herren, bestehen Sie nicht darauf, es steht darin.

Der König. Sie sehen, daß Herr Laffitte sich dessen erinnert. Sie klagen mich an Reichthümer auf Reichthümer häufen zu wollen.

Arago. Wir haben nur gesagt, daß die Minister eine zu beträchtliche Civilliste für Ew. Majestät verlangt hätten; das war unsere Absicht.

Der König. Ich kenne nicht die Absichten, ich kenne nur die Thatsachen.

Odilon Barrot. Auf Seiten der Patrioten sind Aufregung, Abneigung und Entmuthigung, während die Carlisten voll Kühnheit sind. Ich bitte Ew. Majestät die Ursache hiervon zu ergründen und die Abhülfe zu schaffen. Es ist vielleicht noch Zeit dazu. Der Augenblick ist dazu selbst gelegen, weil Sie so eben den Aufstand besiegt haben. Ew. Majestät können uns vertrauen, denn wir werden alle Drei blos durch unsere Anhänglichkeit für Frankreich und für Ew. Majestät bewegt. Herr Arago beabsichtigt nur die Politik zu verlassen, um sich den Wissenschaften, die ihn berühmt gemacht haben, ausschließlich zu widmen; Herr Laffitte ist nur allzu sehr entzaubert von dem Besitz der Macht und ich bin bereit es mit meinem Blute zu unterschreiben, daß ich keinerlei Anstellung in Ihrer Regierung wünsche und überglücklich bin, in mein Cabinet zurücktreten zu können, um mich ohne Abhaltung den Arbeiten zu widmen, die mir Unabhängigkeit und Glück gewährt haben.

Der König (Odilon Barrot auf die Schulter klopfend). Herr Barrot, ich nehme die Entsagung, die Sie mir anbieten, nicht an.

Odilon Barrot. Sire, sehen Sie in uns blos uneigennützige Männer, welche Ihnen die Meinung aufrichtiger und gemäßigter Patrioten ausdrücken. Sie sind dahin gebracht, durch die Freiheit und mit der Freiheit zu regieren, nehmen Sie alle Folgen dieser Stellung auf sich.

Der König. Das ist meine Absicht und das was ich thue. Ich werde nichts ändern, denn ich ändere niemals ein System, als bis man mir nachgewiesen hat, daß ich mich im

Irrthum befinde. Ich habe mich nur einmal von diesem Gebrauche entfernt, das war bei Gelegenheit meines Wappens. Ich hing an den Lilien, weil sie mein waren; weil sie eben so wohl mein Eigenthum als das des ältern Zweiges waren; weil sie zu allen Zeiten eine Zierde auf unsern Wappenschilden gewesen sind. Man hat ihre Abschaffung verlangt; das war eine Thorheit. Ich habe lange widerstanden, selbst den dringenden Vorstellungen des Herrn Laffitte; ich habe zuletzt dem Andringen nachgegeben. Aber was wollten Sie mir eigentlich vorschlagen?

Arago. Ein Justemilieu zwischen dem System des 13. März und der Republik.

Odilon Barrot. Eine Proclamation, durch welche Ew. Majestät, indem Sie Frankreich die ernsten Ereignisse dieser beiden Tage mittheilten, von neuem und offenherzig Ihre Sympathien mit den Grundsätzen der Julirevolution aussprächen, würde, meiner Ansicht nach, eine ungemeine Wirkung hervorbringen!

Der König. Ein constitutioneller König kann sich unglücklicher Weise nicht auf der Tribüne aussprechen. Meine Gefühle kann ich persönlich nur kund geben, wenn ich reise und Sie werden bemerkt haben, daß ich solche Gelegenheiten nie ungenützt vorübergehen lasse.

Laffitte. Ich ziehe mich von dem tiefsten Schmerz durchdrungen zurück, weil ich an die Aufrichtigkeit von Ueberzeugungen glaube, die mir noch weit größere Uebel als unvermeidlich erscheinen lassen. Ich fürchte sie für Frankreich und mehr

noch für den König. Alles Schlimme kommt von der verschiedenen Weise her, in der die Julirevolution beurtheilt wird. Die Einen haben darin nur die etwas verbesserte Charte von 1814 und einen bloßen Wechsel von Personen erblickt; die größere Zahl und unter dieser mindestens die kräftigsten Männer betrachteten sie als einen Triumph des volksthümlichen Systems und eine völlige Vernichtung der Restauration. Seit langer Zeit hat die Presse gegen das System des 13. März protestirt; denselben Protest verkündete durch ihre bloße Anwesenheit die zahllose Menge, die sich bei dem Begräbniß des General Lamarque zusammenfand, eine Masse, die aus allen Ständen, aus allen Vermögensclassen, aus Soldaten, Bürgern, der Jugend, dem Volk, der Nationalgarde bestand; und wenn am folgenden Tage fünfzehn- oder zwanzigtausend Mann dieser Bürgersoldaten sich meldeten, um der Regierung ihre Unterstützung anzubieten, so geschah es, weil ihre Existenz selbst bedroht war. Man hatte das System des 13. März vergessen, um nur an das Julikönigthum zu denken.

Der König. Herr Laffitte, ich will Ihnen gern glauben, aber Sie täuschen sich. Das System des 13. März, wie Sie es zu nennen belieben, hat nur die Republikaner und die Carlisten wider sich.

Laffitte. Dieses System hat uns den Bürgerkrieg gebracht und darin liegt seine Verurtheilung. Befänden sich seine Gegner selbst in der Minorität des Landes, so besitzt doch diese Minorität eine solche Energie, daß sie nicht gering geschätzt werden darf. Die moralische Kraft ist mehr werth als Kanonen

und Bajonette. Die guten Bürger können sich der lebhaftesten Besorgniß für das Königthum, das ihnen theuer ist und das durch ein mit den Franzosen unverträgliches System compromittirt wird, nicht entschlagen.

Odilon Barrot. Ist Ludwig Philipp ein quasilegitimer oder ein durch den Nationalwunsch legitimirter König? Ist er gewählt worden, weil er ein Bourbon oder obgleich er ein Bourbon ist? Das ist die Frage. Wenn Sie, anstatt den Verirrungen der Restauration zu folgen, es so verfügten, daß alle Autoritäten, alle Institutionen denselben Ursprung wie Sie selbst hätten, so wäre das eine Ehe zwischen Frankreich und Ihrer Dynastie ohne die Möglichkeit einer Scheidung. Weil Sie anders denken, so werden Sie den Versuch fortsetzen; aber die Freunde des Landes und Ew. Majestät können dem nur mit Aengstlichkeit zusehen.

Der König. — Ich werde bei dem beharren, was ich als das Glück meines Landes betrachte, und ich habe die feste Ueberzeugung, daß, wenn die Leidenschaften sich beruhigt haben werden, man erkennen wird, daß ich am Wahren und am Rechten festgehalten habe. Mein Leben gehört meinem Lande, ich weiß, was ich ihm schuldig bin und was ich ihm versprochen habe. Sie wissen meine Herren, ob ich gegen meine Versprechungen oder meine Schwüre fehle.

Ludwig Philipp entließ die drei Deputirten in freundlicher Weise und bezeichnete diese Unterhaltung gegen einige vertraute Personen mit den Worten: „Herr Odilon Barrot

war sententiös und sanft; Herr Laffitte feierlich, und Herr Arago ungemein lebhaft.

Während dieser Zeit erdröhnten noch immer die Kanonen, aber der Aufstand neigte sich zu Ende. Scenen des Gemetzels und des Heldenmuthes ereigneten sich beim Kloster Saint-Merry, in der Straße Saint-Martin; die Nationalgarde bewies einen ausgezeichneten Muth und der Sieg blieb der Regierung. Die Bevölkerung bewahrte eine tiefe Erinnerung an die Schrecken und den Haß dieser verhängnißvollen Tage, und das Ministerium, durch die wachsende Kühnheit seiner Feinde erzürnt, trieb die Strenge seiner Rache fast bis zur Willkür. Ein Verhaftsbefehl ward gegen Armand Carrel geschleudert; mehrere Journale wurden mit Beschlag belegt; man schonte nicht die Behausung der angesehensten Männer; zahlreiche Verhaftungen fanden statt; überdies verfügten drei Ordonnanzen die Auflösung der polytechnischen Schule, der Thierarzneischule von Alfort und der Artillerie der Pariser Nationalgarde; hierauf ordnete man, nachdem die Ruhe bereits wieder hergestellt war, auf den Rath des Herrn Thiers, ungeachtet der Einwendung des Königs, den Belagerungsstand an. Es gehörte nicht weniger als ein Einspruch des Cassationshofes dazu, um dem Cabinette das Unpassende einer solchen Maßregel begreiflich zu machen und die für einen Augenblick eingerichteten Kriegsgerichte machten der Jury Platz, vor welcher nun die Angeklagten des Juni erschienen.

Während sich so die Schwierigkeiten um den Thron her vervielfältigten, beendete der Herzog von Orleans eine zu einem

politischen Zwecke in die Departements unternommene Rundreise. Schön, in vollem Glanze der Jugend, bereits die Hoffnungen erfüllend, die sein Jünglingsalter verheißen hatte, angenehm ohne Affectation, herablassend mit Würde war der junge Prinz nach Popularität begierig. Er kam Ende Juni nach Paris zurück, fünf Wochen später wohnte er der Hochzeit einer geliebten Schwester, der Prinzessin Louise*) mit Leopold von Sachsen-Coburg, König der Belgier bei. Diese Hochzeit wurde zu Compiègne am zweiten Jahrestage der Julirevolution glänzend gefeiert. Es fanden dabei große Festlichkeiten statt, und man sah den majestätischen Pomp, die Pracht der alten Monarchie wieder aufleben. Beinahe zur selben Zeit beschäftigten zwei bemerkenswerthe Ereignisse die öffentliche Aufmerksamkeit. Der Staatsanwalt machte einen Proceß gegen die Saintsimonisten anhängig, der sich durch die seltsamsten Vorkommenheiten auszeichnete.

Es gab ein lehrreiches Schauspiel ab, ernsthafte Männer von unbestreitbarem Verdienste zu sehen, die vor der richterlichen Würde mit einer Beredtsamkeit, welche einer besseren Sache werth gewesen wäre, Meinungen entfalteten, welche die ganze Ideenverwirrung kund gaben, in welche die Gesellschaft durch die Julirevolution gerathen war. Die Verurtheilung der Herren Enfantin, Duveyrier und Michel Chevalier gab das Signal zur Auflösung der saintsimonistischen Schule.

---

*) Louise Marie Therese von Orleans ward zu Palermo den 3. April 1812 geboren.

Am 30. Juli berichtete der Telegraph nach Paris eine Nachricht, welche alle Hoffnungen der Imperialisten zerstörte; der Tod hatte im Schlosse von Schönbrunn die langen Leiden des Herzogs von Reichstadt beendet, und auf seinem in die Kapuzinergruft, diese demüthige Grabstätte der Cäsaren gesenkten bronzenen Sarge erzählt den Besuchenden folgende Inschrift in einfachen und rührenden Ausdrücken seine an den Stufen eines Thrones so glorreich begonnene und in der Verbannung so traurig beendete Laufbahn.

„Zum immerwährenden Andenken an Joseph Franz Karl Herzog von Reichstadt, Sohn Napoleons, Kaisers der Franzosen und der Marie Louise Erzherzogin von Oesterreich, geboren zu Paris den 20. März 1811, an seiner Wiege mit dem Namen eines Königs von Rom begrüßt; ward in der Blüthe seiner Jahre, begabt mit den vorzüglichsten Eigenschaften des Geistes und des Körpers, von hohem Wuchs, edeln und angenehmen Zügen, einer vollendeten Anmuth in der Sprache, in den Kriegswissenschaften gründlich unterrichtet, von einer unheilbaren Schwindsucht ergriffen und vom Tode ereilt zu Schönbrunn, nahe bei Wien den 22. Juli 1832."

Achtes Kapitel.

Rückkunft des Herrn von Talleyrand. — Ministerielle Krisis. — Scene zwischen dem König und Herrn Dupin. — Ministerium vom 11. October. — Die Assisen von Blois; Herr Berryer; sein Proceß und seine Freisprechung. — Brief der Herzogin von Berry an die Königin der Franzosen. — Deutz; sein Verrath. — Verhaftung der Herzogin von Berry; sie wird in die Citadelle von Blaye gebracht. — Attentat am Pont-Royal. — Thronrede. — Die Deputirten in den Tuilerien. — Proceß der Herrn Bergeron und Benoist; doppelte Freisprechung. — Feldzug in Belgien; Belagerung von Antwerpen. — Der Herzog von Orleans in der Tranchée. — Glückliche Folgen der Einnahme von Antwerpen. — Die belgische Nation spricht der französischen Armee ihren Dank aus. — Verlegenheit der Regierung in Betreff der Herzogin von Berry. — Die Herren Orfila, Auvity, Gintrac und Barthez zu Blaye. — Die Herzogin von Berry erklärt ihre Heirath mit dem Grafen Lucchesi-Palli; ihre Schwangerschaft. — Der Doctor Menière; Herr von Choulot. — Plan zur Flucht. — Entbindung der Herzogin von Berry; Verbalproceß. — Die Herzogin wird nach Palermo gebracht. — Proceß der Tribüne, der Gesellschaft der Menschenrechte und des Populaires. — Laffitte stellt sein Hôtel zum Verkauf; Nationalsubscription. — Der König wird von neuem der Undankbarkeit beschuldigt. — Verspätete Eröffnungen des Herrn Laffitte. — Plan zu den Befestigungen. — Julifeste. — Einweihung der Statue des Kaisers. — Reisen des Königs. — Verbot gegen die öffentlichen Ausrufer. — Unfall des Postcuriers Vernet; der König läßt ihm zur Ader. — Die Gesellschaft Monthyon und Franklin erkennt Ludwig Philipp eine goldene Medaille zu.

Die Session näherte sich und die Sprache der Deputirten zeigte die Nothwendigkeit das Ministerium umzugestalten. Die unvermuthete Ankunft des Fürsten von Talleyrand führte auf die Vermuthung, daß er zurückkäme, um die Leitung des Cabinets zu übernehmen; dies war nicht der Fall. Die Reise

des gewandten Diplomaten hatte nur eine wichtige Unterhandlung in Betreff der Herzogin von Berry zum Zweck. Bei der Voraussicht, wie lästig die unkluge Prinzessin der französischen Regierung fallen würde, handelte es sich darum es dahin zu bringen, daß sie nicht vor eine Jury oder den Gerichtshof einer politischen Körperschaft gestellt, sondern nach Neapel zurückgeschickt würde; dies war übrigens die geheime Absicht Ludwig Philipps. Ohne Zweifel mußte er die größte Vorsicht den Parteien gegenüber beobachten, die ihn der Nachsicht gegen die Carlisten beschuldigten. Dennoch wünschte er die Nichte der Königin um jeden Preis zu befreien, obgleich Jedermann wußte, wie unlenksam der Wille dieses Fürsten war, der seit langer Zeit in seiner Familie den Beinamen des Kapitän Sturm erhalten hatte. Von dieser Seite her sicher, mengte sich der Fürst von Talleyrand, bereit zum Beistande bei dieser neuen sich für die Regierung vorbereitenden Prüfung, ein wenig in die eingeleiteten Unterhandlungen zur Reorganisation des Cabinets, welches seit dem Tode Casimir Periers ohne Kraft und Eintracht sich nicht vor einer Kammer zeigen konnte, deren Unterstützung ihm fehlte. Herr Dupin der ältere, mit der Zuneigung des Königs vorzüglich beehrt, ward beauftragt eine Combination zu versuchen. Der Deputirte von Nievre hatte einen beträchtlichen Einfluß in der Kammer erlangt, aber zur Leitung der Staatsangelegenheiten war er nicht geeignet. Eigensinnig, phantastisch, launenhaft hatte er keine Festigkeit in seinen Ideen; übrigens besaß er bei wirklicher Befähigung, eine Menge kleiner Verkehrtheiten, die ihn bei der Mehrzahl lästig

und widerwillig machten. Er liebte die Doctrinärs nicht, ohne dies zu verhehlen; er äußerte sich selbst ziemlich unüberlegt über gewisse Personen, die dem König bis zur Selbstverleugnung ergeben waren. An Herrn Dupin wendete man sich also; zuerst schien er bereit, weigerte sich hierauf, sagte von neuem zu und zog sein Wort abermals zurück. Kurz, die solcher Gestalt in die Länge gezogene Unterhandlung war nahe daran zu Stande zu kommen und die Weigerung des Herrn Dupin fast besiegt, als er zuletzt in so ungeeigneter Weise auf seine anfängliche Erklärung zurückkam, daß eine sehr lebhafte Scene erfolgte und der König ausrief: „Ich werde es nicht dulden, daß man mich in meinem eigenen Hause beleidige." Herr Dupin, durch diesen wohlverdienten Verweis bestürzt, entfernte sich plötzlich mit entblößtem Kopfe, indem er seinen Hut in dem Cabinet des Königs zurückließ. An demselben Abend reiste er auf sein Landgut Clamecy ab, und man mußte auf eine neue Combination denken.

Am 11. October veröffentlichte der Moniteur die Ordonnanz über das in folgender Weise zusammengesetzte Cabinet: Marschall Soult, Präsident und Kriegsminister; Thiers, Minister des Innern, Barthe, der Justiz; Admiral Graf von Rigny, des Seewesens; Humann, der Finanzen; Guizot, des Unterrichts; der Herzog von Broglie, der auswärtigen Angelegenheiten; der Graf von Argout, des Handels. Das neue Ministerium zögerte nicht seinen Eintritt durch zwei Handlungen von hoher Wichtigkeit zu bezeichnen: die Verhaftung der Herzogin von Berry und die Einnahme der Citadelle

von Antwerpen. Wenige Tage vor der Bildung des Cabinets vom 11. October hatte der Proceß von zwei und zwanzig Chouans vor den Assisen von Blois stattgefunden. Diesem Processe folgte der des Herrn Berryer, welcher eines Complots und der Aufreizung zum Bürgerkriege angeschuldigt war. Der berühmte Redner erschien am 16. October, und bei seinem Anblick erhoben sich Geschworene und Zuschauer wie unwillkürlich. Mehrere Advocaten setzten sich an seine Seite und auf die Bemerkung des Präsidenten antwortete einer: „die Bank für die Angeklagten ist heute so ehrenvoll, daß wir uns selbst zu ehren glauben, indem wir darauf Platz nahmen." Die Anklage war zu lächerlich, um mit Erfolg aufrecht erhalten zu werden; der königliche Anwalt beeilte sich davon abzustehen und am 17. erfolgte die einstimmige Freisprechung.

In dem undurchdringlichen Asyl, welches die Herzogin von Berry in Nantes gefunden hatte, bewahrte sie, ihrem widrigen Schicksale überlegen, noch ihre Täuschungen und ihre Hoffnungen; unermüdlich und sorglos inmitten von Gefahren entfaltete sie eine außerordentliche Thätigkeit, unterzeichnete Proclamationen, correspondirte mit verschiedenen ihrer Anhänger und bezeugte eine rastlose Sorgfalt für diejenigen, welche sich durch ihre Anhänglichkeit bloß gestellt hatten. Sie schrieb an die Königin:

„Was auch die Folgen sein mögen, die für mich aus der Lage, in die mich durch die Erfüllung meiner Mutterpflichten gesetzt habe, hervorgehen können, so werde ich doch niemals zu Ihnen, Madame, über mein Interesse sprechen; aber viele

Brave haben sich der Sache meines Sohnes wegen compromittirt, und ich darf nicht zögern, Alles, was sich ehrenvoller Weise thun läßt, zu ihrer Rettung zu versuchen. Ich bitte Sie daher, meine Tante, da mir Ihr Herz und Ihre Frömmigkeit bekannt sind, allen Ihren Einfluß geltend zu machen, um sich zu deren Gunsten zu verwenden. Der Ueberbringer dieses Briefes wird Nachweisungen über ihre Lage geben; er wird Ihnen sagen, daß die Richter, die man ihnen giebt, Männer sind, gegen die sie sich geschlagen haben.

„Der Verschiedenheit unserer jetzigen Stellung ungeachtet befindet sich doch auch unter Ihren Füßen, Madame, ein Vulkan; Sie fühlen das und ich habe Ihre sehr begreifliche Angst in einem Zeitpunkte kennen gelernt, als ich mich in Sicherheit befand und ich bin dabei nicht unempfindlich geblieben. Gott allein weiß, was uns bestimmt ist und vielleicht werden Sie mir es eines Tages Dank wissen, daß ich mein Vertrauen auf Ihre Güte gesetzt und Ihnen Gelegenheit verschafft habe, diese für meine unglücklichen Freunde in Anwendung zu bringen. Halten Sie sich von meiner Dankbarkeit überzeugt.

„Ich wünsche Ihr Glück, Madame; aber ich habe eine zu gute Meinung von Ihnen, um glauben zu können, daß es Ihnen in Ihrer jetzigen Lage möglich wäre glücklich zu sein."

„Marie Caroline."

Das waren erhabene Worte, die eine schöne Seele entschleierten; aber was konnte die Königin der Franzosen darauf antworten? Ihre Stellung machte es ihr zur Pflicht ihre persönlichen Gefühle zu unterdrücken und die Bitte einer Ver-

wandtin zurückzuweisen, die ihre Feindin geworden war. Der Brief ward daher dem damit beauftragt gewesenen Officier zurückgegeben. Marie Caroline hatte nur zu bald für sich selbst das Mitleid nöthig, das sie für ihre Untergebenen angefleht hatte. Ein Jude, Namens Deutz, dessen Anerbietungen Herr von Montalivet seit lange zurückgewiesen hatte, erbot sich gegen Herrn Thiers, ihm die Herzogin auszuliefern. Dieser Elende hatte ihre Zufluchtsstätte wirklich erspäht, erlangte eine erste Zusammenkunft, hierauf eine zweite, welche sich mit der Gefangennehmung der unglücklichen Prinzessin endigen sollte. Eine an die Regierung gerichtete Depesche erzählt diese letzte Episode des Aufstandes in der Vendée mit folgenden Worten: Die in den Umgebungen von Nantes umherirrende Prinzessin entschlüpfte den gegen sie gerichteten thätigen Nachforschungen nur dadurch, daß sie täglich ihren Aufenthalt und ihre Tracht wechselte; bald als Bäuerin, als Hirt, als Müller, als Kammerfrau eines angesehenen Hauses verkleidet, täuschte sie auch die lebhaftesten Verfolgungen oder entzog sich den Blicken, indem sie sich in einem Gebund Heu auf den Schultern irgend eines kräftigen Viehhirten fortschaffen ließ. Die auf Befehl des Grafen von Erlon vollständig organisirten beweglichen Colonnen ließen selbst den verwegensten Anführern der Legitimisten keine Möglichkeit übrig, sich auf dem Lande zu verbergen; die unmittelbare Leitung des Generals Dermoncourt brachte in diesen Dienst eine unglaubliche Thätigkeit, um so mehr als alle unsere Truppen von der vollständigsten Ergebenheit erfüllt waren. Es blieb also der Herzogin nur noch die

Hoffnung übrig in den Städten einen Aufenthalt zu finden. Nicht daran denkend, daß sie dort Tag und Nacht von einer aufmerksamen Polizei überwacht werden würde, faßte sie den Entschluß sich in Nantes zu verbergen, woselbst sie sich mehrmals ungestraft aufgehalten hatte. Das Haus der Mademoiselle Duguigy, Straße Haute du Chateau, ward zu ihrer Aufnahme bestimmt und nichts verabsäumt, um ihr hier einen sichern Zufluchtsort zu bereiten; geheime, geschickt angebrachte Verstecke sollten den neuen Gästen alle Unruhe benehmen. Zuverlässige Berichte enthüllten der Polizei die Pläne der Herzogin, die seit kurzem mit einer der Fräuleins von Kersabiec, als Bäuerinnen verkleidet, die Stadt durchirrte. Die Nachbarschaft des Hauses, welches sie beziehen wollte, wurde mit Agenten besetzt, die Alles, was sich dort zutrüge, beobachten sollten.

Man erfuhr am 6. November, daß die Herzogin dahin zum Mittagsbrod komme, um wahrscheinlich hierauf bei Mademoiselle Duguigy zu bleiben.

Alle Maßregeln waren getroffen, alle Ausgänge überwacht und die auf dem Korso versammelten Truppen erhielten den Befehl zum Aufbruch. Man langt vor dem Hause an, man klopft an die Hausthür, Niemand antwortet; einige Augenblicke vergehen, dieser Verzug beunruhigt die Commissarien; endlich öffnet ein Bedienter, man dringt in die Zimmer. Der Speisesaal wird zuerst durchsucht; ein vollständig vorgerichtetes Mittagsmahl erwartet die Gäste. Man setzt die Nachforschungen fort; man findet in einem Cabinet einen mit

sympathetischer Dinte geschriebenen Brief, welcher der Herzogin von Berry anzeigt, daß sie von einem der Ihrigen verrathen worden sei; dieser Brief schien ihr erst vor einigen Minuten zugekommen zu sein, denn man hatte nicht Zeit gehabt, alle mit dieser geheimnißvollen Dinte geschriebenen Charaktere zu vertilgen. Dieser Fund ließ keinen Zweifel übrig, die Prinzessin war da. Man mußte sie unvermeidlich in dem von den Truppen umschlossenen Umkreise von Häusern finden. Man durchforscht die Localitäten, man entdeckt, daß die äußere Klingelschnur mit fast allen Gemächern im Innern in Verbindung stand und dadurch alle Bewohner zu gleicher Zeit gewarnt wurden. Die ganze Nacht wird mit Durchsuchungen verbracht. Der Morgen ist angebrochen und noch hat man nichts entdeckt. Man fängt an den Muth zu verlieren; einige glauben bereits, daß keine Hoffnung mehr vorhanden sei; aber nicht alle denken so. Die Mauern werden sondirt; man gewahrt einen Versteck, der ungefähr zehn Personen fassen kann und darüber eine offene Fallthür, aber man erkennt auch die Unmöglichkeit, daß Jemand auf diesem Wege entschlüpfen könne. In diesem und den benachbarten Häusern, von denen mehrere unterirdische Gänge von ziemlicher Ausdehnung haben, setzt man die Nachsuchungen fort. Mehrere Kamine waren beheitzt worden und in einem brannte das Feuer sehr hell, da die Kälte empfindlich war. Dieser Kamin verbarg das Versteck, worin sich die Herzogin, Fräulein von Kersabiec und die Herren von Mesnard und Guibourg befanden. Hinter diesem Kamin eingeschlossen, zusammengedrängt, um kaum athmen zu können,

von der Hitze fast erstickt, machten sie einige unwillkürliche Bewegungen, deren Geräusch sogleich vernommen wurde; man forscht mit der größten Vorsicht nach, woher dieses Geräusch kommen könnte und die Entdeckung wurde nicht länger verzögert; aber diese erfolgte erst nach einer zwanzigstündigen ununterbrochenen Durchforschung und nachdem die Gesuchten selbst zwei in diesem Zimmer befindlichen Gendarmen erklärt hatten, daß sie sich zu ergeben bereit wären. Die Kaminplatte verschloß den Eingang zu dieser Zufluchtsstätte. Durch die erduldeten Beschwerden sehr angegriffen, wurden sie nun aus diesem elenden Asyl hervorgezogen. Fräulein Stylie von Kersabiec, als Dienstmädchen verkleidet, trat zuerst daraus hervor, die Herzogin von Berry folgte ihr, die Herren von Mesnard und Guibourg erschienen zuletzt. Die Herzogin sprach sogleich zu den anwesenden Gendarmen: „Es ist unnütz weiter nachzusuchen, hier bin ich, ich bin die Herzogin von Berry. Wo ist der General? Seiner alten soldatischen Biederkeit will ich mich anvertrauen. Wenn hier Jemand schuldbar ist, so bin ich es allein; diese Herren und das Fräulein haben nur meine Befehle befolgt.“ Die Herzogin war in diesem Augenblicke von dem Schmuz in diesem Loche, in dem sie zwanzig Stunden gesteckt hatte, entstellt. Fräulein von Kersabiec bewahrte ihre Geistesgegenwart, aber der sehr alte Herr von Mesnard und vornehmlich Herr von Guibourg schienen ganz vernichtet. Die Prinzessin wurde von dem General Dermoncourt, dessen soldatische Freimüthigkeit ihr viel Vertrauen einflößte, auf das Schloß geführt.

Den 8. Novbr. um acht Uhr früh schifften sich die Herzogin von Berry, Herr von Mesnard und Fräulein von Kersabiec auf einer kleinen Kriegsbrigg ein, fuhren die Loire bis Saint-Nazaire herab und wurden nach der Festung Blaye geführt, wo man schon Alles zu ihrer Gefangenschaft eingerichtet hatte.

Inzwischen begann der Groll über die erfahrene Niederlage in den Parteien finstere Pläne aufkeimen zu lassen; der politische Fanatismus häufte seine ganze Wuth auf ein einziges Haupt. Von diesem Tage an erhob sich ein Wetteifer im Meuchelmord; von diesem Tage an sollte ein einziges Schlachtopfer der Zielpunkt des wildesten Hasses werden.

Am 19. Novbr. verließ der König die Tuilerien, um sich zur Eröffnung der Session in die Kammer zu begeben. Das Wetter war herrlich, das Gedränge zahllos. Truppen hielten den Raum zwischen den Tuilerien und dem Palais Bourbon besetzt. Die Königin und ihre Töchter befanden sich in einem Wagen, die Minister in einem andern; hierauf kam das Gefolge zwischen einer doppelten Reihe von Nationalgarden und Soldaten. Der König war zu Pferde, gefolgt von seinem Flügeladjutanten und einem glänzenden Generalstabe. Kaum gelangte er über den Pont-Royal, die Straße Bac vor sich habend, als eine starke Detonation wenige Schritte von ihm erdröhnte. Im ersten Schrecken krümmte sich der Fürst heftig über den Sattelknopf, aber seine Geistesgegenwart sogleich wiedergewinnend, beeilte er sich seine Begleitung zu beruhigen. „Es schadet nichts, meine Herren", sagte er mit ruhiger Stimme,

„es ist Niemand getroffen worden"; und als die Generale Nachfragen anstellten, um zu erfahren, ob dieser Knall von einem Flintenschuß herrührte, fügte der Fürst hinzu: „Nein, meine Herren, das war ein Pistolenschuß; ich habe es gesehen, genau gesehen" und setzte seinen Weg fort. Im Palais Bourbon angekommen, verbot der König der Königin dieses Ereigniß zu berichten, damit er der erste wäre es ihr in den Tuilerien zu hinterbringen. Die Deputirten kannten die Gefahr, welcher der Fürst so eben entgangen war, noch nicht, so daß der ihm zu Theil gewordene Empfang nichts Außergewöhnliches hatte. Hierauf verlas er mit fortwährend bewegter Stimme die von den Ministern entworfene Rede. Es war das Programm des neuen Cabinets. Bei der dem Lobe Casimir Periers gewidmeten Stelle sprach es denselben festen Willen, die Parteien niederzuhalten, aus und verkündete den Triumph der Regierungsgewalt über die Anarchisten. Darin lag ein Stolz auf die Vergangenheit und eine Drohung für die Zukunft. Die äußeren Beziehungen anlangend, stellte es die Lage derselben als beruhigend dar:

„Ich wünsche mir Glück, meine Herren", sagte der König, „nach einer langen Trennung Ihre Einstchten und Ihre Unterstützung wieder zu finden. In diesem Zwischenraum ist meine Regierung schweren Prüfungen ausgesetzt gewesen. Sie hat diese durch ihre eigene Kraft überwunden; sie hat über die Factionen triumphirt. Getäuscht durch die Großmuth unserer Institutionen, durch unsere Ehrfurcht vor den Garantien der öffentlichen Freiheiten, haben sie die Kraft einer gesetzlichen

und gemäßigten Politik verkannt. In Paris im Namen der Republik, im Osten im Namen der Contrerevolution haben sie die eingeführte Ordnung mit den Waffen in der Hand angegriffen. Die Republik und die Contrerevolution sind besiegt worden. Die Tage des 5. und 6. Juni haben die Verdorbenheit und die Ohnmacht der Verfechter der Anarchie offenbar gemacht. Sie haben dargethan, wie gefährlich eine Politik wäre, welche die subversiven Leidenschaften schonte, anstatt sie zu unterdrücken.

„Die constitutionelle Monarchie hat ihre wahren Freunde und ihre wahren Vertheidiger in dieser edelmüthigen Bevölkerung von Paris, in dieser unerschrockenen Nationalgarde, in dieser braven und treuen Armee, welche alle diese Attentate so energisch niedergeworfen haben, erkannt. Ich fühle mich sehr glücklich, daß meine Gegenwart, indem sie die guten Bürger ermuthigte, das Ende des Aufruhrs beschleunigte. Es hat sich gezeigt, welche Kraft ein constitutioneller König in dem Beistande der Nation findet, wenn er genöthigt wird, zu den Waffen zu greifen, um die Krone, zu der er berufen worden ist, zu vertheidigen und die Gesetze, die er beschworen hat, aufrecht zu halten. Wir haben im Osten Empörungen und gehässige Verbrechen zu beklagen. Die Masse der Bevölkerung hat daran keinen Theil genommen und überall wo der Aufruhr ausbrach, ist er schnell besiegt worden. Mögen die strafbaren Urheber des Bürgerkrieges, welcher so oft diese Gegenden verwüstet hat, doch endlich jede Hoffnung auf eine Contrerevolution, in unsern Augen so unmöglich als in den Ihrigen, verlieren, denn sie

würde uns einmüthig zu ihrer Bekämpfung finden, jederzeit unseren Schwüren treu, und bereit unser Schicksal mit dem des Vaterlandes zu verbinden." Ueber die Gefangennehmung der Herzogin von Berry in unbestimmten Ausdrücken hinwegglei-tend, sprach die Regierung: „Ein neuerliches und für den öffent-lichen innern Frieden entscheidendes Ereigniß wird die letzten Täuschungen dieser Partei zerstören." Hierauf ging sie weit offener auf den Belagerungsstand ein: „In Paris, wie im Osten hat meine Regierung der bestehenden Gesetzgebung alle mit der Gerechtigkeit verträgliche Energie leihen müssen. Aehn-liche Verbrechen mußten auf gleiche Weise unterdrückt werden. Es war auch erforderlich, daß in diesen Tagen der Entscheidung die Vertheidiger der Ordnung und der Freiheit in dem festen Entschlusse der Macht die Stütze fanden, die sie begehrten. Es wird Ihre Sache sein zu prüfen, ob unsere Gesetzgebung in dieser Hinsicht nicht einer Durchsicht und Vervollständigung bedarf und durch welche Maßregeln zugleich die Sicherheit des Staates und die Freiheit Aller sicher gestellt werden können. Auf diesen Wegen der Mäßigung und Gerechtigkeit beharrend, werden wir uns den Grundsätzen unsrer glorreichen Revolution treu zeigen. Es ist das System, welches durch Ihre Mitwirkung befestigt worden ist und welches jener geschickte und mu-thige Minister, dessen Verlust wir beklagen, vor Ihren Blicken mit so großer Standhaftigkeit aufrecht erhalten hat. Die glücklichen Wirkungen dieser Politik werden bereits allgemein empfunden. Im Innern lebt das Vertrauen wieder auf, der Handel und die Industrie haben einen neuen Aufschwung ge-

nommen, die Vorsehung hat ihre Schätze auf unsere Gefilde ergossen, die Geißel, die uns so grausam zerfleischte, ist von uns entfernt worden und Alles verspricht uns eine schnelle Heilung der Uebel, unter denen wir seufzten. Gegen Außen sind die Pfänder der Nationalwohlfahrt nicht weniger sicher gestellt. Ich habe allen Grund auf die friedlichen Gesinnungen der fremden Mächte und auf die Versicherungen zu bauen, die ich darüber täglich erhalte. Die innige Verbindung, welche eben wieder zwischen Frankreich und Großbritanien geschlossen worden ist, wird für beide Nationen eine fruchtbare Quelle des Wohlseins und der Kraft und für ganz Europa eine neue Bürgschaft des Friedens werden. Eine Frage könnte Europa noch in einiger Unruhe erhalten. Aller Anstrengungen meiner Regierung ungeachtet blieb der Vertrag vom 15. Novbr. 1831, welcher die Lostrennung Belgiens von Holland vollenden sollte, noch unausgeführt. Alle versöhnenden Maßregeln schienen erschöpft. Der Zweck war nicht erreicht worden. Ich habe geglaubt, daß ein solcher Zustand der Dinge nicht länger fortdauern dürfte, ohne die Würde und die Interessen Frankreichs bloßzustellen. Der Augenblick war erschienen, für die Ausführung dieser Verträge zu sorgen und die gegen Belgien eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen. Der König von Großbritanien hat meine Meinung getheilt. Unsere beiderseitigen Flaggen wehen an dem Ausfluß der Schelde. Unser Heer, dessen Disciplin und guter Geist seiner Tapferkeit gleichkommen, trifft in diesem Augenblicke unter den Mauern von Antwerpen ein. Meine beiden Söhne befinden sich in seinen Reihen.

Indem ich dem König der Belgier meine geliebte Tochter gab, habe ich durch ein neues Band die innigen Beziehungen zwischen beiden Völkern gekräftigt. Die Urkunde, wodurch diese Verbindung feierlich bestätigt worden ist, soll Ihnen vorgelegt werden. Ich habe meinen Ministern gleichmäßig den Befehl ertheilt, Ihnen den am 4. Juli 1831 zwischen meiner Regierung und den Vereinigten Staaten von Nordamerika abgeschossenen Vertrag mitzutheilen. Dieses Uebereinkommen setzt den gegenseitigen Reclamationen beider Länder ein Ziel. Sie werden auch von dem Vertrage, wodurch der Prinz Otto von Baiern auf den Thron Griechenlands berufen worden ist, Kenntniß nehmen. Ich werde Sie wegen der Mittel in Anspruch nehmen müssen, eine zur Befestigung des neuen, durch unsere Sorgfalt und unsere Mitwirkung begründeten Staats unerläßliche Anleihe solidarisch und mit meinen Verbündeten zu verbürgen."

In dieser Sprache offenbarte sich die politische Absicht, Frankreich und England immer inniger miteinander zu verbinden, jene den König ganz beherrschende Idee, deren formulirten Ausdruck man schon in seinem, am 28. Juli 1804 an den Bischof von Landaff gerichteten Briefe kennen gelernt hatte. „Die Sicherheit Europas", sagte er darin, „selbst die der Welt, das Glück, die künftige Unabhängigkeit des menschlichen Geschlechts hängen von der Erhaltung und der Unabhängigkeit Englands ab." In der belgischen Frage hatten die französische und englische Regierung in Uebereinstimmung gehandelt, in derselben Absicht, mit dem Verlangen nämlich, einen gleichmäßigen Einfluß an den Ufern der Schelde zu bewahren. Deshalb

war eine englische und eine französische Flotte gleichzeitig zum Beistand des neuerdings von dem König von Holland bedrohten Belgiens herbeigeeilt.

Die anfänglich ruhig angehörte Thronrede ward mit einmüthigen Acclamationen angenommen, als die Nachricht von dem Attentat am Pont-Royal bekannt wurde. Der Unwille brach nach der Entfernung des Königs auf allen Seiten los. „Man hat den König ermorden wollen!" rief man aus. „Gehen wir in die Tuilerien!... es ist unsere Pflicht in die Tuilerien zu gehen!..." Gegen Abend begaben sich die Deputirten wirklich in großer Anzahl in das Schloß und Se. Maj. ward durch diese kundgegebene Theilnahme bewegt. „Mein Leben scheint bestimmt, die Aufwiegler in Bestürzung zu setzen", sagte der Fürst; „die Kugel eines Meuchelmörders kann nicht bis zu meinem Herzen dringen." Hierauf gegen Herrn Dupin vortretend: „Ah, mein lieber Dupin, sie haben auf mich geschossen." — „Nein, Sire", antwortete der Deputirte, „sie haben auf sich selbst geschossen." Anklagende Worte auf die Adresse der Republikaner, die diese mit Kraft von sich abwiesen. Alle Parteien vertheidigten sich dagegen, an diesem gehässigen Attentate Antheil gehabt zu haben; man ging selbst so weit es der Polizei beizumessen. Dennoch wurden Verfolgungen gegen mehrere der Gerechtigkeit denuncirte Personen gerichtet; der Proceß ward thätig betrieben und am 11. März 1833 erschienen die Herren Bergeron und Benoist vor den Assisen, der erste des Attentats am Pont-Royal angeklagt, der zweite als dessen Mitschuldiger. In Betreff Benoists ließ man die Anklage fallen,

gegen Bergeron ward sie aufrecht erhalten; am 18. gab die Jury ein zweifaches freisprechendes Verdict von sich.

Wie der König der Franzosen bereits angekündiget hatte, betrieb man die Vorbereitungen der gegen die Citadelle von Antwerpen zu richtenden Expedition mit großer Thätigkeit, um die Ausführung des Vertrags der vierundzwanzig Artikel zu sichern. Aber es handelte sich nicht blos darum, auf Antwerpen zu marschiren; es kam auch darauf an, die holländische Armee zu überwachen und die preußische in Respect zu halten, falls diese versuchen sollte sich in den Streit zu mischen. Alle Maßregeln wurden zu diesem doppelten Zweck genommen, um die Sache, der Weigerung des Königs von Holland ungeachtet, zu Stande zu bringen. Ein Heer von fünfzigtausend Mann durchzog Belgien auf der Straße von Hennegau und den beiden Flandern und stellte sich um die Citadelle von Antwerpen auf. Um die Belagerung gegen eine Bewegung der holländischen sechszigtausend Mann starken Truppen zu schützen, nahmen vier Divisionen eine Stellung vorwärts der Schelde. Endlich campirte ein Reserveheer zwischen der Meuse und Mosel mit der Bestimmung sich gegen die Preußen zu wenden, falls diese der holländischen Armee beistehen wollten. Inzwischen hatte die Diplomatie nichts verabsäumt, um die Neutralität Preußens zu erlangen und das Cabinet von Saint James diesem die Versicherung ertheilt, „daß es eine angreifende Bewegung von Seiten Frankreichs nicht zu besorgen habe; daß Großbritanien selbst dabei interessirt sei, die Franzosen nicht in Belgien über die durch geheime Artikel bestimmte Frist zu

dulden; daß es das Cabinet von London auf sich nehme, sie auf die Belagerung von Antwerpen zu beschränken; darüber hinaus werde Frankreich laut der mit England festgeschlossenen Convention nicht gehen." Oesterreich hatte sich bereits dafür entschieden sich der Expedition gegen Antwerpen nicht zu widersetzen. Die Citadelle von Antwerpen, am mittäglichen Außenende der Stadt und am Ufer der Schelde gelegen, wird durch diesen Fluß und mehrere kleine Forts oder sogenannte Lunetten beschützt; an der einen Seite durch das Fort Montebello, im Mittelpunkt durch die Lunette Saint Laurent; an der andern Seite durch das Fort Kiel; an der letzten liegt ihr die Stadt Antwerpen selbst gegenüber. Fest und regelmäßig gebaut, beherrscht sie die großen Schleusen so wie die Stadt. Am 29. Novbr. um acht Uhr Abends ließ Marschall Gerard die Tranchée unter der Citadelle eröffnen, worauf er, ehe er den Angriff begann, dem General Chassé eine in folgenden Worten verfaßte Aufforderung zuschickte: „Herr General, ich bin an der Spitze einer französischen Armee vor der Citadelle von Antwerpen mit dem Befehl meiner Regierung eingetroffen, die Vollziehung des Vertrages vom 15. Novbr. 1831, welche Sr. Maj. dem Könige der Belgier den Besitz dieser Festung so wie der dazu gehörigen Forts an den beiden Ufern der Schelde garantirt, zu fordern. Ich hoffe Sie geneigt zu finden die Gerechtigkeit dieses Verlangens anzuerkennen. Sollte dies wider meine Erwartung nicht der Fall sei, so bin ich beauftragt alle zu meiner Verfügung gestellten Mittel anzuwenden, um mich der Citadelle von Antwerpen zu bemächtigen. Die Operationen

der Belagerung werden nur gegen die äußern Fronten der Citadelle gerichtet werden. Ich habe daher ein Recht zu erwarten, daß Sie sich, den Kriegsgesetzen und dem in solchen Fällen beständig beobachteten Gebrauche gemäß, jeder Art von Feindseligkeit gegen die Stadt enthalten werden. Ich lasse einen Theil derselben lediglich zu dem Zwecke besetzen, um zu verhindern, daß sie dem Feuer Ihrer Artillerie ausgesetzt werden könnte. Ein Bombardement würde ein Act unnützer Barbarei und ein Unglück für den Handel aller Nationen sein. Sollten Sie dieser Vorstellungen ungeachtet auf die Stadt schießen, so würden Frankreich und England eine entsprechende Entschädigung für alle durch das Feuer der Citadelle, der Forts, so wie der Kriegsschiffe verursachten Nachtheile fordern. Sie können hierbei unmöglich übersehen, daß Sie solchenfalls für die Verletzung eines von allen civilisirten Völkern anerkannten Gebrauchs und für alle daraus hervorgehenden Unfälle persönlich verantwortlich werden würden. Ich erwarte Ihre Antwort und rechne darauf, daß Sie es angemessen finden werden, mit mir sogleich in Unterhandlungen zu treten, um mir die Citadelle von Antwerpen und die dazu gehörigen Forts zu übergeben. — Empfangen Sie ꝛc."

Der General Chassé antwortete, daß er sich bis zum Aeußersten vertheidigen werde. Das war das Signal zu den Feindseligkeiten. Von nun an wurde die Leitung der Belagerung den Generalen Neigre und Haxo anvertraut. Der Herzog von Orleans verlangte und erhielt die Ehre, an der Spitze der aus drei Bataillonen des 20. leichten Regiments, aus Husaren und

Uhlanen gebildeten Avantgarde zu stehen; die Division Sebastiani hatte ihre Stellung im Centrum, ihr zur Seite die Division Achard; diesen folgten die der Generale Janin und Fabre, zwei Brigaden leichter Cavallerie unter dem General Dejean und eine zusammengesetzte Division Cuirassiere unter dem General Genty-Saint Alphonse. Der General Saint-Cyr-Nugues sollte als Chef des Generalstabes bei der Kränklichkeit des Marschalls Gerard die Bewegungen der Truppen leiten.

Der General Chassé, Commandant der Citadelle von Antwerpen, hatte so beträchtlichen Streitkräften nur viertausend Mann entgegen zu stellen und wenn er keine Hilfe von den europäischen Mächten erhielt, so war jeder Widerstand eine Thorheit. Der schwach begonnene Angriff wurde in gleicher Weise und ohne sonderlichen Verlust für einen oder den andern Theil erwidert; aber der Marschall Gerard bemerkte gleich beim Beginn der Operationen, daß die Lunette Saint Laurent, der Hauptschutz der Citadelle, ein beträchtliches Feuer unterhielt. Ueberzeugt die Capitulation zu bewirken, wenn es ihm gelingen sollte, sich dieses Außenwerks zu bemächtigen, ließ der Marschall bis unter die Lunette selbst einen langen Laufgraben führen, der mit Petarden, Pulver und Bomben gefüllt wurde. Es erfolgte eine entsetzliche Explosion, welche durch den Einsturz der Mauern eine weite Bresche eröffnete und zwei Compagnien Voltigeure und Grenadiere stürzten sich in Sturmschritt mit gefälltem Bajonnett in die Redoute. Die durch den unerwarteten Zufall überraschte holländische Besatzung ergab sich auf Discretion. Sogleich wurde aus vierzig Stück grobem

Geschütz ein mörderisches Feuer ununterbrochen mit großer Präcision gegen die Citadelle gerichtet, so daß der Gouverneur jetzt zum ersten Male einen Parlementär zum Marschall Gerard schickte, um wegen Uebergabe des Platzes zu unterhandeln. Der Marschall verlangte eine unbedingte und einfache Capitulation und erst nach einer sehr lebhaften Besprechung wurde die Uebereinkunft wegen Räumung der Citadelle und der dazu gehörigen Forts unterzeichnet. Der zweite Artikel besagte: „Die Garnison wird mit allen kriegerischen Ehrenzeichen ausziehen, auf dem Glacis die Waffen niederlegen und dann kriegsgefangen sein. Jedoch verpflichtet sich der Herr Marschall Gerard sie bis an die holländische Grenze geleiten zu lassen, wo selbst ihr die Waffen sogleich zurückgegeben werden sollen, sobald Se. Maj. der König von Holland die Uebergabe der Forts Lillo und Liefkeoshoëk verfügt haben wird."

An demselben Tage, an dem sich die Franzosen der Citadelle von Antwerpen bemächtigten (23. Decbr.), versuchte die holländische Armee eine Landung zu bewerkstelligen, um die das Dorf Doël beherrschenden Deiche (Dämme) zu durchstechen. Der General Tiburce Sebastiani hatte auf diesem Punkte nur ein Bataillon zu seiner Vertheidigung. Der an der Zahl sehr überlegene Feind wurde noch überdies durch das Feuer der Forts und der zur Landung dienenden Schaluppen unterstützt. Demungeachtet glaubte der französische General nicht zurückweichen, sich diesem ungleichen Kampfe nicht entziehen zu dürfen; nachdem er an die Soldaten eine kurze Anrede gerichtet hatte, setzte er sich an ihre Spitze und warf sich mit gefälltem

Bajonnet auf die Holländer. Diese wichen bei diesem kräftigen Angriff sogleich zurück. Der General Sebastiani verfolgte sie, sie wurden durch die franz. Bajonnette an die Schelde getrieben und diejenigen, die den Waffen entgingen, zur Wiedereinschiffung genöthigt, wobei sie eine große Anzahl von Todten und Gefangenen am Ufer zurück ließen. Bei dieser glänzenden Affaire, die unsere Stellung bei Doel sicherte, verloren wir nur etwa sechszig Mann an Getödteten und Verwundeten. Unsere Truppen schlugen sich bewundernswürdig bei dem Feuer einer Kanonnade, das sie aus Mangel an Artillerie nicht erwidern konnten; kaltmüthig sahen sie der Gefahr entgegen und in ihren Gliedern hörte man nur den Ruf: „Vorwärts, Vorwärts!" sobald sich der Feind an den Deichen zeigte. Die Bevölkerung des Dorfes umarmte nach dem Treffen im Freudeneifer unsere Soldaten und bot ihnen Branntwein und Brod an.

Inzwischen weigerte sich König Wilhelm die von der Citadelle abhängigen Forts den Belgiern zu übergeben und da dies eine der wesentlichsten Bedingungen der Capitulation war, so wurde dadurch die Garnison verurtheilt kriegsgefangen zu bleiben. Der Marschall Gerard hatte jedoch die Großmuth dem General Chassé und seinen Soldaten das Anerbieten zu machen, sie auf ihr Ehrenwort, in dem gegenwärtigen Kriege nicht wieder gegen Frankreich zu dienen, nach Holland zurückzuschicken. Der General Chassé antwortete edelmüthig, daß es ihm nicht frei stehe, einen solchen Vorschlag anzunehmen. Bei dieser Belagerung, die so viel Glanz auf unsere Waffen warf, bewiesen die älteren Söhne Ludwig Philipps eine Unerschrockenheit, einen

Eifer, der Bewunderung erregte. Der Herzog von Orleans überraschte besonders durch seine Kaltblütigkeit. Unter einem Hagel von Kugeln durchlief er die Tranchée, als er die Arbeiter unruhig werden sah. „Seid unbesorgt, Kinder", rief er ihnen zu, „die Holländer zielen zu hoch. Seht", fügte er bei, indem er sich aufrichtete und das Parapet bestieg, „ich bin größer als Ihr und die Kugeln treffen mich doch nicht." Uebrigens zeigten Generale, Officiere und Soldaten, daß die französische Tapferkeit nicht entartet und daß unsere junge Armee der glorreichen Erbschaft des Kaiserreichs würdig sei. Die Einnahme der Citadelle von Antwerpen war also eine glänzende Waffenthat; sie zerstreute zugleich alle Besorgnisse vor einem europäischen Kriege und befriedigte den Nationalstolz; die diplomatischen Schwierigkeiten allein blieben noch dieselben. Dennoch war bei allen noch vorhandenen Verlegenheiten und allen möglichen Wechselfällen der Zukunft das Julikönigthum siegreich aus dieser gewichtigen Probe hervorgegangen und hatte von nun an eine unerschütterliche Kraft erlangt. War bis hierher sein Bestehen noch zweifelhaft gewesen, so befestigte die Unterdrückung der Propaganda, indem sie der Gesellschaft die moralische Ordnung wiedergab, das Lebensprincip der Macht. Es blieb nur noch die materielle Unordnung zu besiegen, was eine weit leichtere Aufgabe war. Die Einnahme von Antwerpen gewährte daher den Frieden nach Außen, so wie die Verhaftung der Herzogin von Berry den im Innern. Belgien wurde durch dieses Ereigniß vollständig von Frankreich getrennt. Bei der freien Schifffahrt auf der Schelde, den Flüssen und Kanälen

Hollands besaß es Antwerpen statt Mastrichts; sein Handel vergrößerte sich und es fand darin eine hinreichende Entschädigung für den Verlust eines Theils von Luxemburg, wogegen es selbst die Provinz Lüttich, Philippeville und Marienburg eingetauscht hatte. Der glückliche Ausgang dieser Expedition verschaffte Frankreich gleichmäßig große Vortheile. Das neutral und unabhängig gewordene Belgien ist jetzt die Avantgarde der französischen Armeen, wenn die fremden Mächte diese Neutralität verletzen wollten; übrigens würden die durch die heilige Allianz errichteten festen Plätze, anstatt sich gegen uns zu kehren, im Gegentheil dazu dienen uns gegen eine Invasion zu beschützen. Damals wurden aber alle diese Erfolge noch nicht begriffen; man verleumdete die weise und tiefsinnige Idee, die sie vorhergesehen und herbeigeführt hatte. Die Opposition, gewandt darin die öffentliche Meinung irre zu führen, machte sich ein Vergnügen daraus, die Gemüther über die Zukunft des Landes in Schrecken zu setzen und die Thätigkeit der Regierung zu erschweren. Wie dem auch sei, so fing doch das belgische Volk an, von seinen blinden Vorurtheilen gegen die Politik des Königs der Franzosen zurückzukommen, und zunächst berufen, die Früchte unseres letzten Sieges zu ernten, lernte es die Großmuth und Mäßigung unserer Regierung schätzen. Es bezeigte seine Dankbarkeit auf glänzende Weise und die an unsere brave Armee gerichtete Danksagung war nicht blos ein Zeugniß der dieser gewidmeten Bewunderung, sondern zugleich eine der weisen Voraussicht Ludwig Philipps dargebrachte aufrichtige Huldigung. Herr Lehon, außerordentlicher Gesandter und bevoll-

mächtigter Minister des Königs der Belgier hatte den Auftrag die öffentliche Urkunde hierüber dem Könige der Franzosen zu überreichen. Es fand bei dieser Gelegenheit eine imposante und feierliche Ceremonie statt. Der König saß auf dem Throne, zu seiner Rechten der Herzog von Orleans, zu seiner Linken der Herzog von Nemours; die Königin, die Prinzessinnen und die jungen Prinzen wohnten dem Empfange bei. An beiden Seiten des Thrones befanden sich die Minister, die Marschälle von Frankreich, die Flügeladjutanten des Königs, der Marschall Gerard und die Generale, die an der Expedition von Antwerpen Theil genommen hatten. Hierauf wurde die belgische Gesandtschaft nach dem herkömmmlichen Ceremoniell eingeführt und Herr Lehon drückte sich in folgenden Worten aus: „Sire, der König, mein erhabener Gebieter, hat mich mit der ehrenvollen Sendung betraut, in die Hände Ew. Maj. die feierliche Urkunde der Danksagung niederzulegen, welche das Volk von Belgien durch den einstimmigen Ausspruch seiner Vertreter dem französischen Heeren zuerkannt hat. Ich fühle mich glücklich Ew. Maj. dieses Denkmal der Nationalerkenntlichkeit gegen Sie und gegen Frankreich darzubieten; ein Denkmal, welches zugleich dem raschen und feurigen Heerzuge von 1831, so wie der kraftvollen und glänzenden Expedition von 1832 gewidmet ist. Auf den Ruf Ew. Maj. hat die französische Armee unter den Befehlen eines berühmten Marschalls der Welt das Schauspiel der Kraft von der Treue begleitet, des Sieges dem vertragsmäßigen Gesetze unterthan, gegeben. Niemals vielleicht hatte ein so volksthümlicher Erfolg ein so europäisches Gepräge.

Die Geschichte wird es erzählen, wie die französische Flagge vereint mit der britischen wehte, während die französischen Heere auf glorreiche Weise die aus der glücklichen Eintracht zwischen Frankreich und England hervorgegangene Friede bewirkende Sendung vollführten. Das Andenken an die Expedition von Antwerpen und die Namen, die davon unzertrennlich geworden sind, ist für immer in unsere Annalen eingegraben worden. Belgien wird vorzugsweise damit die Namen der beiden Prinzen, Söhne Ew. Maj. verknüpfen, deren jugendlicher Muth zweimal zur Ausführung der uns von Europa verheißenen Bürgschaften beigetragen hat. Diese freiwillige Huldigung einer befreundeten Nation wird dem Herzen des Königs der Franzosen doppelt theuer sein und er wird nicht säumen, die Unabhängigkeit Belgiens durch alle Pfänder zu befestigen, die er ihr als Vater wie als König anzubieten vermag." Hierauf verlas Herr Lehon diese Schrift:

„Leopold, König der Belgier, Allen die gegenwärtig sind und künftig kommen werden, Unsern Gruß.

„In Betracht, daß die französische Armee, durch ihren Geist, ihren Muth und ihre Kriegszucht von jeher der Bewunderung würdig, sich für immer Ansprüche an die Achtung und die Dankbarkeit der belgischen Nation durch die derselben in den Jahren 1831 und 1832 geleisteten Dienste erworben hat;

„Haben wir in allgemeiner Uebereinstimmung mit unseren Kammern beschlossen wie folgt:

„Einziger Artikel. Die belgische Nation spricht der französischen Armee ihre Danksagung aus.

„Wir verordnen und befehlen, daß Gegenwärtiges, mit dem Staatssiegel versehen, dem öffentlichen Bulletin einverleibt werde.

„Gegeben zu Brüssel, den 31. Decbr. 1832.

„Unterzeichnet: Leopold.

„Auf Befehl des Königs: der Minister der auswärtigen Angelegenheit unterzeichnet „Goblet."

Nach der Verlesung trat Herr Lehon gegen den Thron vor und überreichte die Urkunde dem Könige, welcher sie dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten zustellte und Folgendes erwiderte:

„Ich empfange mit lebhafter Befriedigung für mich und für Frankreich die feierliche Urkunde, welche Sie mir im Namen des Königs der Belgier überreichen. Ich sehe in diesem einstimmigen, durch die Bestätigung ihres Souverains gebilligten Votum der beiden Kammern Ihrer Nation ein Zeugniß der Dankbarkeit Belgiens gegen Frankreich, so wie die gerechte Würdigung der Tapferkeit unserer Armee, ihres heldenmüthigen Betragens, der Treue, mit der sie ihren Weg bezeichnet und ihre Unternehmung begrenzt hat.

„Ich hatte es Ihnen, es sind seitdem gerade zwei Jahre verflossen, bereits gesagt, daß Belgien frei und glücklich sein werde; daß es niemals vergessen möge, wie es dem Einverständnisse Frankreichs mit den Großmächten Europas die baldige Anerkennung seiner Nationalunabhängigkeit zu danken habe und immer mit Vertrauen auf meine Unterstützung zählen möge, um es vor jedem äußern Angriff und jeder fremden Intervention zu bewahren.

„Ich rufe Ihnen diese Worte jetzt gern zurück, nachdem die Erfolge meine Aufrichtigkeit bethätigt haben. Ich spreche es gern aus, daß der Verbindung zwischen Frankreich und England Belgien die eben erlangten großen Vortheile und Europa eine neue Bürgschaft für die Aufrechthaltung des Friedens verdankt.

„Meine Söhne sind so glücklich gewesen, an den Anstrengungen unserer braven Soldaten, unter den Befehlen eines würdigen Marschalls, der in so vielen Schlachten die Ehre unserer Fahnen aufrecht erhalten hat, theilnehmen zu dürfen. Es ist mir erfreulich gewesen, daß sie bei ihrem ersten Auftreten in der Laufbahn der Waffen dazu berufen waren, bei einer Begebenheit mitzuwirken, die ein sichtbares Pfand meiner Treue in Bewahrung der Verträge gewährt und welche die theuern Bande, die mich mit dem König der Belgier verknüpfen, noch fester zusammengezogen hat."

So wie aber die Belagerung von Antwerpen die Schwierigkeiten der Diplomatie erneuert hatte, versetzte die Gefangennehmung der Herzogin v. Berry, während sie die Chouanerie vernichtete, die Regierung in die größten Verlegenheiten. Es bot sich in der That eine verwickelte Frage dar: Welche Maßregeln sollte man in Betreff dieser erlauchten Gefangenen ergreifen? Sollte man sie einem ordentlichen oder einem exceptionellen Gericht übergeben? Sollte man gegen sie das Kriegsgesetz in Anwendung bringen? Von den Kammern aufgefordert sich über ihre Absichten zu erklären, übernahmen es die Minister unter ihrer Verantwortlichkeit das Loos von Madame

zu entscheiden. Die royalistische Partei, deren Einfluß durch diese Erklärung des Cabinets unzweifelhaft erschien, frohlockte laut über diese Entscheidung, als eine befremdende Neuigkeit ihre Freude störte und die ganze Gestalt der Dinge veränderte. Im Laufe des Januars 1833 erfuhr man, daß die Herzogin von Berry leidend sei. Die Aerzte Orfila, Auvity, Gintrac und Barthez erhielten den Auftrag zu untersuchen, ob der Gesundheitszustand der Gefangenen zu wirklichen Besorgnissen Veranlassung gebe. Am 5. Febr. erstatteten sie dem Minister einen beruhigenden Bericht; aber am 26. erschien folgende von Madame unterzeichnete und dem General Bugeaud behändigte Erklärung im Moniteur:

„Durch die Umstände und die von der Regierung verfügten Maßregeln gedrängt, glaube ich, obgleich ich die wichtigsten Beweggründe hätte, meine Ehe geheim zu halten, mir selbst und meinen Kindern die Erklärung schuldig zu sein, daß ich mich während meines Aufenthaltes in Italien heimlich verheirathet habe.

„In der Citadelle von Blaye, den 22. Febr. 1833.

„Marie Caroline."

Diese Erklärung ward sofort in das Archiv der Staatscanzlei niedergelegt; aber sie gnügte dem Ministerium noch nicht. Es schien ihm unerläßlich die Wahrheit dieser Aussage, einer Partei gegenüber, welche durch ihr systematisches Ableugnen die Regierung ohne Unterlaß zu einer traurigen Publicität nöthigte, officiell zu constatiren. Die Herzogin von Berry zögerte jedoch in eine förmliche Constatirung zu willigen, anfäng-

lich aus Scham und später aus Mißtrauen in die Versprechungen ihrer Feinde. „Ich will lieber", sagte sie zu ihrem Arzte Herrn Deneux, „meine Niederkunft in Blaye abwarten, als in die von mir verlangte Constatirung willigen. Lasse ich den förmlichen Beweis meines Zustandes zu, so wird man nicht ermangeln, das Ergebniß in allen Journalen zu veröffentlichen und ich werde doch hier bleiben müssen, während eine von mir im Augenblick der Niederkunft gegebene Erklärung nicht öffentlich bekannt gemacht werden wird." — „O, was das betrifft, so wage ich zu behaupten, daß Madame sich täuschen." — „Wie! Herr Deneux, sollten die Minister es wagen dies zu veröffentlichen?" — „Ich zweifle daran ganz und gar nicht, Madame." — „Aber das wäre mir eine namenlose Infamie." — „Sie werden es thun, Madame, halten Sie sich dessen versichert." — „Nun wohl, mögen sie es thun; ich werde das laut werden lassen, was verborgen bleiben sollte, ich werde den Namen meines Gemahls nennen; aber da die französischen Gesetze mich dazu nöthigen, um mein Kind zu legitimiren, so wird alles Gehässige dieser Enthüllung gänzlich auf meine Feinde zurückfallen, während ich, wenn ich blos meine Schwangerschaft nachwiese, ganz allein angeklagt werden und man nicht ermangeln würde zu sagen, daß ich meine Freiheit vor meiner Entbindung erlangen, sie um jeden Preis erlangen wollte, weil mein Kind kein eheliches wäre." Unter dem Einfluß solcher Betrachtungen kündigte Madame ihre Weigerung dem General Bugeaud mit diesen Worten an:

„Ich kann Ihnen, General, für die Beweggründe nur

Dank wissen, welche Ihnen die mir mitgetheilten Vorschläge dictirt haben. Gleich nach der ersten Durchlesung war ich entschlossen verneinend zu antworten. Indem ich darüber weiter nachdachte, habe ich diese Absicht keineswegs geändert. Ich werde ganz bestimmt an die Regierung keine Bitte richten. Glaubt sie an meine, für meine gänzlich zerstörte Gesundheit unerläßliche Befreiung Bedingungen knüpfen zu müssen, so möge sie mir diese schriftlich vorlegen; sind sie mit meiner Würde verträglich, so werde ich überlegen, ob ich sie annehmen kann. Unter allen Umständen aber kann ich nicht vergessen, General, daß Sie es verstanden haben, die Achtung und die Rücksicht, die Sie einer Unglücklichen schuldig sind, mit den Ihnen obliegenden Pflichten zu vereinigen. Es gereicht mir zum Vergnügen, Ihnen meine Dankbarkeit dafür zu bezeugen.

„Marie Caroline."

Wenige Tage darauf wurde der Doctor Ménière nach Paris berufen, um den Ministerrath von Allem, was er über die Lage der Dinge in Blaye wußte, zu unterrichten und aus seinen Mittheilungen ließ sich abnehmen, daß die Prinzessin in ihrem Gefängniß entbunden werden würde. Ludwig Philipp hatte hierauf mit Herrn Ménière eine Privatunterhaltung, bei welcher Se. Maj. die ganze Betrübniß schilderte, welche ihr die gegen seine Verwandte entfaltete Strenge verursachte.

Damals beriethen sich die Anhänger Marie Carolinens über die Mittel ihre Entweichung zu bewirken und Herr von Choulot, ein eifriger Royalist und ein Mann voll Kühnheit ward mit der Ausführung dieses Projects beauftragt. Aber das

Wichtigste blieb vorerst in die Citadelle zu dringen. Er verlangte hierzu von den Ministern die Bewilligung, schrieb an den König, wendete sich an den Marschall Soult, aber Alles ohne Erfolg. Ohne dadurch entmuthigt zu werden, reiste er nach Blaye, es glückte ihm in die Nähe der Gefangenen zu kommen, aber er erlangte die Gewißheit, daß die Entweichung unmöglich wäre, wenn Ludwig Philipp nicht insgeheim die Hand dazu böte. Er kehrte daher nach Paris zurück und erbat sich vom Monarchen die Ehre einer Audienz. Als es ihm nach vielen Schwierigkeiten gelungen war, dazu zu gelangen, suchte er dem Könige begreiflich zu machen, daß es in seinem eigenen Interesse läge die Entweichung der Herzogin von Berry zu begünstigen. Der Fürst widerstand. „Meine Regierung", sagte er, „hat Bürgschaften nöthig", und Herr von Choulot zog sich zurück, ohne eine bestimmte Antwort erhalten zu haben.

Am 10. Mai kündigte eine telegraphische Depesche an, daß die Herzogin von Berry von einer Tochter entbunden worden wäre. Das Protokoll über die Geburt ward in Gegenwart der Aerzte, des Maires der Civilbeamten, des Tribunalpräsidenten und der Abgeordneten der Nationalgarde aufgenommen, worüber ein regelmäßiger Proceß verbal abgefaßt wurde*). Bei

---

*) Verhandlung über die Entbindung der Frau Herzogin von Berry.

Im Jahre 1833, den 10. Mai um halb vier Uhr des Morgens haben wir, die Unterzeichneten, Thomas Robert Bugeaud, Mitglied der Deputirtenkammer, Generalmajor, erster Commandant v. Blaye; Anton Dubois, außerordentlicher Professor an der medicinischen Fa-

diesem wichtigen Vorgange wurde Alles auf feierliche Weise vollzogen, um der ehelichen Verbindung von Marie Caroline mit dem Grafen von Lucchesi-Palli das offenkundigste Ansehen

---

cultät von Paris; Marchand-Dubreuil, Unterpräfect im Arrondissement zu Blaye; Pastoureau, Präsident des Tribunals erster Instanz zu Blaye; Nadaud, königlicher Procurator bei diesem Tribunal; Bellon, Präsident des Handelsgerichts, Adjunct des Maires von Blaye; Bordes, Commandant der Nationalgarde von Blaye; Elias Descambres, Pfarrer von Blaye; Delord, Platzcommandant von Blaye; Dufresne, Civilcommissär der Regierung in der Citadelle, durch den General Bugeaud als Zeugen aufgerufen, um bei der Entbindung J. K. H. Marie Caroline, Prinzessin beider Sicilien, Herzogin von Berry, gegenwärtig zu sein, uns in die Citadelle und in das von Ihrer Königlichen Hoheit bewohnte Haus begeben und wurden in einen vor dem Zimmer, in welchem die Prinzessin ihre Entbindung abhielt, gelegenen Salon geführt. Herr Doctor Dubois, Herr General Bugeaud und Herr Delord hatten sich schon seit dem Eintritt der ersten Wehen in diesem Salon befunden; sie erklärten den übrigen Zeugen, daß die Frau Herzogin von Berry um drei Uhr zwanzig Minuten nach kurzen Leiden entbunden worden sei; daß sie der Entbindung beigewohnt und die Herren Doctoren Deneux und Ménière dabei Dienste geleistet hätten. Der Herr General Bugeaud begab sich zu der Frau Herzogin von Berry, um sie zu fragen, ob sie die Zeugen empfangen wolle; sie antwortete: „ja, sobald das Kind gereinigt und angekleidet sein wird.“ Einige Augenblicke später erschien Frau von Hautefort in dem Salon und ladete uns von Seiten der Frau Herzogin zum Eintritt ein, worauf wir unmittelbar eintraten. Wir fanden die Herzogin von Berry im Bett liegend, zu ihrer Linken ein neugeborenes Kind; am Fuße des Bettes saß Madame Hansler; die Herren Deneux und Ménière standen zu Häupten des

zu geben. Die Taufe wurde mit denselben Förmlichkeiten begangen und das Kind erhielt die Vornamen Anne Marie Rosalie. Alle diese Urkunden wurden, so wie es mit der Thronentsagung Karls X. und des Dauphins geschehen war, bei der Pairskammer niedergelegt, denn sie waren von hoher Wichtigkeit für die Orleans'sche Dynastie, deren Macht durch jede

---

Bettes. Der Präsident Pastoureau näherte sich hierauf der Prinzessin und richtete mit lauter Stimme folgende Fragen an sie: „Habe ich die Ehre mit der Frau Herzogin von Berry zu sprechen?" — „Ja." — „Sie sind also die Frau Herzogin von Berry?" — „Ja, mein Herr." — Ist das neugeborene Kind, welches bei Ihnen ist, das Ihrige?" — „Ja, mein Herr, dieses Kind ist das meinige." — „Von welchem Geschlecht ist es?" — „Es ist weiblichen Geschlechts; übrigens habe ich Herrn Deneux mit der Erklärung hierüber beauftragt." Sofort ertheilte Ludwig Karl Deneux, Doctor der Medicin, Exprofessor der Geburtsklinik der Facultät von Paris, Titularmitglied der königl. Academie der Arzneikunde folgende Erklärung: „Ich habe so eben die hier gegenwärtige Frau Herzogin von Berry entbunden, die rechtmäßig verehelichte Gemahlin des Grafen Hector Lucchesi-Palli, aus dem Fürstengeschlecht von Campo franco, Kammerherrn des Königs beider Sicilien, zu Palermo wohnhaft." Der Herr Graf von Brissac und die Frau Gräfin von Hautefort antworteten auf unsere Frage, ob sie die Erklärung, deren Zeugen sie gewesen waren, unterzeichnen würden, daß sie hierher gekommen wären, um der Herzogin von Berry ihre freundschaftliche Sorgfalt zu widmen, aber nicht um irgend eine Verhandlung zu unterzeichnen. Ueber alles Dieses haben wir den gegenwärtigen Verbalproceß aufgenommen ꝛc.

(Gez.): Deneux, A. Dubois, P. Ménière, Bugeaud, Descambres, Pfarrer von Blaye, Marchand-Dubreuil, Pastoureau, Nadaud, Bellon, Bordes, Delord, Dufresne.

Niederlage des älteren Zweiges befestigt, deren Legitimität dadurch bekräftigt wurde. Marie Caroline hatte ihre politische Rolle ausgespielt, die Regierung beeilte sich sie nach Palermo zurückzuschicken. Am 8. Juni ging sie ab und am 5. Juli langte sie am Ziel ihrer Reise an. Der Fürst von Campo franco, Vater des Grafen von Luccheſt Palli, erschien zu ihrem Empfange und richtete an den General Bugeaud einen Brief, wodurch er bestätigte, daß die Frau Herzogin von Berry mit ihrer Tochter in bestem Wohlsein in Palermo gelandet wäre. Am folgenden 20. Novbr. las man in der Augsburger Zeitung: „Die Tochter, welche die Frau Herzogin von Berry, jetzige Gräfin von Luccheſt Palli in Blaye zur Welt gebracht hatte, ist in der vorgestrigen Nacht gestorben.“ Ihres letzten Blendwerks beraubt flößte die Sache der Legitimisten von nun an weder Haß noch Besorgniß ein. Sie konnte nur noch vom Mitleid und von unfruchtbaren Sympathien zehren. Auch schlich sich die Zwietracht, ein deutliches Symptom des Verfalls, unter die Anhänger des Herzogs von Bordeaux ein. Die Republikaner waren also jetzt die einzigen gefährlichen Feinde der Macht und nur gegen sie blieb noch ein ernstlicher und heftiger Kampf zu bestehen. Der Proceß der Tribune, der Gesellschaft der Menschenrechte und des Populairs bezeugten von Seiten der Macht den festen Willen, sich den Herausforderungen und dem Angriffe der demokratischen Partei energisch zu widersetzen. Durch harte und wiederholte Schläge geschwächt versuchten die Republikaner dennoch zu widerstehen und gingen bei ihrer Rachgier mit wenig Rechtlichkeit zu Werke. Jeder Vorwand war ihnen

gut genug, ihre Angriffe bis gegen die Krone selbst zu erheben und als Herr Laffitte sich genöthigt sah, sein Hôtel zum Verkauf zu stellen, sparte man nicht die Anklage der Undankbarkeit gegen Ludwig Philipp zu richten. Man schuf sich eine Waffe aus dem Ruin eines Bankierhauses, dessen Credit seit 1828 erschüttert war. Und doch wußte Jedermann, daß der König nicht gezögert hatte Herrn Laffitte seine Unterstützung anzubieten; doch wußte Jedermann, daß der Wald von Breteuil für zehn Millionen angekauft worden war, obgleich er nur 200,000 Francs Rente eintrug; daß die Bank Herrn Laffitte unter der Bürgschaft des Königs ein Darlehn von sechs Millionen gemacht hatte, auf Anrechnung dessen 200,000 Francs schon im J. 1831 gezahlt worden waren. Um diese schlecht begründeten Vorwürfe der feindlichen Parteien zum Schweigen zu bringen, mußte endlich Herr Laffitte durch eine etwas verspätete Offenherzigkeit ein klares Licht auf die Beschaffenheit seiner Beziehungen zum Könige werfen. Uebrigens war es unzweifelhaft, daß der berühmte Bankier sein Vermögen zu Gunsten der Volkssache geopfert habe und das Volk erinnerte sich dessen auch unverzüglich, als man an seine Dankbarkeit appellirte, denn eine Nationalsubscription rettete Laffitte vom vollständigen Verderben und erhielt ihn im Besitz seines Hôtels.

Inzwischen neigten sich die Sitzungen der Kammern zu Ende und unter den dort verhandelten Fragen waren es die zum ersten Male zur Sprache gebrachten Befestigungen, welche einen allgemeinen Sturm in allen Reihen der Opposition und der Presse erregten. Die Idee Paris zu befestigen ist jedoch schon

alt. Vauban und Napoleon hatten bereits das Project es gegen das Ausland und die Emeute zu beschirmen, indem sie die umliegenden Anhöhen mit Citadellen kränzen wollten.

Im Jahre 1826 hatte der Kriegsminister Clermont Tonnerre einen Plan hierzu, nicht sowohl mit Hinsicht auf eine mögliche Invasion, als auf einen beträchtlichen Aufstand vorgelegt. Das Ministerium wollte diese Idee in Ausführung bringen, aber bei dieser Nachricht erhob sich die Hauptstadt und das Geschrei war so groß, daß man die schon begonnenen Arbeiten einstellen mußte, um den Sturm zu beschwören. Dies war jedoch nur ein Aufschub; war es auch nothwendig die öffentliche Meinung zu schonen, so wurde doch der Plan unwandelbar festgehalten; die einmal darauf vorbereiteten Gemüther gewöhnten sich allmälig an diese Vorstellung und in einer ruhigern Periode konnte man ein Project, dessen Nützlichkeit unbestreitbar war, wieder aufnehmen. Wie in allen Dingen so hatte auch hierüber Ludwig Philipp seine Meinung seit langer Zeit festgestellt, denn oft schon hatte er gegen Dumouriez geäußert: „Ich werde nicht eher ruhig sterben, als bis ich Paris befestigt sehe."

In der Absicht die widrigen Vorurtheile des Landes zu zerstreuen, beschloß die Regierung den dritten Jahrestag der Revolution mit glänzendem Gepränge zu begehen und diese Veranlassung wurde zur Einweihung der Statue des Kaisers benutzt. Es war in der That eine großartige Ceremonie. Gewiß, Ludwig Philipp, ein aufrichtiger Bewunderer des Ruhms und des Genies Napoleons, hatte durch seine Verfolgungen und seinen Despotismus zu viel gelitten, um nicht eine

Empfindlichkeit für diese ehemaligen Schmerzen zu bewahren, aber er besaß Gerechtigkeit und Einsicht genug, das Andenken dieses großen Mannes, der immerwährend der Stolz Frankreichs bleiben wird, zu ehren. Der König bewies, daß er dies anerkenne, denn die stürmischen Ausbrüche des Enthusiasmus, welche das Bild des unsterblichen Kaisers begrüßten, als es vor den Blicken der Menge enthüllt wurde, entschädigten den Monarchen vollständig für die neuerlichst erfahrenen Beunruhigungen. Darin hatte er noch überdies das Geheimniß dieser für die Befestigung seiner Dynastie so nothwendigen Popularität gefunden. Immer aufmerksam nirgend zu verletzen, strebte seine Politik dahin die Gemüther zu versöhnen und die conservativen Grundsätze auf jede geeignete Weise zu verbreiten. Deshalb bereiste er auch Frankreich wiederholt. In diesem einzigen Jahre geschah dies dreimal, zuerst in das Departement du Nord und hierauf zweimal in die Normandie. Der König blieb sich immer gleich, bemüht irrige Vorstellungen zu berichtigen, das Gute zu ermuntern *). Die Kenntniß der Verhält-

---

*) Antwort des Königs an den Maire von Dieppe.

„Gleich Ihnen erfreue ich mich über die Fortschritte der allgemeinen Wohlfahrt; um die Vortheile derselben Frankreich zu sichern, um es vor den Uebeln zu bewahren, die es bedrohten, habe ich den Thron, zu dem ich berufen wurde, angenommen. Indem ich ihn bestieg, habe ich geschworen die Institutionen zu vertheidigen, welche die Julirevolution verbürgen und bekräftigen und diesem Schwure werde ich treu bleiben. Ich werde sie vertheidigen, so lange ich lebe, gegen alle Angriffe, woher diese auch kommen mögen. Mit Freude

nisse und der Menschen hatte ihm diesen immer treffenden Blick verliehen. Der König behandelte alle Angelegenheiten der Politik und der Verwaltung mit gründlicher Einsicht und jenem gerechten Stolze, der sich auf die Sendung gründete, zu der er sich berufen fühlte: Staatsökonomie, Handel, Industrie, er durchdrang Alles."

Dem Maire von Rouen, der seine Wünsche für unbedingte Handelsfreiheit äußerte, entgegnete er: „Ich bin grundsätzlich dem Bestreben geneigt, daß der Handel volle Freiheit genieße; ich wünschte, daß es möglich wäre ihn von jeder Fessel zu entbinden, weil ich glaube, daß die Freiheit des Handels eines der vornehmsten Hilfsmittel ist, das Capital zu vermehren, große Glücksgüter zu gründen und die allgemeine Wohlfahrt durch raschen Umsatz zu befördern. Doch dürfen wir diesen Weg nur mit großer Vorsicht betreten. Wir müssen alle Interessen hören und um Rath fragen, und alles, was ich Ihnen in diesem Augenblicke sagen kann, ist, daß Sie auf meine sorgfältige Beachtung rechnen dürfen." Der König, welcher das Interesse Aller höher als seine Popularität schätzte, drückte sich immer mit edler Freimüthigkeit aus.

---

sehe ich den innern Frieden des Reichs sich in dem Maße befestigen, als der Erfolg meine Anstrengungen krönt, auch den allgemeinen Frieden Europas mehr und mehr sicher zu stellen. Durch Festhalten an dem gegeben Worte, durch die Achtung, die der französische Name im Auslande erlangt, ist es mir gelungen, mein Land die Segnungen des Friedens genießen zu lassen, bei denen unser Handel sich entfaltet."

„Ich will das Glück Frankreichs, sagte er zu dem Obersten der Nationalgarde von Havre; ich will den Frieden, aber nicht einen Frieden um jeden Preis. Ich will die Freiheit ohne die Zügellosigkeit, ich will die Gesetze geachtet wissen.“ Wie man sieht, enthielten alle diese Worte ernste Lehren, denen Frankreich Beifall zollte. Der Präsident des Civiltribunals von Bernay hatte, nach Popularität lüstern, eine eben so dreiste als unbedachte Sprache geführt. „Das Arrondissement von Bernay, sagte er, ist wie ganz Frankreich der Ordnung und den liberalen Institutionen zugethan. Was wir sehnlich wünschen, ist eine gesicherte und fortschreitende Freiheit in der Politik wie im System unseres Handels. Wir glauben nur dadurch heut' zu Tage die Throne wahrhaft zu befestigen, daß man die Könige die Wahrheit kennen lehrt, sich allen Vorrechten widersetzt, die Willkür und den Mißbrauch bezeichnet.“ Die Antwort des Königs rief den Beamten zum Gefühl des Schicklichen zurück: „Ja, ohne Zweifel, die Wahrheit muß zu den Königen gelangen; aber sie muß auch den Völkern bekannt werden. In unseren Tagen haben die Völker ihre Schmeichler wie ehemals die Könige, und diese Schmeichler verstehen es eben so gut die Wahrheit durch ihre Schmeichelei zu verfälschen, als sie durch Beleidigung zu unterdrücken und durch Verleumdung zu schwärzen. Die Zeit und die öffentliche Meinung mögen darüber richten und nur indem man die optische Täuschung der Leidenschaft und der Parteilichkeit beseitigt, gelangt der Geist des Volkes dahin, die Dinge gesund zu beurtheilen und seine wahren Interessen zu erkennen. Nur auf

diese Weise lernt man die wirklichen Vortheile, die man genießt, schätzen und setzt sich nicht der Gefahr aus, diese bloß zu stellen und zu verlieren, während man Chimären nachjagt und die Unfälle zurückruft, die Frankreich bedrückt haben."

Wenn man sich in die Zeit dieser gesellschaftlichen Convulsionen zurückversetzt, kann man sich leicht vorstellen, welchen Ausbruch von Zorn diese festen und der Krone würdigen Worte bei der Opposition hervorbrachten. Eine solche von dem Fürsten ergriffene Initiative einer moralischen Bestrafung mißfiel diesen Theoretikern, welche die Maxime nicht verlassen wollten: der König regiert, aber er herrscht nicht. (le roi règne, mais il ne gouverne pas.) Die Presse, welche mit solcher Rücksichtslosigkeit die Freiheit der Rede, diesen kostbaren Schatz aller gemäßigten und weisen Seelen mißbrauchte, verlor sich in einen Strom tönender, nichts sagender Phrasen über diese stehende Redensart, der sie mehr lächerliche als ernsthafte Vorschläge einer Abdankung zu Gunsten des Herzogs von Orleans oder des Herzogs von Bordeaux beimischte *)."

---

*) Frankreich, sagte ein Journal, legt nicht dem Princip des Königthums die Fehler der königlichen Person oder vielmehr die aus ihrer individuellen Lage hervorgegangenen Mißverhältnisse zur Last. Vielleicht sieht sich der Begründer jeder Dynastie durch die Gewalt der Umstände gezwungen, unmittelbar in die Thätigkeit der Regierung einzugreifen. In einem repräsentativen Staate ist eine solche Nöthigung ein Unglück, weil sie unconstitutionell ist. Aber kein Grund, kein Recht, kein Interesse hindert, sie mit der dynastischen Institution selbst auszusöhnen. Wir haben Napoleon im Jahre 1814

Alle diese Uebertreibungen hielten natürlich die Aufmerksamkeit der Autorität wach und der Geist der Revolte nöthigte

---

freiwillig und im Jahre 1815 gezwungen abdanken sehen, ohne daß Frankreich sich deshalb der Republik in die Arme geworfen hätte. Man würde heute nicht anders gegen die Monarchie verfahren, wenn der König sich dahin gebracht sähe, durch frühere Verpflichtungen oder ein gehässiges System dem Willen der Nation entgegen zu handeln. Man darf sich nicht einbilden dadurch etwas anderes als ein Hinderniß aus dem Wege zu räumen; vielmehr würde derjenige, der die Krone blos aus Hingebung angenommen hat und dahin gerathen wäre, die Verwickelungen seiner Stellung vervielfältigt zu sehen, gewiß nur sich selbst Gerechtigkeit zufügen, wenn er die freiwillige Abdankung Napoleons nachahmte."

Die legitimistische Partei schlug eine andere Art von Abdankung vor. Wir können versichern, daß noch heute viele Leute in Frankreich der Meinung sind, der Herzog von Orleans habe die zwei Abdicationen bei beiden Kammern nur in der Absicht niederlegen lassen, den Grundsatz der Erblichkeit, den er im Jahre 1804 bis zum Tode zu vertheidigen auf seinen Degen geschworen hatte, wieder herzustellen. Wir können hinzufügen, daß viele Personen glauben, die Souveräne hätten, als sie ihre Gesandten bei ihm ließen, den Herrn Herzog von Orleans nur als Generallieutnant betrachtet und daß die Niederlegung der Abdicationen der Bestimmungsgrund ihrer Politik gewesen sei. Unter denen, die den Eid abgelegt haben, sind mehrere, welche des Dafürhaltens sind, daß der Titel eines Königs der Franzosen nur eine provisorische, der drohenden Anarchie dargebrachte Concession gewesen sei, welche ihm, seine Macht nur bis zur Majorität als gesetzlich betrachtend, dazu dienen sollte, die Anarchie abzuhalten, damit er die Freiheit erlange, die Nation zur Herstellung des erblichen Rechts zu berufen und die falsche Regierung vom 7. August zu berichtigen." — (Gazette de France.)

sie zuweilen zu willkürlichen Maßregeln. So setzte sich der Polizeipräfect Gisquet selbst gerichtlichen Verstößen aus, da er gegen die demokratische Presse eine ungesetzliche Strenge entfaltete. Das Verbot wider die öffentlichen Ausrufer führte traurige Episoden herbei, bei denen sich die Unordnung und die Unterdrückung enthüllten. Die öffentliche Macht, anstatt mit Gewalt zu verfahren, muß sich auf das Gesetz stützen und sich hüten das Volk auf den Kampfplatz zu rufen; denn entweder wird der Widerstand eine Erschütterung herbeiführen, deren Folgen unberechenbar sind oder die Kleinmüthigkeit des Angreifers im Angesicht der Gefahr flößt Verachtung ein, die das wirksamste Mittel ist jedes Ansehen zu zerstören, weil sie die Schwäche zur Schau trägt. Glücklicherweise stellte der überlegene Geist Ludwig Philipps die seiner Popularität beigebrachten Breschen wieder her, welche der übelangewandte Eifer einiger seiner Diener eröffnet hatte. Allem Widerwillen und allen Bitterkeiten zum Trotz verfolgte er die von der Vorsehung ihm ertheilte Sendung und gelangte täglich mehr dahin die Zuneigung der Nation wieder zu gewinnen, indem er seine königliche Würde durch dieselben Züge von Menschlichkeit ehrte, womit er schon seine Jugend berühmt gemacht hatte.

Am 27. October 1833 begab sich die königliche Familie nach Bourget, um dort die Ankunft des Königs und der Königin der Belgier zu erwarten, als ein Postcourier, Namens Vernet *),

---

*) Vernet ist der nämliche, welcher am 20. März die Ankunft des von Elba entkommenen Kaisers meldete.

den Wagen Ihrer Majestäten in dem Augenblick kreuzte, als die Postillone zu Pferde stiegen. Der König ruft; Vernet wendet sich lebhaft gegen den Fürsten; aber der Sattel dreht sich um, er fällt unter das Rad und der Wagen, im Galopp von den Pferden fortgezogen, geht ihm mitten über den Leib. Durch das Geschrei der königlichen Familie bestürzt halten die Postillone an; der König und sein ältester Sohn springen aus dem Wagen, heben mit Hilfe einiger Officiere ihres Gefolges den unglücklichen Vernet auf und tragen ihn an den Fuß eines Baumes. Während hierauf der junge Herzog von Orleans den Kopf des Verwundeten auf sein Knie legt und ihn entkleidet, befragt ihn der König, untersucht ihn mit Sorgfalt, überzeugt sich, daß kein Bruch vorhanden sei und da er wahrnimmt, daß es noch einige Hoffnung zu seiner Rettung giebt, sagt er: „Man muß ihm eine Ader öffnen! Wer kann zur Ader lassen? Niemand? Nun wohl ich, ich habe in meiner Jugend Aderlässe angewendet; ich werde mich dessen noch erinnern. Leinwand her. Verlieren wir keinen Augenblick!“ Sogleich werfen ihm die Königin und die jungen Prinzessinnen ihre Schnupftücher hin; der König zerreißt sie, schnürt den Arm des Verwundeten ein und bringt der Hauptvene ein leichten Einschnitt bei, woraus schwarzes und dickes Blut hervorspritzt, das die Hände des Königs benetzt. Indem er seine Besinnung wieder gewinnt, murmelt Vernet: „Ach! Sire, ich merke wohl, daß ich nie wieder ein Pferd besteigen werde!“ Der König beruhigt ihn gütig, setzt seine angefangenen Bemühungen fort, hemmt das Blut, verschließt die Ader, legt den Verband an

und entfernt sich nicht eher, als bis er den Beschädigten den Händen eines Wundarztes übergeben hat.

Wie sollten solche Beweise von Edelmuth nicht die Bewunderung eines Volkes erregen, das von nun an gewöhnt werden sollte an seinem Beherrscher Tugenden zu preisen, die bis hierher noch nicht der Antheil der Fürsten gewesen waren? Der Präsident der Gesellschaft Monthyon und Franklin, Herr Jarry de Mancy, schlug vor, dem Könige eine goldene Medaille zuzuerkennen und begründete seinen Antrag mit diesen Worten: „Sollen bei einem solchen Zuge von Menschenfreundlichkeit, der an einem Privatmanne rührend sein würde, Politik und Etiquette der öffentlichen Dankbarkeit Stillschweigen gebieten, wenn er von einem Könige vollführt wird? Derjenige, der alle Andern belohnt, sollte der Einzige sein, dem nicht eine rein menschliche Belohnung angeboten werden dürfte?" Es war eine edle Begeisterung des Herzens, die auf edle Weise aufgenommen wurde und der König setzte einen Stolz darein, an die Seite der Bürgerkrone des Vendome die goldene Medaille zu stellen, die ihm die Gesellschaft Monthyon darbrachte.

Neuntes Kapitel.

Sturz des Dom Miguel. — Tod Ferdinand VII. — Die französische Regierung erkennt Isabelle II. als Königin von Spanien an. — Spaltung im Conseil. — Der Marschall Soult und der König. — Thronrede. — Discussion der Adresse. — Unangenehmer Vorgang in der Deputirtenkammer. — Duell der Herren Bugeaud und Dulong. — Entlassung des Herrn Dupont (von der Eure). — Gesetz gegen die öffentlichen Ausrufer. — Gesetz gegen die Associationen. — Die Schuldforderung der Vereinigten Staaten von Amerika wird abgelehnt. — Ministerielle Umgestaltung. — Herr von Argout wird zum Mitgliede beim großen Rath der Bank von Frankreich ernannt. — Ernennung des Herrn Barthe zum Präsidenten des Rechnungshofes. — Wachsthum der revolutionären Partei in Lyon. — Politische Lage dieser Stadt. — Symptome der Revolte. — Tag des 9. April; Bürgerkrieg; Gegenwehr. — Gewaltsame Folgen des Aufstandes. — Blutbad in der Straße Transnonain in Paris. — Die Besiegten und die Sieger. — Gesetz gegen die Inhaber von Kriegswaffen. — Bewilligung eines außerordentlichen Credits von vierzehn Millionen. — Einleitungen zum Aprilproceß. — Lafayettes Tod. — Auflösung der Deputirtenkammer. — Zusammenberufung der Wahlcollegien. — Ministerielle Krisis. — Wiederherstellung von Fontainebleau. — Das dreitägige Ministerium. — Der König, der Herzog von Orleans und Herr Thiers. — Verlängerung der ministeriellen Krisis. — Rücktritt des Herrn v. Talleyrand; sein Schreiben an Herrn von Rigny. — Das unter dem Herzog von Broglie gebildete Ministerium. — Der wieder vorgelegte Vertrag über die 25 Millionen; anmaßende Botschaft des General Jackson; Annahme des Vertrages. — Geschichte des Aprilprocesses. — Entweichung der Gefangenen von St. Pelagie; Verurtheilungen und Freisprechungen. — Unklugheit des Herrn von Gisquet; Worte des Königs in Bezug hierauf. — Gerüchte von Verschwörungen. — Herrn Thiers Hingebung. — Schrecken der Königin. — Fünfter Jahrestag der Julitage. — Attentat des Fieschi; Verhaftung des Meuchelmörders. — Beweise von Sympathie für die königliche Familie. — Beerdigung der Schlachtopfer der Höllenmaschine. — Das **Te Deum**. — Der Erzbischof von Paris. — Zustand der Gemüther. — Die Septembergesetze. — Proceß des Fieschi, Morey, Pepin, Boireau und Bescher. — Eigenhändiger Brief von Fieschi. — Verurtheilungen und Lossprechung. — Vollziehung des Todesurtheils an Fieschi, Pepin und Morey. — Nina Lassave und ihre Verehrer.

Das Jahr 1833 war an auffallenden Ereignissen nicht fruchtbar gewesen, aber die äußere Politik hatte mancherlei

Schwierigkeiten für die Zukunft geschaffen. Eine wichtige Frage erhob sich über alle andern, die des Orients, an die das Schicksal der Welt geheftet und die eine Quelle so vieler Stürme für Frankreich war. In Portugal gelangte durch den Sturz des Dom Miguel Donna Maria zur Krone; in Spanien begann der Tod Ferdinand VII. (29. Septbr. 1833) den Bürgerkrieg zu erregen und dem Cabinet der Tuilerien Verlegenheiten zu bereiten. Zuvörderst handelte es sich um den Entschluß, ob man die junge Isabelle anerkennen solle. Ueber diesen Punkt war man schnell entschieden, denn die Ansprüche des Don Carlos unterstützen hieß die Hoffnungen der legitimistischen Partei wiedererwecken, die darauf rechnete, durch diesen zu einer Restauration zu gelangen. Die französische Regierung erkannte daher Isabelle von Bourbon als Königin von Spanien unter der Regentschaft Christinens an und Herr Mignet wurde beauftragt, diese wichtige Nachricht nach Madrid zu überbringen. Diese Anerkennung führte inzwischen die Verpflichtung mit sich, die Rechte Isabellens II. zu unterstützen und die Interessen Frankreichs zu verbürgen; es war rathsam sich auf die Möglichkeit einer Intervention vorzubereiten. In dieser Absicht schlug Thiers dem Conseil vor, ein Beobachtungscorps von fünfzigtausend Mann aufzustellen. Nichts schien vernünftiger. Frankreich hatte im J. 1823 zu einem Parteizwecke intervenirt, konnte es nicht von neuem interveniren? Es blieb nur zu wissen, mit welchen Blicken man eine solche Maßregel in London, in Berlin, in Petersburg und Wien betrachten und ob man von den Kammern den benöthigten Credit zu den

Subsidien und der Ausrüstung erlangen würde. Thiers, welchem der König die Zustimmuug zur Aushebung von fünfzig tausend Mann ertheilte, hatte Mühe das ganze Conseil seinem Plane geneigt zu machen, obgleich er es auf sich nahm den Widerstand der Kammern zu besiegen. Endlich war die Sache fast entschieden, als zur großen Ueberraschung des Königs und Herrn Thiers der Marschall Soult in Betreff der verlangten Aushebung ausrief: „dies habe ich nicht nöthig.“ Ueber diese unerwartete Antwort entrüstet versetzte der König: „Herr Marschall Soult, was machen Sie da für Gewäsch.“ — „Der Marschall Soult macht kein Gewäsch“, versetzte der Minister etwas außer Fassung und entfernte sich. Nach einem solchen Auftritt war der Abgang des Marschalls zu erwarten; aber einige passende Worte des Monarchen beschwichtigten seine Empfindlichkeit und das gute Einvernehmen ward im Conseil wieder hergestellt.

Die ruhige und gemäßigte Thronrede bei Eröffnung der Session von 1834 rief in kurzen Worten alle Vorkommenheiten der äußeren Politik zurück. „Es macht mich glücklich“, sagte der König, „Ihnen anzeigen zu können, daß unsere Verhältnisse mit allen Mächten und die Zusicherungen, welche ich über ihre Stimmung erhalte, keinen Zweifel über die Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens übrig lassen. Die Halbinsel ist der Schauplatz ernster Ereignisse gewesen. Seit die Regierung der Königin Maria II. in Lissabon hergestellt worden ist, habe ich die diplomatische Verbindung mit Portugal wieder angeknüpft. In Spanien hat der Tod König Ferdinands VII. die Prinzessin

seine Tochter auf den Thron berufen; ich habe mich beeilt die Königin Isabella II. anzuerkennen, indem ich hoffte, daß diese schnelle Anerkennung und die Beziehungen, welche dadurch zwischen meiner Regierung und derjenigen der Königin Regentin begründet wurden, dazu beitragen sollten, Spanien vor der dasselbe bedrohenden Zwietracht zu bewahren. Schon scheint die Ruhe in den Provinzen wiederzukehren, in denen der Aufstand ausgebrochen war. Das Armeecorps, dessen Bildung ich angeordnet habe, beschützt unsere Grenzen vor allen Zufälligkeiten. Die Schweiz war vorübergehend durch Meinungsverschiedenheiten beunruhigt, welche die weise Festigkeit seiner Regierung schnell ausgeglichen hat. Ich habe mich beeilt ihr die Dienste zu leisten, welche sie von einem treuen und uneigennützigen Verbündeten erwarten durfte. Das ottomanische Reich war von großen Gefahren bedroht; ich bin bemüht gewesen eine friedliche Ausgleichung, welche zugleich durch das Interesse Frankreichs und die Aufrechthaltung der Ruhe von Europa erheischt wurde, zu bewirken. Ich werde mein Bestreben fortwährend dahin richten, deren Erhaltung sicher zu stellen... Vollenden wir unser Werk, meine Herren, damit die öffentliche Ordnung mächtig, geachtet und von nun an vor jedem Anfall bewahrt werde; damit die wirksame Beschützung der Nationalinteressen die letzten Hoffnungen der Factionen zerstöre." Hierauf das Bild unseres inneren Zustandes entwerfend, fügte er hinzu: „Die Ruhe Frankreichs ist seit Ihrer letzten Sitzung nicht gestört worden. Es ist im Besitz aller Wohlthaten der Ordnung und des Friedens. Ueberall

finden die Anstrengungen des Gewerbfleißes und der Arbeit ihren Lohn. Die Bevölkerung, thätig und ruhig, rechnet auf die Festigkeit unserer Institutionen, auf meine Treue sie zu bewahren und die öffentliche Sicherheit ist das Pfand der nationalen Wohlfahrt. Indem wir allen Rechten Bürgschaft, allen Interessen Schutz gewähren, gelangen wir durch unsere gemäßigte und billige Politik zu solchen Resultaten. Um deren Dauer sicher zu stellen, werden wir dasselbe System mit Kraft und Geduld beharrlich verfolgen. Eine unausgesetzte Wachsamkeit ist noch erforderlich; unverständige Leidenschaften, strafbare Umtriebe bemühen sich die gesellschaftliche Ordnung zu erschüttern. Wir werden ihnen Ihre gesetzliche Mitwirkung, die Festigkeit der Behörden, die Thätigkeit der Verwaltung, den Muth und die Vaterlandsliebe der Nationalgarde und der Armee, die Weisheit der Nation entgegensetzen. Aufgeklärt über ihre Gefahr wird die Nation die Täuschungen Derjenigen zurückweisen, welche die Freiheit angreifen, indem sie vorgeben, sie zu vertheidigen und sie wird den Triumph der öffentlichen Ordnung, den Fortschritt der Civilisation dadurch sichern. Auf solche Weise, meine Herren, werden wir endlich den Revolutionen eine Grenze setzen und die Wünsche Frankreichs erfüllen. Ich danke ihm für die Unterstützung, die es mir geliehen hat; ich danke ihm für die Beweise des Vertrauens und der Zuneigung, womit es mich umringt hat; ich habe sie mit Rührung in allen den Departements, die ich besuchen konnte, erfahren und ich preise die Vorsehung für alles Gute, dessen sich unser Vaterland schon erfreut und das ihm die Zukunft noch verheißt."

In diesen Worten war von repressiven Maßregeln kaum die Rede gewesen, weil das Ministerium Ursache hatte, eine reizbare Majorität zu schonen. Die Adresse, weit länger als die Thronrede und im Sinne der Mittelpartei verfaßt, war ein Gemisch von declamatorischen und unzusammenhängenden Phrasen. Inzwischen versprach die Kammer dem Throne ihren Beistand gegen alle anarchischen Versuche. „Durch unausgesetztes Beharren auf den Wegen der Gerechtigkeit und Mäßigung, durch eine feste und loyale Politik, durch unnachlassende Wachsamkeit, durch eine Verbindung wohl berechneter Maßregeln und eine der Landesverwaltung festeingeprägte Richtung wird Ihre Regierung über die mit so vieler Kühnheit auftretenden Factionen triumphiren. Frankreich erhebt einen einstimmigen Ruf, um allen diesen Umtrieben, diesen düstern Complotten, die es auf dem Wege zu seiner Bestimmung aufzuhalten streben, ein Ziel zu setzen. Die Thätigkeit der Verwaltung, die Entschlossenheit der Gerichte, der Muth der Nationalgarde und der Armee, unser gesetzmäßiger Beistand sind nachdrückliche Bürgschaften zur Unterdrückung anarchischer Versuche, welche die Meinung des Landes überdies von sich stößt und welche durch allgemeine Verwerfung mit Ohnmacht geschlagen sind. Dankbar nimmt Frankreich die Versicherung entgegen, die Ew. Maj. ihm über die Aufrechthaltung des allgemeinen Friedens, so wichtig für seine innere Wohlfahrt und die Entfaltung seiner Civilisation, ertheilen; aber der Friede würde aufhören eine Wohlthat für das Land zu sein, wenn er die Rechte und die Würde desselben verletzte. Sie werden ihn niemals um diesen

Preis annehmen; ein Volk, welches ohne den Krieg zu fürchten so viel Opfer bringt, um sich darauf vorzubereiten, kann nur bei einem Frieden, der seiner Ehre nichts kostet, glücklich sein..." Hiermit beantwortete man einige vom König auf seiner Reise ausgesprochene Worte. Diese Adresse war der Gegenstand stürmischer Debatten, während welcher man Vorwürfe und Drohungen austauschte. In der Sitzung vom 25. Jan., als Larabit sich bestrebte die Verwaltung des Marschalls Soult als eine Militärdictatur zu bezeichnen, antwortete der Minister: „Der Soldat muß gehorchen." Sogleich erhob sich ein Murren und der General Bugeaud rief aus: „Der Gehorsam geht vor Allem." — „Muß man gehorchen selbst wenn man zum Kerkermeister gemacht wird... bis zur Schande?" frug Dulong, Mitglied der Opposition und Verwandter Duponts (von der Eure). Diese Beleidigung war nicht zu dulden und Bugeaud war es seiner Ehre schuldig Genugthuung zu fordern. Nach vergeblichen Bemühungen eine Versöhnung herbeizuführen, ward das Rendezvous auf den 29. bestimmt. Die Pistole wurde als Waffe gewählt. Das Zusammentreffen fand um zehn Uhr im Gehölz von Boulogne statt. Auf dem Platze ging Alles mit Anstand und Rechtlichkeit vor sich. Die Gegner wurden vierzig Schritt auseinander gestellt und durften im Vorschreiten zielen. Kaum hatte jeder zwei oder drei Schritte gethan, als der General Bugeaud schoß und den unglücklichen Dulong einen Daumen breit unter dem linken Auge traf, worauf dieser, ohne ein Wort zu sprechen, hinstürzte. Dieses beklagenswerthe Ereigniß wurde von den Parteien leidenschaftlich beurtheilt

und zweierlei Folgen gingen daraus hervor: 1) ein Schreiben Armand Carrels an Herrn von Rumigny, einen der Secundanten des General Bugeaud, in beleidigenden und fast herausfordernden Ausdrücken; 2) die von Dupont (von der Eure) öffentlich gegebene und mit Gründen versehene Abdankung. Paris befand sich unter dem peinlichen Einfluß dieser tragischen Begebenheit, als das Gesetz wider die öffentlichen Ausrufer die Polizei in den Straßen und Plätzen den Händen der Autorität übertrug. Das war ein minder widersprochener Sieg als das Gesetz wider die Associationen und doch war diese letztere Maßregel eine Lebensfrage für die Regierung, die sich jeden Tag den verbrecherischen Versuchen der geheimen Gesellschaften und Clubs ausgesetzt sah. Die Frechheit der Republikaner ging so weit, daß sie ihre Entwürfe laut verkündeten und selbst von der Rednerbühne herab ließen sie Drohungen fallen, die nicht säumten den Bürgerkrieg anzufachen.

Nach dem Gesetz wider die Associationen, das überall Keime zur Revolte ausgestreut hatte, kam eine hitzige Frage vor, die über fünfundzwanzig Millionen, welche die Vereinigten Staaten von Nordamerika von der französischen Regierung forderten. Die verweigerte Bewilligung bestimmte den Herrn von Broglie zum Austritt und bewirkte eine Umgestaltung des Cabinets. Thiers erhielt zum zweiten Mal das Portefeuille des Innern; von Rigny übernahm das der auswärtigen Angelegenheiten; der Admiral Jacob wurde für das Departement des Seewesens berufen; das Handelsministerium fiel dem Vicomte Tanneguy-Duchatel zu; Persil ersetzte Barthe in der Justiz und

die Prädentschaft verblieb dem Marschall Soult. Von Argout und Barthe hatten wichtige Dienste geleistet, aber Beide hatten, der eine aus Widerwillen, der andere aus Aerger ihre kämpfende Rolle beendet und sehnten sich nach Ruhe. Die Abdankung des Herzogs von Gaëta gestattete Herrn von Argout die Verwaltung der Bank von Frankreich zu vertrauen. Es bot sich auch Gelegenheit dar Herrn Barthe einen angemessenen Posten zu verleihen. Schon lange wünschte Herr Barbé-Marbois, erster Präsident am Rechnungshofe, schon vierundachtzig Jahr alt und fast blind, seinen Rücktritt. So oft er in den Tuilerien erschien, bot er dem König seine Entlassung an, erhielt aber immer die wohlwollende Erwiderung: „Mein lieber Präsident, behalten Sie die Stelle, bis ich sie Ihnen abfordere." Der Augenblick war gekommen, Herr Barbé-Marbois, erfreut, seinen Platz Herrn Barthe abtreten zu können, beeilte sich sein Amt in die Hände des Königs niederzulegen, welcher ihm dafür in verbindlichen Ausdrücken dankte. „Mein lieber erster Präsident", schrieb er ihm, „ich will Ihnen selbst im Augenblicke, wo sie dahin gelangen eine Ruhe zu genießen, die sie wohl verdient, aber im Verfolg einer so langen und ehrenvollen Laufbahn so wenig kennen gelernt haben, zu erkennen geben, wie hoch ich Ihre Anstrengungen, Ihre Dienste und Ihren Charakter schätze. Ich bin Ihrer Spur zur Zeit dieser Proscriptionen, die ich mit Ihnen theilte, gefolgt, als ich mich, wiewohl in einem andern Theile Amerikas aufhielt und nachdem ich auch mit Ihnen das Glück theilte, das Vaterland wieder zu sehen, ist der Antheil, den Sie mir einflößten, noch durch die Uebereinstim-

mung unserer Gesinnungen, die wir Beide während der kurzen Frist, in der ich mit Ihnen in der Pairskammer saß, aussprachen, noch gewachsen. Erlauben Sie mir daher, mein lieber Präsident, diesen Erinnerungen eine Weihe zu verleihen, indem ich Ihnen mein Portrait übersende und Sie bitte, es als ein Pfand aller der Empfindungen anzusehen, die ich für Sie hege und die ich Ihnen immer bewahren werde."

Wir haben schon bemerkt, mit welcher Verachtung und welchem Uebermuth die politischen Associationen das gegen sie gerichtete repressive Gesetz aufgenommen hatten. Von allen Seiten bereiteten sie sich zum Widerstande, zum Angriff vor.

Die Ausforderung war durch die Herren von Ludre, Cabet, Garnier-Pagès, Voyer von Argenson, Audry von Puyraveau auf der Rednerbühne verkündet worden; sie diente den Clubs zum Signal. In den Tagen des 5. und 6. Juni besiegt, entschlossen sich die Republikaner thörichter Weise die Wechselfälle eines Kampfes mit den Waffen noch einmal zu versuchen. Aber diesmal wurde das Schlachtfeld nach Lyon verlegt, wo diese Partei mehrere Journale begründet hatte, wie den Precurseur, die Glaneuse, das Echo der Fabrik. Zwei ursprünglich der Politik fremd gebliebene Associationen beherrschten das Lyoner Fabrikwesen, die der Ferrandiniers und die der Mutuellisten. Bald verschlang die politische Frage die industrielle, sobald eine Annäherung an die Gesellschaft der Menschenrechte stattfand. Zu Grenoble, zu Saint Etienne, zu Marseille ging dieselbe Umwandlung vor sich. Seit den ersten, durch den Marschall Soult so energisch unterdrückten Unruhen hatte sich keine feindliche Kundgebung

in Lyon geäußert. Die Regierung hatte kurz vorher alle Interessen verglichen, ohne doch alle Uebel heilen zu können. Das Elend des Arbeiters war noch immer gleich groß, gleich tief begründet. Die Concurrenz, die städtischen Abgaben, der hohe Preis der Lebensmittel in den übervölkerten Städten erzeugten einen Zustand der herbsten Entbehrungen; deshalb wurde eine anfänglich geringe Erhöhung des Lohnes gefordert. Die Fabrikanten verweigerten sie, weil es ihr Ruin, der Untergang des Gewerbes war. Sogleich erfolgte die Einstellung der Arbeit, in Folge deren ein Uebereinkommen zwischen den Herren und den Fabrikaufsehern fast mit Gewalt zu Stande gebracht wurde. Demungeachtet mußte die Justiz die Häupter dieser Arbeitercoalition verfolgen. Am 5. April, dem Tage der Verhandlungen, strömte die Volksmenge auf den Platz Saint Jean, wo das Zuchtpolizeitribunal gelegen ist. Die Aufregung der Gemüther war außerordentlich. Die Gesellschaft der Menschenrechte hielt den Augenblick für günstig, das Zeichen zum Aufstande zu geben; aber die Behörden waren auf ihrer Hut und zum kräftigsten Widerstande entschlossen. Wegen der Unordnungen am 5. April war man genöthigt das Verhör auf den 9. zu verlegen und an diesem Tage begann der erste ernstliche Streit. Am Abend vorher hatten die verbundenen Sectionen sich für die Revolte entschieden. Bald erhoben sich Barrikaden, Schmähschriften liefen um, welche die Bürger zu den Waffen riefen und die Truppen einladeten sich mit dem Volke zu verbrüdern; Steine wurden gegen die Soldaten geschleudert, an allen Straßenecken fielen Schüsse; der Aufstand wächst, wird

allgemein und entsetzlich und plötzlich entzündet der Bürgerkrieg die ganze Stadt. Es war zu besorgen, daß sich die Bewegung in die Ferne ausdehnte. Glücklicherweise blieb sie auf Lyon beschränkt und es gelang den vereinigten Anstrengungen des Präfecten von Gasparin und des Generals Aymar sie zu bemeistern. Wohin zielte dieser beklagenswerthe Streit? Welchen Erfolg konnten die Urheber dieses blutigen Schauspiels hoffen? Eine ernsthafte Revolution war in solcher Entfernung von der Hauptstadt unmöglich. Von jedem andern Punkte ausgehend muß der Anstoß scheitern und die Lügen der republikanischen Journale über den Gang der Ereignisse von Lyon entschleierten die Ohnmacht und die Angst der Verschwörer. „Die Republik", sagte die Tribune, „und eine provisorische Regierung waren zu Lyon proclamirt worden; die Insurrection verbreitete sich überall hin; Saint Etienne schickte zehntausend bewaffnete Arbeiter; zu Dijon hatte man sich der Depeschen bemächtigt; zu Besort hatte ein insurgirtes Regiment die Republik ausgerufen." Diesen aufreizenden Worten versuchte man den Beginn einer Emeute hinzuzufügen; am Morgen des 13. April wurde eine Proclamation beim Thore Saint Martin angeschlagen. Sie verkündigte den Sieg der Lyoneser und rief die Pariser zum Aufstande auf; die Ausdrücke waren unglaublich frech und cynisch: „Endlich ist sie zerbrochen diese allzu lange Kette erniedrigender Tyrannei, schmachvoller Treulosigkeit und verbrecherischen Verraths!... Unsere Brüder von Lyon haben gezeigt, wie schnell die rohe Gewalt der Tyrannen vor dem republikanischen Patriotismus verschwinden muß... Was die

Mutuellisten mit solchem Erfolg begonnen haben, sollten die Sieger der Julitage zögern es zu vollenden? Sollten sie sich eine so schöne Gelegenheit entschlüpfen lassen, diese theuere Freiheit wieder zu erringen, für die schon so viel französisches Blut geflossen ist? Bürger, so großmüthige Opfer dürfen durch eine unwürdige Feigheit nicht fruchtlos werden ... Zu den Waffen, zu den Waffen!" Gegen drei Uhr Nachmittags brach eine Bewegung bei dem Thore Saint Martin los; ein Pistolenschuß ertönte und wie hingezaubert lief eine Menge junger Leute herbei, zerbrach die Laternen, riß das Straßenpflaster auf, errichtete Barrikaden und plünderte die Waffenläden. Alsbald setzte der Lärmschlag die Bewohner in Schrecken; die Verkaufsläden wurden eilig geschlossen und die Nationalgarde durchkreuzte die Straßen von Paris. Die Insurgenten schossen auf die Tambours und einer von diesen fiel plötzlich todt nieder. Ein wohlgenährtes Feuer empfing gleichfalls die erste Patrouille der Municipalgarde, die zum Schutz der Trommler erschien. Abends um sieben Uhr wurde der Angriff gegen die Barrikaden eröffnet; die Nationalgarde und die Linie drangen gleichzeitig vor. Der Obrist Chapuis von der vierten Legion und der Regimentsadjutant Chalamel von der Nationalgarde wurden gefährlich getroffen. Dennoch war der Kampf von kurzer Dauer. Um neun Uhr hörte das Feuern auf und man verschob die Wegnahme der in den Straßen Grenier Saint Lazare, Beaubourg, Transnonain und Michel-le-Comte errichteten Barrikaden bis auf den andern Tag. Inzwischen fehlte es nach der Verhaftung der Häupter der Gesellschaft der Menschenrechte

und dem Verbot der Tribune der Insurrection an Verbindung und Eintracht und die Regierungsgewalt hatte leichtes Spiel, denn sie hatte imposante Streitkräfte unter den Befehlen der Generale Tourton, Bugeaud, Rumigny und Lascours entfaltet. Warum muß bei einem so voraussichtlichen Siege der Geschichtsschreiber Handlungen einer unnützen und barbarischen Grausamkeit berichten? Ist nicht die Erzählung solcher Kämpfe beklagenswerth genug, ohne daß es nöthig wäre die Farben noch mehr zu verdüstern? Die unzweifelhaft rechtmäßige Unterdrückung des Aufstandes sollte nicht in entsetzliche und schwer zu rechtfertigende Wiedervergeltung ausarten, selbst dann nicht, wenn es sich auch nicht um Mitbürger gehandelt hätte. Das Blutbad in der Straße Transnonain ist das wildeste und unbegreiflichste Zwischenspiel unserer bürgerlichen Kriege. Die Erbitterung unserer durch die Kugeln feiger Meuchelmörder decimirten Soldaten kann das schreckliche Gemetzel nicht rechtfertigen, das man an unschuldigen und entwaffneten Schlachtopfern verübte. Greise, Frauen und Kinder, die bei jedem Schlage ihrer Henker um Gnade flehten, ohne Mitleid zu ermorden! Und keine Stimme, kein Anführer da, um diese empörenden Scenen zu verhindern! Ein solcher Vandalismus konnte noch im neunzehnten Jahrhundert stattfinden! Das muß unsere Nachkommen mit Unglauben und Entsetzen erfüllen! Ach, wollte Gott, es wären nur Erdichtungen und Lügen! Unglücklicherweise sind die Ereignisse in der Straße Transnonain nur allzu sehr bewahrheitet, denn sie sind durch gerichtliche Nachforschung, der wir einige Bruchstücke entlehnen wollen, erwiesen:

„Frau von Aubigny. — Um fünf Uhr kam die Truppe durch die Straße Montmorency an; sie unterhielt ein beständiges Feuer und bemächtigte sich der Barrikade.

„Kurz darauf stieß unvermuthet ein anderes Peloton Voltigeurs, die Sappeurs an der Spitze, durch die Straße Transnonain hinzu; sie versuchten, wie wohl vergeblich, die ausnehmend feste Thür unseres Hauses zu erbrechen. „Das ist die Linie!" schrie man im Hause; „ach, da kommen unsere Befreier, wir sind gerettet!"

„Herr Guitard, mein Gemahl und ich wir stiegen in aller Eile herab um zu öffnen. Hurtiger als die beiden Herren springe ich in die Loge der Thürhüterin, ziehe an der Schnur, das Thor geht auf. Die Soldaten stürzen sich in den Gang, machen eine halbe Wendung rechts und schlagen auf meinen Gatten und Herrn Guitard in dem Augenblicke an, als diese eben die unterste Treppenstufe erreichen. Sie fallen unter einem Hagel von Kugeln. Der Knall war so heftig, daß die Fenster der Loge, aus der ich nicht Zeit gehabt hatte herauszutreten, in Stücken fliegen. Ich empfand sogleich einen Anfall von Schwindel, er verließ mich nur um den leblosen Körper meines Gatten zu sehen, neben den des Herrn Guitard hingestreckt, dessen Kopf durch die zahlreichen Flintenschüsse, die ihn getroffen hatten, fast vom Halse getrennt war. Schnell wie der Blitz springen Soldaten, einen Officier an der Spitze, in das zweite Stockwerk. Eine erste Flügelthür von Holz ist ihren Anstrengungen gewichen, eine Glasthür widersteht noch. Ein Greis erscheint sie zu öffnen, es ist Herr Brefford der Vater. „Wir sind",

sagt er zum Officier, „friedliche Leute ohne Waffen; ermorden Sie uns nicht.“ Diese Worte erstarben auf seinen Lippen; er wird von drei Bajonettstichen durchbohrt und stößt ein Geschrei aus. „Lump!“ sagt der Officier, „wenn Du nicht schweigst, so ist es dein Ende.“ Annete Besson stürzt aus einem benachbarten Zimmer, um ihm zu Hilfe zu fliegen. Ein Soldat kehrt sich plötzlich gegen sie, giebt ihr einen Bajonnettstich unterhalb des Kinnes und in dieser Stellung schießt er sein Gewehr auf sie ab, daß durch diese Explosion die Bruchstücke des Kopfes bis an die Wand des Zimmers fliegen. Ein junger Mensch, Heinrich Larrivière, folgt ihr. Er wird von den Schüssen in solcher Nähe getroffen, daß seine Kleider Feuer fangen und die Kugeln tief in die Brust eindringen. Er ist jedoch nur tödtlich verwundet, worauf ein Bajonnettstich die Stirnhaut quer durchschneidet und man den Schädel offen daliegen steht; noch an zwanzig verschiedenen Stellen wird er getroffen. Schon ist das ganze Zimmer eine Blutlache und Herr Brefford der Vater, der seiner Wunden ungeachtet noch die Kraft hat in einen Alcoven zu flüchten, wird von den Soldaten verfolgt. Madame Bonneville, ihn mit ihrem Körper bedeckend, die Füße im Blut, die Hände zum Himmel erhoben, ruft ihnen zu: „Meine ganze Familie ist zu meinen Füßen niedergestreckt; es ist Niemand mehr zu tödten, es ist Niemand mehr da als ich!“ Und fünf Bajonettstiche durchdringen ihre Hände. Im vierten Stockwerk sagten die Soldaten, die so eben Herrn Lepere und Herrn Robiquet getödtet hatten, zu deren Frauen: „Ihr armen Frauchen, Ihr seid eben so zu beklagen wie Euere Männer, aber

wir sind commandirt; wir sind gezwungen den Befehlen zu gehorchen; wir sind eben so unglücklich als Ihr."

„Annette Vachè. — Um halb eilf Uhr des Abends kam Ludwig Brefford zu mir, um sich niederzulegen. Unsere Nacht war sehr unruhig. Um fünf Uhr des Morgens kam Herr von Larrivière, der zum zweiten Mal die Nacht bei Herrn Brefford, dem Vater, zugebracht hatte, zu uns herauf uns guten Morgen zu wünschen; er sagte uns, daß er sehr schlecht geschlafen und die ganze Nacht schreien gehört habe. Eine Stimme von unten rief „Ludwig"; es war sein Vater. Herr von Larrivière ging hinab, um zu sagen, daß er kommen werde. Ludwig war eben beschäftigt sich anzuziehen; ich war selbst kaum angekleidet, als mich bei dem heftigen Lärm, den ich auf der Treppe hörte, die Neugier trieb bis ins vierte Stockwerk zu gehen. „Wohin gehst Du?" schrieen mich die Soldaten an. In der Bestürzung antworte ich nicht. „Oeffne Deinen Shawl." Ich öffne meinen Shawl; man schießt auf mich, man fehlt mich. „Halt!" ruft man mir zu und schießt zum zweiten Mal auf mich; ich stoße ein durchdringendes Geschrei aus und gelange mit Noth bis zu Ludwigs Thür. „Bist Du verwundet?" sagt er zu mir, indem er sie hinter mir verschließt. „Ich glaube nicht; sie haben so nahe auf mich geschossen, daß sie mich nicht gefehlt haben könnten; ich denke sie haben keine Kugeln in ihren Gewehren, sie sind nur mit Pulver geladen." — „Was, keine Kugeln! aber dein Shawl ist ja an mehreren Stellen durchlöchert." — „Ach, mein Gott, sie wollen uns tödten. Ludwig, Ludwig! verbergen wir uns. Halt, halt, versuchen

wir auf das Dach zu steigen; wir wollen eins dem andern helfen!" — „Nein", sagt Ludwig, „man mordet die Leute nicht mir nichts Dir nichts; ich will mit ihnen sprechen." Schon klopfen die Soldaten an unsere Thür, Ludwig öffnet ihnen. „Meine Herren", ruft er, „was wollen Sie? Tödten Sie uns nicht; ich befinde mich bei meiner Frau, wir sind so eben aufgestanden; durchsuchen Sie Alles, Sie werden finden, daß ich kein Uebelthäter bin." Ein Soldat zielt. Ludwig fällt mit dem Gesicht zu Boden, er stößt einen langen Schrei aus: „Ach!" Der Soldat versetzt ihm zwei oder drei Kolbenschläge auf den Kopf und dreht ihn wieder auf den Rücken, um sich zu versichern, daß er wirklich todt sei. Ich werfe mich auf den Leib meines Geliebten. „Ludwig, Ludwig! ach wenn Du mich hörst!..." Ein Soldat schleudert mich auf den Fußboden hin. Als ich mich erhebe, sind die Soldaten verschwunden. Ich horche; ich hörte von neuem Schritte, man kommt in das Zimmer zurück. Ich fürchte mich, ich stecke mich unter die Matratze. „Ist hier Niemand weiter todt zu schlagen?" sagte eine Stimme. „Suche doch unter den Matratzen." „Nein", antwortete eine andere; „ich habe eben nachgesehen; es war nur Einer da, Du weißt es; geh', er ist todt."

„Madame Hû. — Seit dem vorigen Abend hatten wir uns bis sechszehn Personen, Männer und Frauen, in dem von Madame Bouton bewohnten Cabinet aufgehalten. Wir hatten uns dahin zurückgezogen, seit die Insurgenten unser Haus zu überfallen drohten, denn nur diese flößten uns Besorgnisse ein. Wir dachten nicht daran, daß wir von den Truppen etwas zu

fürchten haben könnten. Wir verließen uns einer auf den andern. Herr Bouton hatte uns so oft von seinen Feldzügen erzählt, von den Gefahren, in denen er sich befunden hatte, daß wir uns bei ihm noch sicherer hielten; das war so natürlich!... Wir waren ihrer noch dreizehn, als die Truppen die Thür zu sprengen versuchten. In diesem Augenblick hatten wir kein Blut mehr in den Adern. Madame Godefroy war die Nächste an der Thür. Sie hielt ihr Kind von fünf Vierteljahren in den Armen; nach ihr kam Herr Hû, mein Gatte, gleichfalls unser Kind in den seinigen haltend. Madame Godefroy wollte nicht öffnen. „Oeffnen Sie, öffnen Sie", sagte mein Mann, „daß die Herren Alles sehen. (Er hielt das Kind vor sich.) Wir sind, wie Sie sehen, in Familie versammelt, meine Freunde, meine Brüder; wir sind hier lauter friedliche Väter und Mütter. Ich habe einen Bruder, der auch Soldat ist, unter den Fahnen in Algier." Madame Godefroy wird auf den Corridor gestoßen. Herr Hû fällt tödtlich getroffen mit seinem Sohne auf die rechte Seite. Eine Kugel hat den Arm des Kindes zerschmettert. „Mein Muttergefühl trieb mich", fügte Madame Hû hinzu, „es den Armen meines Gatten zu entreißen und indem ich mich rückwärts warf, fiel ich ohnmächtig auf ein hinter mir stehendes Gitter. Während dessen wird mein schon zu Boden liegender Mann von zweiundzwanzig Schüssen und Bajonettstichen in den Rücken getroffen. — Seine Kleider sind noch zu sehen, sie sind so zerfetzt, daß es nur noch von Blut starrende Lumpen sind. Herr Thierry ward getödtet; Loisillon, der Sohn der Thürhüterin, erliegt unter den erhaltenen Strei-

chen. Mehrere Personen wurden verwundet. Loisillon stößt einen Todesschrei aus. „Ah, Lump, Du hast noch nicht genug", sagen die Soldaten. Sie beugen sich herab und tödten ihn vollends. Hierauf gewahren sie Herrn Bouton, der unter einem Tisch kauert. Da sie keine geladenen Gewehre mehr haben, durchbohren sie ihn mit den Bajonnetten. Sein Gestöhn war von der Art, daß ich es noch jetzt zu hören glaube. Später traten andere Soldaten ein, die auf ihn schossen."

Wie lassen sich solche Schandthaten erklären? Beim Vorrücken an der Ecke der Straße Montmorency erhielt das 35. Regiment in der That einige Flintenschüsse, die aus dem Hause Nr. 12 in der Straße Transnonain kamen und, um unbeugsamen Befehlen zu gehorchen, ließ der Obrist sogleich dieses Haus bestürmen; aber die Insurgenten waren schon entschwunden; die Wuth der Soldaten fiel daher nur über die Unschuldigen her und sie schlugen blindlings zu! Der Befehl erforderte es! Welche Reue müssen sie empfunden haben, als der Wahnsinn vorüber war. Welche Betrübniß für sie, die grausamen Werkzeuge eines noch grausameren Willens! Und welche Gewissensbisse für die Anführer, die eine gesetzmäßige Züchtigung bis zur gehässigsten Strenge der Rache trieben. So führten thörichte utopische Wünsche ein blutiges Zusammentreffen herbei, das auf beiden Seiten den entsetzlichsten Charakter des Mordes annahm. Eine traurige Quelle von Belehrungen für die Parteien, um daraus zu erkennen, daß der Triumph der Ideen nicht mehr der Preis des Bluts in einer Epoche des Fortschritts und der freien Rede sein kann.

Zu Paris wie zu Lyon war die Insurrection besiegt worden. Das war der Todesstreich für die Associationen, die danach gestrebt hatten, sich an die Stelle der Regierung zu setzen. Unermeßliche politische Folgen gingen daraus für die Orleans'sche Dynastie, deren Stärke sich täglich mehr offenbarte, hervor. Die unmittelbaren Wirkungen dieses neuen Versuchs waren die Einbringung eines Gesetzes gegen die Inhaber von Kriegswaffen (15. April) und die Bewilligung eines außerordentlichen Credits von 14 Millionen, um die Armee in einem Effectivbestand von 360,000 Mann und 65000 Pferden zu erhalten. Die Fortdauer der Emeuten rechtfertigte hinreichend diese Vorsichtsmaßregeln. Hierauf beschloß der Ministerrath, um die ganze Größe der Gefahr, der die Gesellschaft so eben entgangen war, deutlicher zu machen, der Pairskammer diesen ausgedehnten politischen Proceß zu übertragen, in dem alle diejenigen erscheinen sollten, die an den, im Monat April hervorgebrachten Unruhen Theil genommen hatten.

Von nun an war die republikanische Idee vernichtet; ihre Verkörperung überlebte sie nicht lange. Den 20. Mai desselben Jahres verschied Lafayette, ohne daß sein Tod das mindeste Aufsehen im Volke erregte. Alles ging ruhig und regelmäßig bei seinem Leichenbegängniß vor sich.

Wenn man auch dem tugendhaften Bürger sein Bedauern widmete, so blieb man doch gänzlich gleichgiltig für den politischen Charakter eines Mannes, der, indem er zuerst die Lehre proclamirte — daß der Aufstand die heiligste aller Pflichten

sei — immer als das Sinnbild der Anarchie betrachtet worden war.

Die Kammer wurde im Augenblick, als die Session beendet war, aufgelöst; die Wahlcollegien wurden auf den nächsten 21. Juni berufen. Das war für die Parteien eine Gelegenheit sich zu regen, um im Parlament die Kraft wieder zu erlangen, die sie in der Emeute verloren hatten. Aber der Erfolg konnte nicht zweifelhaft sein. Die äußerste Partei der Republik, der Schrecken der Nation, erhielt nur eine sehr geringe Stimmenzahl. Die Linke selbst erlitt einige Schlappen im Andenken an den Rechenschaftsbericht, der die Veranlassung so vieler Unruhen geworden war, und der Sieg blieb ganz und vollständig der Regierung. Zugleich erlag das Cabinet, ehe es vor der neuen Kammer erschien, wesentlichen Modificationen; denn der Austritt der Herren von Broglie, Barthe und von Argout hatte seine Tendenz ungemein verändert. Eine ernste Besprechung über die Regierung in Algier brachte Uneinigkeit in das Conseil und führte die Abdankung des Marschalls Soult herbei. Das war es, was Thiers wünschte, der mit unmäßiger Eigenliebe nach der Herrschaft strebte. Der Marschall Soult ward durch den Marschall Gerard im Kriegsministerium und in der Präsidentschaft ersetzt. Der vorherrschende Gedanke des neuen Ministeriums war nun die Amnestie. Anfangs als eine Hoffnung hingestellt, wollte es nun daraus eine Bedingung seiner Mitwirkung machen. Das war seine Klippe; auf diese Weise blieb das Cabinet sichtlich in einem provisorischen Zustande, dessen Ende erst nach einer

langen Krise eintreten konnte. Die Thronrede*), sehr kurz in Betreff der äußeren Politik und der Verwaltung, berührte

---

*) Die in der königlichen Sitzung vom 31. Juli 1834 gehaltene Thronrede war in diesen Ausdrücken abgefaßt: „Meine Herren Pairs und Deputirten, mit lebhafter Befriedigung befinde ich mich immer in ihrer Mitte. Ich fühle mich besonders beglückt Sie in einem Augenblick um mich zu sehen, wo die öffentliche Wahlstimme sich mit solcher Bestimmtheit ausgesprochen hat. Sie hat diese gemäßigte und liberale Politik bestätigt, welche die Kammern in den vorhergehenden Sitzungen so treu unterstützt haben: es ist die Politik der Charte. Frankreich will die Ruhe unter der Aegide der schützenden Institutionen, welche seine Weisheit und seinen Muth vor jedem Angriff bewahrt haben. Meine Regierung hat sich bemüht der Erwartung der Nation zu entsprechen und der Erfolg hat unserer Standhaftigkeit nicht gefehlt. Ueberall wo verbrecherische Unternehmungen einen beklagenswerthen Kampf erregten, hat die nationale Sache triumphirt; die Nationalgarde und die Armee, deren edle Hingebung Sie gleich mir würdigen werden, haben die Unordnung mit eben so viel Kraft als Treue unterdrückt und die friedliche Anwendung der in der letzten Session gegebenen Gesetze hat die Unmacht der Aufrührer dargethan und das Vertrauen in die Gemüther zurückgeführt. Ich kann uns über den Stand unserer Beziehungen zu den fremden Mächten nur Glück wünschen. Die inneren Zwistigkeiten, welche Portugal verheerten, haben ihr Ziel erreicht. Ich habe mit dem Könige von Großbritannien, der Königin von Spanien und der Königin von Portugal zur Wiederherstellung des Friedens auf der Halbinsel einen Vertrag geschlossen, welcher bereits den heilsamsten Einfluß ausgeübt hat. Fortwährend innig mit England verbunden, beschäftige ich mich in Uebereinstimmung mit meinen Verbündeten mit der Lage Spaniens, wo neue Verwickelungen vorgekommen sind, welche von Seiten der Mächte, die den Vertrag vom 22. April unterzeichneten, eine ernste

keine Frage mit Bestimmtheit, um jeden ersten, unmittelbaren Conflict mit der neuen Majorität zu vermeiden. Dennoch war es nach der Abfassung der Adresse unmöglich sich über die feindseligen Absichten der Kammer in Betreff des Cabinets zu täuschen.

Ein Wechsel der Stellen war nahe. Wir haben schon gesagt, daß der Marschall Gerard die Präsidentschaft des Cabinets nur mit dem Wunsche angenommen hatte, seinen Diensteintritt durch eine Amnestie zu bezeichnen. Es war von Wichtigkeit die Zweckmäßigkeit einer solchen Maßregel zu beurtheilen. Besaß die Regierung alle Elemente von Kraft und Popularität, um einen Beweis solcher Milde zu geben? Würde er nicht vielmehr als eine Handlung der Schwäche, des Kleinmuths am Vorabend eines politischen Processes gegolten haben? Ungeachtet dieser Gründe eine so häkelige Maßregel zu verschieben, beharrte der General Gerard auf seiner Meinung,

---

Aufmerksamkeit ansprechen. Der Zustand im Orient ist beruhigend und Alles deutet darauf hin, daß Nichts den Frieden stören wird, den Europa genießt. Ich rechne, meine Herren, auf Ihre loyale Mitwirkung und werde bei jeder Gelegenheit darauf rechnen. Ich kenne kein anderes Interesse; ich habe keine andern Wünsche als die Frankreich hat. Unsere Institutionen zu befestigen, alle guten Franzosen um den Thron und um die Charte zu versammeln, mit gleicher Festigkeit die vereinzelten oder combinirten Versuche der widerstrebenden Factionen zu unterdrücken, das ist der einzige Zweck meiner Anstrengungen und meinen süßesten Lohn finde ich in meines Landes Zuneigung, deren Erweise in mir immer die tiefste Sympathie erregen.

theils aus eigener Ueberzeugung, mehr noch auf den Rath seiner Umgebungen. Der König war damals zu Fontainebleau, das er geschmackvoll wieder einzurichten vorhatte. Dort erholte sich der Fürst von den Sorgen der Macht und ordnete große Jagden in den herrlichen Wäldern an, den Zeugen von dem Glanze des Hofes Franz I. und Ludwigs XIV. Während des Aufenthalts Ludwig Philipps zu Fontainebleau wurde über die Frage der Amnestie lange verhandelt und da die Majorität des Conseils sich dahin entschieden hatte, daß der Augenblick zu Ergreifung einer solchen Maßregel noch nicht erschienen sei, so reichte Marschall Gerard seine Entlassung ein. Die ministerielle Crisis, die lange unentschieden blieb, brachte einige Unruhe in die Gemüther; die Regierung verlor dadurch an Kraft: es war daher dringend eine schnelle Lösung zu bewirken. Guizot und Thiers schlugen eine Combination vor, der zufolge der Herzog von Broglie wieder in das Ministerium eintreten und die Amnestie durch ein Gesetz bewilligt werden sollte. Aber der König liebte Herrn von Broglie nicht und hielt die Amnestie für ungeeignet; daher brach er auch beim ersten Worte dieses Plans los.

Guizot und Thiers boten ihre Entlassung an. „Nun wohl, sei es," rief der König mit erschütterter Stimme, „ich werde darauf denken."

Der Fürst, der sich, man muß es gestehen, in großer Verlegenheit befand, wendete sich wegen Bildung eines neuen Cabinets an Herrn Persil. Persil begab sich in aller Eile zu Dupin dem älteren, welcher das Verzeichniß der Pairs und

Deputirten im königlichen Almanach vornahm, einige Namen daraus wählte und am 10. November 1834 wurden die Ordonnanzen in den Moniteur eingerückt. Man las darin: „Präsident des Conseils und Minister des Innern, der Herzog von Bassano; Minister des Auswärtigen, Herr Bresson; Minister der Finanzen, Herr Passy; Seeminister, Herr Karl Dupin; Kriegsminister und interimistisch für die auswärtigen Angelegenheiten, Generallieutenant Bernard; Handelsminister und interimistisch für den öffentlichen Unterricht, Herr Teste.“ Persil blieb im Departement der Justiz und des Cultus.

Ein lauter Ausruf des Zweifels und der Ironie begrüßte diese befremdliche Zusammenstellung; denn die Befähigung der Staatsmänner dieses Ministeriums kam nicht der Größe ihrer Hingebung und Selbstverleugnung gleich. Der König sah sehr bald die Unwirksamkeit ihres Beistandes ein und schon am zweiten Tage benachrichtigte der Herzog von Orleans Herrn Thiers, daß man ihn im Schloß erwarte. Thiers begab sich dahin. Auf das Andringen des jungen Prinzen, sich mit der Bildung des Cabinets zu befassen, hatte er die Gründe seiner Weigerung dargelegt, als der König, mit einem Lächeln auf den Lippen, eintrat und sich vor ihn stellte: „Ja wohl,“ sagte er, „ich bin geschlagen, aber, man muß es zugeben, mit sehr schlechten Soldaten; o, was für Menschen!“

Das Cabinet vom 10. November diente wirklich allen Angriffen der Presse zum Zielpunkt; in Folge des geringen Vertrauens, das es einflößte, geriethen alle Geschäfte in Stillstand, die Fonds gingen auf beunruhigende Weise herab; es erlag

schon unter der Last des Lächerlichen und seiner Ohnmacht, ehe es noch vollständig organisirt war. Man mußte einem solchen Zustande der Dinge schleunigst abhelfen. Der König wendete daher alle Hilfsquellen seiner gewinnenden Beredtsamkeit an, um Herrn Thiers zur Wiederannahme seines Portefeuilles zu bewegen. Thiers willigte ein mit dem Beistande Guizots ein Ministerium zusammenzusetzen und diese Nachricht wurde vom Moniteur zugleich mit der Abdankung der Glieder des Ministeriums der drei Tage verkündet. Man verschob den Wiedereintritt des Herzogs von Broglie; an die Stelle des Marschalls Gerard berief man den Marschall Mortier; und die königliche Ordonnanz, welche das Ministerium reconstituirte, wurde am 18. November unterzeichnet. Damit war aber dieses ministerielle Interregnum noch nicht beendet, denn in den ersten Tagen des Jahres 1835 brach die Crisis ungeachtet der Anhänglichkeit der Kammer an das System des Cabinets wieder aus. Mortier war eine der schwächsten politischen Capacitäten und seine Theilnahme an den Geschäften konnte nicht von langer Dauer sein. Nach drei Monaten der Präsidentschaft war seine Rechnung aus. Es ist wahr, Thiers und Guizot verständigten sich über die allgemeinen Maßregeln einer repressiven Politik, aber sie wichen in Beurtheilung der wesentlichen Grundlagen der Gesellschaft von einander ab. Die Unterhandlungen lebten daher bei eben so großen Hindernissen als im November wieder auf. Der König wendete sich von neuem an Dupin und den Grafen Molé; es blieb ohne Erfolg und die Sachen zogen sich so in die Länge,

daß die Linke darin ein parlamentarisches Hilfsmittel sah ihr Ansehen wieder zu erlangen. Man strebte selbst dahin, es als Grundsatz in der Kammer einzuführen: „daß sie das Recht habe bei ministeriellen Combinationen einzuschreiten." Die Majorität verschob weitere Erörterungen hierüber, um die Wirksamkeit der Krone nicht zu schwächen. Der König, dessen kostbarstes Vorrecht man also geachtet hatte, verbarg seine Zufriedenheit bei der nächsten Veranlassung nicht. „Meine Herren, ich fühle mich glücklich eine Gelegenheit zu finden, es Denjenigen, welche die Kammer der Deputirten repräsentiren, aussprechen zu können, wie sehr ich die Zurückhaltung zu schätzen weiß, womit Sie am vorigen Sonnabend die Interpellationen vertagten, welche nur unsere Verlegenheiten hätten vermehren können. Sie sind groß; ich habe den politischen Leidenschaften zu widerstehen und die persönliche Weigerung einiger Männer zu bekämpfen, welche die allzu drückende Last eines Ministeriums auf sich zu nehmen fürchten. Jedoch hoffe ich, daß wir dahin gelangen werden, alle diese Schwierigkeiten zu besiegen und in jedem Falle können Sie versichert sein, daß alles dies nur dahin ausgehen wird, ein solches Ministerium zu bilden, welches die Majorität der Deputirtenkammer repräsentirt." Diese Worte enthüllten die Herzensangst des Monarchen, denn die Crisis drohte sich zu verlängern. Auf diesem Fleck befanden sich die Sachen, als eine wichtige Neuigkeit die Aufmerksamkeit der diplomatischen Welt in Anspruch nahm: es war der Rücktritt des Herrn von Talleyrand. Man wollte darin einen politischen Beweggrund er-

kennen; er bezog sich nur auf den Gesundheitszustand des Fürsten, der seit zwei Jahren sehr gestört war. Genöthigt, sich darauf zu beschränken, immer nur ein wenig auf die Ereignisse einzuwirken, ohne daran einen thätigen Antheil zu nehmen, begründete er sein, an den Minister des Auswärtigen, Herrn von Rigny gerichtetes Entlassungsgesuch in würdigen Ausdrücken: „Mein Herr Graf, als das Vertrauen des Königs mich vor vier Jahren zur Gesandtschaft in London berief, bewog mich die Schwierigkeit dieser Sendung selbst zu gehorchen; ich glaube sie nützlich für Frankreich und für den König vollführt zu haben. Beider Interessen blieben meinem Geiste immer gegenwärtig, in meinen Vorstellungen immer eng verbunden. In diesen vier Jahren hat der aufrecht erhaltene allgemeine Friede allen unseren Beziehungen gestattet sich zu vereinfachen. Unsere Politik ist aus ihrer Vereinzelung herausgetreten und hat sich derjenigen der übrigen Nationen angefügt; sie ist von den rechtschaffenen Männern aller Länder gebilligt, gewürdigt und geehrt worden. Die erlangte Mitwirkung Englands hat uns nichts gekostet, weder unserer Unabhängigkeit noch unserer nationalen Empfindlichkeit und so groß war unsere Achtung vor jeglichem Recht, so unverstellt die Offenheit unseres Verfahrens, daß, weit entfernt Mißtrauen einzuflößen, man unsere Bürgschaft gegen den Geist des Propagandismus nachsucht, welcher das alte Europa beunruhigt. Gewiß muß man es der hohen Weisheit des Königs, seiner großen Geschicklichkeit beimessen, so zufriedenstellende Ergebnisse erlangt zu haben. Ich spreche für mich selbst nur das Verdienst

an, den tiefen Gedanken des Königs immer zum voraus erra-then und ihn denjenigen verkündigt zu haben, die nachher von der Wahrheit meiner Worte überzeugt wurden. Aber heut, wo Europa den König kennt und bewundert, sind eben dadurch schon die größten Schwierigkeiten überstiegen; heut, wo Eng-land vielleicht ein eben so großes Bedürfniß als wir nach ge-genseitiger Allianz mit uns hat; heut, wo der Weg, den es verfolgen zu wollen scheint, ihm vielleicht einen Geist mit we-niger alten Traditionen als den meinigen wünschenswerther macht; heut glaube ich, ohne gegen meine Hingebung für den König oder für Frankreich zu fehlen, Seine Majestät ehr-furchtsvoll bitten zu dürfen meine Entlassung zu genehmigen und ich bitte Sie daher, Herr Minister, ihm solche vorzulegen. Mein hohes Alter, die Kränklichkeit, die seine natürliche Folge ist, die Ruhe, die es mir gebietet, die Vorstellungen, die es mir einflößt, erklären diesen Schritt hinreichend, rechtfertigen ihn nur zu sehr und machen ihn sogar zu einer Pflicht. Ich vertraue der billigen und gütigen Gesinnung des Königs, daß er mich danach beurtheilen werde."

Inzwischen gelangte man zum Ausgang der ministeriellen Crisis und das Cabinet wurde unter der Präsidentschaft des Herrn von Broglie reconstituirt. Die Rückkehr des edeln Her-zogs zu den Geschäften mußte den Vertrag über die 25 Mil-lionen, dessen Verwerfung seinen früheren Austritt bewirkt hatte, wieder aufs Tapet bringen, aber nun war diese Frage sonderbar verwickelt geworden. Seit langer Zeit war die amerikanische Schuldforderung von Seiten der Presse der Ge-

genstand kleinlicher Nachforschungen gewesen. Im Jahre 1806 und 1807 hatte Napoleon durch die von Berlin und Mailand datirten Decrete eine Achtserklärung gegen England geschleudert und die Confiscation aller Schiffe befohlen, die überwiesen waren mit der britischen Regierung, ihrem Gebiet oder ihrem Handel in Beziehung gestanden zu haben. Indem sie erklärten durch die Ausführung dieser Decrete unmittelbar betroffen worden zu sein, verlangten die Amerikaner eine Entschädigung und der General Sebastiani unterzeichnete im Jahr 1831 einen Vertrag, durch welchen die Summe auf 25 Millionen festgestellt wurde. Es blieb nur noch übrig die Genehmigung der Kammer zu erlangen. Die kaiserliche Regierung hatte den Anspruch der Amerikaner im Princip zugelassen; die Restauration verwarf ihn, wie aus einer Depesche des Baron von Damas, Minister der auswärtigen Angelegenheiten, an Herrn Hyde de Neuville, französischem Gesandten bei den Vereinigten Staaten hervorgeht. „Mein Herr Graf," besagte die Depesche, „der König beauftragt mich Ihnen beigeschlossen eine Tratte über zwölf Millionen Franks zu übermachen, welche Seine Majestät auf seine Schatulle angenommen hat und er ermächtigt Sie solche dem von Ihnen empfohlenen amerikanischen Capitän zuzustellen. Aber sagen Sie ihm zu gleicher Zeit, daß es die Absicht Seiner Majestät gewesen ist, ihn damit für die Dienste zu belohnen, die er Gelegenheit gehabt hat Franzosen zu leisten. Nur auf diesen Anspruch hin hat ihm der König eine Entschädigung bewilligen wollen, aber nicht in Anbetracht seiner Rechte; denn die Regierung Seiner Majestät

will in keiner Weise die amerikanischen Schuldforderungen anerkennen, welche den Gegenstand diplomatischer Reclamationen der Vereinigten Staaten ausmachen." Kurz, da die der Kammer vorgelegte Reclamation von dieser nicht genehmigt worden war, erzeugte diese Weigerung in Amerika eine heftige Aufregung und der Präsident Jackson erklärte, daß „weil ein übler Wille der französischen Regierung zur Vollziehung eines ratificirten Vertrags vorhanden sei, er nicht anstehen werde den beiden Kammern der Union eine Kriegsbotschaft zu überreichen." Hierauf beeilte er sich an den Congreß eine Botschaft zu richten, worin er sagte: „Es ist meine Ueberzeugung, daß die Vereinigten Staaten auf der schleunigen Vollziehung des Vertrags bestehen und daß sie sich im Fall einer Weigerung oder eines längeren Verzugs aus eigenen Kräften Recht schaffen müssen. Nachdem Frankreich fast ein Vierteljahrhundert gezögert hat unsere Ansprüche vertragsmäßig anzuerkennen, können wir nicht dulden, daß es ein zweites Vierteljahrhundert vorüber gehen lasse, um über die Bezahlung unserer Entschädigung zu unterhandeln. Das Völkerrecht giebt uns in dieser Lage ein Hilfsmittel: es ist ein durch das internationale Recht festgestellter Grundsatz, daß, wenn eine Nation sich gegen eine andere wegen einer liquiden Schuld im Rückstande befindet, wenn sie die Zahlung verweigert oder verabsäumt, der verletzte Theil sich des Eigenthums des andern, seiner Bürger oder Unterthanen bis zum Betrage der schuldigen Summe bemächtigen darf, ohne durch ein solches Verfahren einen Grund zum Kriege zu geben. Wenn die französi-

schen Kammern nicht die erforderlichen Gelder zur Vollziehung des Vertrags in ihrer nächsten Sitzung bewilligen, so kann man daraus mit Recht folgern, daß die französische Regierung bestimmt entschlossen ist, ihre feierlichen Versprechungen nicht zu erfüllen und daß sie die Tilgung einer anerkannten Schuld verweigere. In diesem Falle wird jeder Tag des Verzugs von unserer Seite ein Flecken an unserer Nationalehre und eine Verweigerung der Gerechtigkeit gegen unsere Mitbürger sein. Schnelle und entscheidende Maßregeln, sobald Frankreich seine letzte Weigerung von sich geben wird, werden nicht nur ehrenvoll und gerecht sein, sondern können auch nur die beste Wirkung für unseren nationalen Ruf haben. Ich schlage die Annahme eines Gesetzes vor, welches zur Beschlagnahme französischen Eigenthums ermächtigt, falls keine Bewilligung zur Bezahlung der Schuld in der nächsten Sitzung der französischen Kammern votirt wird."

Der Uebermuth des General Jackson erbitterte die Gemüther in Paris, als seine Botschaft dort bekannt wurde. Eine solche Vermessenheit schien kaum glaublich und die Regierung bewies ihre gerechte Empfindlichkeit durch eine bezeichnende Maßregel; Livingston, Repräsentant von Amerika, erhielt seine Päße und gleichzeitig wurde dem Grafen von Serrurier der Befehl ertheilt, die Vereinigten Staaten auf der Stelle zu verlassen. Dennoch konnte der Bruch, da Niemand ein Interesse am Kriege hatte, nicht von ernsten Folgen sein, und Alles sollte auf gute Weise vorüber gehen, ohne daß es nöthig wurde zum Schwerte zu greifen. Es kam nur darauf an, zweierlei zu

erlangen: eine officielle Desavouirung der Botschaft Jackson's durch den Congreß, um die Würde Frankreichs zufrieden zu stellen und dann die Genehmigung des vorgeschlagenen Gesetzes durch die französischen Kammern. Uebrigens hatten die parlamentarischen Debatten eine Wendung genommen, die eine glückliche Lösung versprach; die Partei für die Amerikaner war weit zahlreicher geworden. Die Einen aus Ueberzeugung, die Andern aus einem tiefen Gefühl der Verlegenheiten, die ein entschiedenes Verwerfen dieser Forderung der Regierung bereiten würde, waren entschlossen, ihre Stimme für die Entschädigung zu geben, und ungeachtet der Beredtsamkeit Berryers wurde der Vertrag am achtzehnten April 1835 angenommen. Dieses, mit einer Mehrheit von hundert zwei und funfzig Stimmen erlangte Votum befestigte das Ministerium, indem es der Stellung des Herzogs von Broglie eine Unterlage gab; aber als ein für die Ehre Frankreichs nothwendiges Amendement wurde ausdrücklich hinzugefügt, daß vor jeder Bezahlung der amerikanische Congreß befriedigende Erklärungen über die beleidigende Botschaft des Präsidenten Jackson zu gewähren habe. Es war ein Glück, daß diese Anarchie im Ministerium endlich aufgehört hatte, denn seine Lage wurde durch die Verwickelungen des Processes der Aprilangeklagten verschlimmert. Die Voruntersuchung war beendigt und man sah mit Besorgniß den entscheidenden Tag herannahen. Diese neue Probe sollte, indem sie den Ursprung der unseren Institutionen drohenden Gefahr und die Dringlichkeit der Abhilfe durch repressive Maßregeln bewies, unermeßliche Folgen für die Regierung ha-

ben. Zuerst sicherte sie die Niederlage der demokratischen Partei, und dann gab sie auf entscheidende Weise die eine und untheilbare Macht in die Hände des Königs zurück. Die Gesellschaft und die Monarchie, erschreckt durch den Aprilaufstand und das Attentat Fieschis, mußten ihr Heil den Septembergesetzen vertrauen. Wie dem auch sei, so vermehrte doch jeder Tag die Schwierigkeiten der von dem Pairshofe übernommenen Aufgabe. Der neue Proceß erweckte in ihr das schreckliche Andenken an den Proceß der Minister Karls X. Die Verantwortlichkeit war entsetzlich, aber bei auserlesenen Männern wächst die Hingebung mit der Gefahr. Nachdem die Einleitung geschlossen war, wurde es nöthig im Luxemburg einen Saal vorzurichten, der die Richter und die Angeklagten aufnehmen konnte. Der am 6. Februar 1835 unterzeichnete Ausspruch über die Versetzung in den Anklagestand gab allen denjenigen die Freiheit wieder, die nicht wesentlich betheiligt waren, sprach die Competenz des Gerichtshofes aus und erklärte alle Vorgänge in Lyon, Paris, Marseille, Sanit Etienne, Besancon, Arbois, Châlons, Epinal, Luneville und im Departement der Isère als mit einander in Verbindung stehend. Am zwanzigsten März waren durch Herrn Pasquier, Präsidenten des Pairshofes, die ex officio beizuordnenden Sachwalter ernannt worden; die Angeklagten lehnten deren Beistand ab. Entschlossen, den Streit auf das Gebiet der Politik zu führen, wählten sie zu Vertheidigern Männer von der entschiedensten Richtung in ihrer Partei, wie Armand Carrel, Maspail, Garnier-Pagès, Audry von Puyraveau, den Abbé von Lamennais. Aber es

war um so weniger möglich einen solchen außergesetzlichen Präcedenzfall zuzulassen, als die meisten der von den Angeschuldigten bezeichneten Männer sich selbst unter der Last schwerer Anklagen befanden. Da sich andererseits die bestellten Sachwalter aus Achtung vor dem Willen der Angeklagten zurückhalten zu müssen glaubten, so übertrug eine königliche Ordonnanz dem Pairshofe und seinem Präsidenten in Betreff der Advokaten alle Gewalt, die den Gerichtshöfen der Geschworenen und ihren Präsidenten zustehen (30. März). Der Advokatenstand setzte dieser Maßregel eine Protestation entgegen, welchem Beispiel die Advokatur von ganz Frankreich folgte. Die Staatsanwälte beeilten sich die Entscheidung der königlichen Gerichtshöfe einzuholen, welche die Ordonnanz vom 30. März für nichtig erklärten. Daher verfügte der Pairshof, daß er Niemanden zur Führung der Vertheidigung nöthigen werde. Auf solche Weise gab sich die Bangigkeit, die Besorgniß kund, welche dem Gerichtshofe die Annäherung des Schauspiels, das sich unter so ungewöhnlichen Verwickelungen vor ihm zutragen sollte, einflößten.

Verhindert sich durch Männer ihrer Wahl vertheidigen zu lassen, beschlossen die Angeklagten ihren Richtern Schweigen entgegen zu setzen. Am 5. Mai, dem zur Eröffnung der Verhandlungen bestimmten Tage, sammelte sich vom frühen Morgen an eine unermeßliche Volksmenge, um in stürmischen Wogen gegen den Palast Luxemburg loszubrechen. In dem Garten bivuakirten die Truppen, um jeden Aufstand zu verhindern; denn die Gefahr war nicht zu verkennen. Um ein Viertel auf zwei Uhr wurden die Angeklagten eingeführt und die Munici=

palgarden stellten sich in dem Saale auf. Um zwei Uhr erschien der Präsident, gefolgt von den Pairs, zu seiner Rechten die Herren Portalis und von Bastard, zu seiner Linken die Herren Seguier und Boyer. Die Staatsanwälte Herren Martin (du Nord) Generalprocurator, Frank Carré, Plougoulm, Chegaray, von Tournelle waren in Amtstracht; ein hundert vier und sechzig Pairs waren gegenwärtig; sechs und achtzig waren der Einberufung nicht gefolgt. Die Zahl der Angeklagten betrug ein hundert ein und zwanzig: achtzig aus den Departements und ein und vierzig aus Paris. Nachdem die Ruhe hergestellt war, richtete Herr Pasquier die erste Frage an einen zur Kategorie von Lyon gehörigen Geistlichen: „Bevor ich antworte," sagte der Angeklagte, „verlange ich den Beistand des Abbé von Lamennais, den ich zu meinem Vertheidiger gewählt habe." „Der Herr Abbé von Lamennais kann Ihr Vertheidiger nicht sein," versetzte Pasquier, „weil er nicht, der königlichen Ordonnanz gemäß, in dem Verzeichniß der Advokaten eingeschrieben ist". — „Ja, wir wollen unsern Vertheidiger, oder geben keine Antwort". Der Angeklagte Cavaignac: „Ich werde nicht antworten, bevor Sie nicht unserem Verlangen bezüglich der Rechte auf eine freie Vertheidigung entsprochen haben werden". Die übrigen Angeklagten aus Paris befolgten dasselbe System. Marrast, zweimal befragt, beobachtete Stillschweigen. Die Angeklagten von Luneville und Epinal verweigern gleichfalls die Antwort. Hierauf erhebt sich der Angeklagte Baune von Lyon und ruft: „Ich verlange das Wort, um mich über die ertheilten strengen Befehle zu beklagen: unsere Frauen, unsere

Mütter, unsere Schwestern sind der Plätze beraubt, die ihnen zukommen. Ich bitte Sie in Betracht zu ziehen, daß in den stürmischen Zeiten der Revolution die Familien der Angeklagten immer in den Bereich der Criminalgerichtshöfe zugelassen worden sind. Das Vorrecht des Ranges und der Geburt muß dem des Unglücks und der Natur weichen. Ich für meinen Theil verlange, daß meine Frau unmittelbar eingeführt werde. Sie hat hundert und zwanzig Stunden zurückgelegt, um meine Gefahren und meine Gefangenschaft zu theilen. Ich richte meine Berufung an die Unparteilichkeit unserer Richter und die Großmuth unserer Feinde." — Der Präsident: „Die Kammer der Pairs läßt, wenn sie als Gerichtshof zusammengetreten ist, keine Frauen in ihren Bereich zu." — „Unabhängig von der Bitte, die Ihnen wegen Zulassung unserer Mütter, unserer Schwestern vorgetragen worden ist", fügte Cavaignac hinzu, „habe ich noch ein anderes Verlangen zu stellen". — Der Präsident: „Angeklagter, wie heißen Sie?" — Der Angeklagte Cavaignac: „Ich habe mich geweigert Ihnen zu antworten und ich weigere mich dessen noch, bis ich den von mir freigewählten Vertheidiger an meiner Seite sehen werde; ich bin kein Angeklagter und Sie sind nicht meine Richter."

An den folgenden Tagen wiederholten sich dieselben Stürme, derselbe Widerstand und die sonderbarsten Zwischenfälle verwickelten die Lage. Mehrere Pairs enthielten sich jeder Theilnahme am Proceß auf die Gefahr hin sich mit ihren Collegen, deren Verantwortlichkeit sich dadurch vermehrte, zu überwerfen. Die Mäßigung, die Geduld des Gerichtshofes waren

überdies unvermögend skandalöse Auftritte zu verhindern. Durch welche Mittel sollte der Lauf der Gerechtigkeit, den die Angeklagten zu hemmen hofften, gesichert werden? Um aus diesem Labyrinth zu kommen, mußte man eine entscheidende Partei ergreifen, auf Grund der Acten ein Urtheil fällen, indem man die Einstellung der Debatten aussprach. Plötzlich trug ein unerwartetes Ereigniß dazu bei die Frage zu vereinfachen und den Verhandlungen ihr dramatisches Gepränge zu benehmen: die politischen Gefangenen von Saint Pelagie hatten die Wachsamkeit des Herrn Gisquet getäuscht und ihr Entkommen bewirkt. Diese Flucht war mit unglaublicher Verwegenheit vollführt worden. Die Polizeiberichte besagten: vermittelst eines unterirdischen, von den Gefangenen selbst ausgehöhlten Ganges hat die Entweichung stattgefunden. Dieser Gang stieß an einen Keller des Staatsschuldgebäudes, welches seit sechs Wochen zur Verfügung der Gefängnißpolizei gestellt worden war; er führte unter dem Rundwege des Gefängnisses hinweg und lief an einer von Linden beschatteten Stelle bei dem Hause, Straße Copeau Nr. 7 aus. Die ganze Länge dieses Ganges beträgt vier und vierzig bis fünf und vierzig Fuß, bei einer Breite von zwei und einem halben, und einer ungefähren Höhe von drei Fuß. An gewissen Stellen ist er mehrerer Bodenhindernisse wegen niedriger und enger. Der Keller, wo die Ausgrabungen ihren Anfang nahmen, steht seit langer Zeit leer; er war fest verschlossen, aber zu festgesetzten Stunden wurde die Thür ausgehoben und die Arbeiter begaben sich hinein; vermittelst einer Decke trugen sie den Schutt in den Keller, wo er eingedrückt und zusammenge-

treten wurde, um weniger Raum einzunehmen. Nicht alle Gefangenen waren in das Vertrauen gezogen worden und mehreren die vorhabenden Arbeiten unbekannt geblieben, aber im Augenblick, wo man zur Entweichung schritt, wurden alle davon benachrichtigt. Bis zur bezeichneten Stunde blieb die Oeffnung, in welche der Gang im Garten der Straße Copeau Nr. 7 auslief, verschlossen. Schlag neun Uhr kamen die Arbeiter in diesem Garten zu Tage. Die Dunkelheit war noch nicht völlig eingebrochen und die Bewohner der Straße Copeau, die selten durch den Lärm der Wagen beunruhigt wird, genossen die Abendkühle vor ihren Thüren, als eine ungewohnte Bewegung ihre Aufmerksamkeit auf das Haus Nr. 7 lenkte; die letzten der Entkommenen überschritten grade die Schwelle. Reitpferde, Tilburys, Wagen erwarteten sie in der Nähe des Pflanzengartens und des Barmherzigkeitsspitals und vor neun Uhr und zehn Minuten hatte dieser Stadttheil sein friedliches Ansehen wieder gewonnen. Aber zugleich war das ganze Haus von Saint Pelagie auf den Beinen. Man sagt, daß von Außen die erste Nachricht der Entweichung gekommen sei. Alsbald setzten sich die Runden, die Hauptwachen in Bewegung; aber es war zu spät*). Jetzt gelangte der Proceß rasch zu Ende; man verfuhr nach Abtheilungen. Am 13. August 1835 wurde der erste Beschluß bezüglich

---

*) Die Entweichung der Angeklagten ereignete sich am 13. Juli 1835; von drei und vierzig Gefangenen nahmen acht und zwanzig die Flucht; einige wurden wieder ergriffen. Die Vornehmsten gingen in die Fremde, wo sie die Amnestie abwarteten.

der Angeklagten von Lyon gefaßt*); hierauf kamen nach einander die Abtheilungen von Luneville, Saint Etienne, Grenoble,

---

*) Verurtheilte von Lyon (Urtheil vom 30. August 1835).

Baune, Antide Martin, Albert, Hugon, Marc Reverchon, Lafond, Desvoys zur Deportation; — Lagragne, Tourrès zu fünf und zwanzig Jahren Gefängniß; — Mollard Lefevre, Huguet, Drigeard, Desgarniers zu fünfzehn Jahren Gefängniß; — Caussidière, Laporte, Lange, Villiard, Marigné, Rockzinski, Thion, Despinas, Benoît Catin zu zehn Jahren Gefängniß; — Pradel, Chéry, Cachot, Dibier zu sieben Jahren Gefängniß; — Carrier, Arnaud, Morel, Bille, Boyet, Chatagnier, Julien, Mercier, Gayet, Genest, Didier, Ratignié, Charmy, Charles, Mazoyer, Blanc, Jobely, Raggio, Chagny zu fünf Jahren Gefängniß, und alle lebenslänglich unter Aufsicht der hohen Polizei; — Roux, Berard, Guichard zu dreijähriger Haft und fünfjähriger Beaufsichtigung; — Butet, Adam zu ein Jahr Gefängniß und fünfjähriger Ueberwachung; — Girard zu einjähriger Haft und zweijähriger Ueberwachung. —

Verurtheilte von Luneville (Urtheilsspruch vom 7. Dezbr. 1835).

Thomas zur Deportation; — Bernard zu zwanzigjährigem; — Stiller, Trikotel zu zehnjährigem; Régnier, Caillié, Mathien (von Epinal) zu fünfjährigem Gefängniß und alle auf Lebenszeit unter polizeilicher Aufsicht. Lapotonre, Bechet zu dreijährigem Gefängniß und fünfjähriger Beaufsichtigung.

Verurtheilte von Saint Etienne, Grenoble, Marseille, Arbois und Besancon (Urtheilsspruch vom 28. Dezember 1835).

Marc Caussidière zu zwanzigjährigem; Peter Reverchon zu zehnjährigem, Gilbert, genannt Miran und Riban zu fünfjährigem Gefängniß, und alle zu lebenslänglicher Ueberwachung; Rossary, Offroy zu dreijährigem; — Tiphaine und Froidevaux zu einjährigem Gefängniß, und alle vier zu fünfjähriger Ueberwachung.

Marseille, Arbois, Besancon, Chalons und Paris. Der Ausgang des Aprilprocesses vollendete den Untergang der republikanischen Partei. Anfänglich war sie nur besiegt, von nun an ward sie unbeachtet. Nichtsdestoweniger ermächtigte ihre vorübergehende Kühnheit die öffentliche Macht ihre Sicherheit in besseren Gesetzen zu suchen. Vor Allem war es übrigens eine einleuchtende Nothwendigkeit die Amnestie zu verschieben, bis diese in der Gesellschaft brausenden Gährungen sich vollständig beruhigt haben würden; denn jeder Tag bewies, wie gefährlich die Nachsicht sei. Der Angriff gegen die Krone verhüllte sich in alle Gestalten; ohnmächtig in der Emeute und den Complotten artete er in den Meuchelmord aus. Die neue Regierung hatte eben sowohl ihre Clements, Ravaillacs und Louvels! Das Signal zu dieser Reihenfolge von Attentaten, welche die Welt mit Abscheu erfüllen sollten, war bereits gegeben; man beharrte

---

Verurtheilte von Paris (Urtheilsspruch vom 23. Jan. 1836).

Beaumont, Kersausin zur Deportation; — Cervat, Pruvet zu zehnjährigem Gefängniß und lebenslänglicher Beaufsichtigung; Souriac zu fünfjährigem; — Bastien, Roger, Baré, Cachuzac zu dreijähriger; — Bellon, Delayen, Delacquis, Buzelain zu einjährigem Gefängniß und alle zu fünfjähriger Beaufsichtigung.

Contumazirte. (Urtheilsspruch von gleichem Tage.)

Cavaignac, Berryer-Fontaine, Vignerte, Lebon, Guinard, Delente, von Ludre, A. Marrast zur Deportation; — Fouet, Granger, Villain und Bourra zu fünfzehnjährigem; — Mathé, Lenormand, Landolphe, Yvon, Aubert, Pichonnier, Guérault, Souillard genannt Chiret zu zehnjährigem; — Herbert, Chilman, Pornin, Rozières, Pairotte, Tassin, Fournier zu fünfjährigem Gefängniß und alle zu lebenslänglicher Beaufsichtigung.

auf diesem schmachvollen Wege mit einem barbarischen Fanatismus und am hellen Tage, ohne daß es jemals der Polizei gelang die gegen das Oberhaupt des Staats gerichteten Schläge abzuwenden. Gisquet, welchem das Andenken an Castmir Perier zu statten kam, war ein Mann voll Hingebung, aber von einer sprichwörtlich gewordenen Unfähigkeit und seit der Entweichung der Gefangenen von Saint Pelagie hatte sich der König über ihn sehr streng geäußert: „Es giebt keine Sicherheit mehr für mich," sagte er, „weil bei allen mir zu Gebote stehenden Hilfsmitteln die Polizei Ereignissen solcher Art, wie die eben vorgefallenen, nicht zuvorzukommen im Stande ist. Wer wird mein von so vielen Feinden bedrohtes Leben vertheidigen? Wer giebt mir Bürgschaft, daß diesen Abend, morgen, in acht Tagen ich und meine Familie nicht unter den Dolchen von Meuchelmördern fallen werden, da ein Heer von Spionen und Millionen nicht zureichen, ein Gefängniß zu bewachen, und da sie nicht einen der Leute, die sie so dummer Weise haben entwischen lassen, wieder ergreifen konnten? Das ist beispiellos, das ist unglaublich! Dieser Herr Gisquet besitzt Eifer und Hingebuug, er wird alles thun, was man von ihm verlangt, um mir zu dienen, ich bin davon überzeugt, aber er ist ungeschickt; bei allen wichtigen Vorfällen fragt er alle Welt um Rath, weiß sich aber nicht selbst zu helfen: denken Sie an die Ereignisse im Juni und April; er wußte nichts voraus zu sehen, er hatte den Kopf verloren. Noch einmal, er ist ein ergebener Mann, aber ein schlechter Polizeipräfect."

Die Besorgnisse des Königs waren begründet und die

Untüchtigkeit Gisquets war so groß, daß, wenn er manchmal auf die Spur von Complotten gebracht wurde, er doch ihre Fäden nicht zu fassen vermochte. Es fehlte ihm an Scharfsinn und nie wußte er zur rechten Zeit zu handeln. Glücklicherweise wachte die Vorsehung über das kostbare Leben des Fürsten, dem Frankreich sein Geschick anvertraut hatte, denn dieser geheimnißvolle Schutz folgte ihm auf der langen Laufbahn der Arbeiten und Prüfungen, welche Gott ihm bei Ausrichtung seiner Absichten vorbehalten hatte. Eines Tages, als die königliche Familie von Neuilly nach Paris zurückkehren sollte, zeigte der Minister des Innern dem Könige an, daß, Nachrichten zufolge, Verschwörer die Absicht hätten ein entzündetes Wurfgeschoß in den Wagen des Königs zu schleudern und erbot sich seine Stelle einzunehmen. Der Fürst, von dieser Aufopferung gerührt, weigerte sich dessen jedoch, und der dringenden Bitten Thiers ungeachtet, beschloß er der Gefahr zu trotzen; aber im Augenblick der Abreise kamen die Königin und die Prinzessinnen zitternd, bestürzt herbei und die Königin erklärte, daß sie ihren Gemahl begleiten würde. Herr Thiers erhielt hierauf die Erlaubniß in den bedrohten Wagen zu steigen, doch ging die Reise ohne Unfall vorüber. Solchen Gefahren, welche die Polizeiberichte enthüllten, sah sich das Königthum jeden Tag ausgesetzt.

Frankreich war im Begriff den fünften Jahrestag der Julirevolution zu feiern. Bei diesen Nationalfesten hielt der König die Heerschau ab; anfänglich gewann er dadurch an Popularität; später deuteten verschiedene Kundgebungen den Nachtheil

an, die Krone zu oft in Berührung mit den feindseligen und unbesonnenen Meinungen zu bringen. Schon hatte man einmal in seiner Gegenwart gerufen: „Nieder mit den abgesonderten Forts!“ Dieses Mal hatte man sich durch den Einfluß der Aufreizungen der Presse vorgenommen die Amnestie zu verlangen. Dieses Jahr sollte der König den Grundstein zu dem Denkmal der Bastille legen; er wollte dennoch die Revue abhalten und bereitete sich darauf mit dem Vorsatze vor, jedem moralischen Zwange zu widerstehen. Das war eine Unklugheit von seiner Seite, um so mehr, als ihm Nachrichten von solcher Beschaffenheit zugekommen waren, daß sie ihn von seinem Entschluß hätten zurückbringen sollen. Ein aus Berlin vom 26. Juli geschriebener Brief besagte: „Es läuft hier allgemein das Gerücht um, daß es während der Julifeste eine Katastrophe geben werde.“ Der Hamburger Correspondent vom 25. Juli enthielt dieselbe Nachricht. Zu Koblenz, zu Turin, zu Aix, zu Chambery war das Wort „Höllenmaschine“ ausgesprochen worden. Endlich, sagt man, hatten zwei Reisende unter die Namen Ludwig Philipps und seiner Söhne in einem Wirthshausregister in der Schweiz die Worte geschrieben: „Mögen sie in Frieden ruhen!“ Am 27. Juli traten zwei elegant gekleidete Personen in die Werkstatt des Lampenhändlers Herrn Vernerts und unterhielten sich mit einem seiner Arbeiter Namens Boireau. Einige Stunden später sagte ein Commis des Hauses, durch Boireau von diesem geheimnißvollen Besuch unterrichtet, zu seinem Vater, indem er von der Revue des nächsten Tages sprach: „Sie werden nicht dahin gehen, wenn Sie mir folgen.“

Dyonnet, Polizeicommissär in der Chaussée d'Antin erhielt Anzeigen, die er sich sogleich beeilte an Gisquet mitzutheilen. „Mein Herr Präfect, ein rechtschaffener Fabrikant, Wähler, Familienvater, der nicht genannt sein will, hat mich diesen Abend in der Oper aufgesucht, wo ich zur Aufsicht bei der Wiederholung des Ballets die Insel der Seeräuber war und hat mir gesagt, daß Verschworene eine neue Höllenmaschine bereiteten, um morgen während der Revue auf den Boulevards einen Angriff auf das Leben des Königs zu machen; daß diese Maschine oben auf das Ambigutheater aufgestellt worden sei. Man glaubt, daß in einem Souterrain, welches in einem Vorkeller auf den Boulevards angebracht ist und wohin man Pulvertonnen geschafft habe, gearbeitet werde.. Diese Anzeigen scheinen uns wichtig; wir beeilen uns sie dem Herrn Präfecten mit dem Beifügen mitzutheilen, daß sich morgen um sieben Uhr die Verschworenen an einem, ihnen allein bekannten Orte zusammenfinden sollen." Der Präfect hatte alle diese Benachrichtigungen mit einer Art von Ungläubigkeit aufgenommen, so unwahrscheinlich schienen sie ihm. Dennoch ergriff er einige Vorsichtsmaßregeln und ließ eine große Zahl Häuser in der Ausdehnung der Boulevards vom Ambigutheater an bis zur Straße Angoulême durchsuchen; es war erfolglos und die Beschwerden der Bewohner dieses Stadttheils nöthigten die angefangenen Nachforschungen einzustellen.

Am 28. Juli ließ sich der Tag schön und hell an; die Sonne übergoß mit ihren goldenen Strahlen die große Stadt, die unter dem Eindruck so trüber Vorgefühle erwacht war.

Bald bleichte jedoch ein leichter Dunst wie ein Schleier den Azur des Himmels und es war eine so erstickende Hitze, wie sie nur durch einen Gewittersturm niedergeschlagen werden kann. Vom Morgen an liefen auf den Ruf der Lärmtrommel die Legionen von Paris und der Bannmeile zusammen, um sich auf den Boulevards von der Magdalenenkirche bis zur Bastille staffelförmig aufzustellen. Um zehn Uhr verließ der König zu Pferde die Tuilerien. Er war von seinen Söhnen, dem Herzog von Orleans, dem Herzog von Nemours und dem Prinzen von Joinville, den Marschällen Mortier und Lobau, einem glänzenden Generalstabe, dem Präfecten der Seine und einigen Ministern, dem Herzog von Broglie, dem Marschall Maison und Herrn Thiers begleitet. Vor dem Gefolge marschirten Polizeibeamte, beauftragt, auf den Weg, den der König nehmen sollte, die genaueste Aufmerksamkeit zu richten. Ludwig Philipp näherte sich im Schritt reitend und unter dem lauten Zuruf der Soldaten. Das Gefolge erreichte das Boulevard des Tempels, ohne daß etwas Bedrohliches bemerkt worden wäre und man glaubte die Gefahr vorüber, als es in der Gegend des türkischen Gartens anlangte, wo die achte Legion aufgestellt war. Dort bemerkte der König, als er sich herabbeugte, um die Bittschrift eines Nationalgardisten in Empfang zu nehmen und seinen Blick zur Linken wendete, daß Rauch aus einem Fenster drang. „Joinville", rief er, „das gilt uns." In demselben Augenblick erdröhnte ein furchtbares Getöse wie ein schlecht ausgeführtes Pelotonfeuer und eine Höllenmaschine spie einen Hagel von Kugeln auf das Boulevard, wovon eine

die Stirn des Königs streifte. Mitten in einer unaussprechlichen Verwirrung hält das Gefolge still. Geschrei, Stöhnen erfüllen die Luft in kläglichem Verein; man flieht; man drängt sich; man stößt sich; um Ludwig Philipp und seine Söhne, wunderbar erhalten, fallen viele Schlachtopfer sterbend oder leblos hin; der Mörder hat seinen gräßlichen Zweck verfehlt und die Menge begrüßt mit tausendstimmigen Vivats den Fürsten, den Gottes Hand beschützt hat. Aber welche herzzerreißenden Scenen riefen überall Thränen und Geschrei der Verzweiflung und der Wuth hervor! Der alte Marschall Mortier, heil und gesund aus den Gefahren von zwanzig Schlachten entronnen, der General Lachasse von Verigny, der junge Artilleriecapitain von Villate, liegen tödtlich getroffen; hier baden sich der Gendarmerieobrist Raffé, der Obristlieutenant der achten Legion Rieussel, die Nationalgardisten Proudhomme, Benetter, Ricard, Léger, in ihrem Blute; weiterhin sieht man den mehr als siebenzigjährigen Greis Labrouste seinen Geist aushauchen; ebenso eine arme Franzenmacherin Namens Lengeray und ein kaum vierzehnjähriges Mädchen Sophie Remy. Der Herzog von Orleans hatte eine leichte Contusion am Schenkel; eine Kugel prallte vom Kreuze des Pferdes des Prinzen von Joinville ab. Das war ein panischer Schrecken, eine allgemeine Verwirrung! Der König allein hatte seine Kaltblütigkeit wieder erlangt und die Bläße seines Gesichts zeigte nur die tiefe Bewegung seiner Seele beim Anblick so vieler Opfer, so vieler Schmerzen! Die Kunde dieses schrecklichen Attentats, von den hunderttausend Stimmen der Menge weiter

getragen, erreichte bald Paris. Man dachte daran die Königin zu beruhigen und die Adjutanten eilten fort, um sie zu benachrichtigen, daß ihr Gemahl und ihre Kinder gerettet wären. Die Revue wurde mitten unter dem zahllosen Geschrei der Freude und der Rache fortgesetzt und kaum war sie beendet, als ein schreckliches Ungewitter über die Hauptstadt losbrach und Regenströme bald das durch den politischen Fanatismus vergossene Blut vom Boden hinwegschwemmten. Die Königin und die Prinzessinnen befanden sich beim Justizminister, um dem Aufmarsch der Truppen auf dem Platze Vendome beizuwohnen, als man diese Entsetzen erregende Katastrophe erfuhr. Es war unmöglich sie der Königin zu verbergen; die unruhige Bewegung der Umstehenden verriethen nur zu deutlich, daß sich ein großes Unglück begeben habe. Guizot und der Großsiegelbewahrer unterrichteten sie davon. Man kann sich den Schrecken leicht vorstellen, den die erhabene Fürstin bei der Vorstellung der Gefahren empfand, denen der König und ihre Söhne eben entgangen waren. Aber da sich die Rückkunft des Königs verzögerte, glaubte sie, daß man ihr einen Theil der Wahrheit verheimliche und ihre Angst war entsetzlich. Nicht genug, in demselben Saale waren die Frauen, die Mütter und Töchter der Generale und Minister versammelt, die sich im Gefolge des Königs befunden hatten. Man wußte, daß mehrere Personen neben dem König gefallen waren, ohne die Namen der Opfer zu kennen.

Das war ein allgemeiner trostloser Schmerz um die Seele zu spalten. Endlich diente die Ankunft der Adjutanten des

Königs dazu, die Einen mit Freude zu erfüllen und die Verzweiflung der Andern zu rechtfertigen.

Inzwischen hatte sich die Polizei an die Aufsuchung des Verbrechers gemacht. Im Augenblicke der Explosion richteten sich alle Blicke auf ein Fenster im dritten Stockwerk des Hauses Nr. 50, aus dem Rauchwolken durch die Ritzen der Jalousien hervorwirbelten. An der Rückseite dieses Hauses war ein zweites Fenster, an welches ein Seil befestigt war. Ein halbbekleideter Mann mit blutigem Gesicht schwingt sich daraus hervor und gleitet wie eine Schlange bis auf die Fläche eines kleinen Daches. Ein Polizeiagent bemerkt ihn und ruft: „Ah, Elender, wir haben Dich.“ Sogleich legt ein Nationalgardist auf den Flüchtling an, indem er ihn auffordert sich zu ergeben. Der aber verfolgt, eine letzte Anstrengung zum Entweichen versuchend, seinen Weg über die Dächer, dringt in die Dachstube eines benachbarten Hauses, wirft auf der Flucht eine Frau über den Haufen, eilt die Treppe herab und erreicht einen Hof, wo man sich seiner Person mit leichter Mühe bemächtigt. Seiner Herr dringt man in ihn, man frägt ihn aus; er giebt vor Gerard *) zu heißen; er bekennt sich mit einem empörenden Cy-

---

*) Später erfuhr man, daß der wahre Name des Verbrechers Fieschi war. Nachstehender Angabe zu Folge war: Joseph Fieschi in dem Canton Vico in Corsika den 3. Decbr. 1790 geboren. Gleich seinem Vater ein Schäfer trat er im Alter von achtzehn Jahren freiwillig in ein Bataillon ein, das nach Toscana marschirte; später wurde er in die corsische Legion in Neapel eingestellt; er nahm an dem Feldzuge in Rußland Theil und im Jahr 1812 war er Unter-

nismus zum Urheber der That und als man von ihm die Angabe seiner Theilnehmer fordert, antwortet er: „Ich bin es allein, der Alles vollbracht hat."

Die Rückkunft des Königs in die Tuilerien rief eine so bewegte Scene hervor, daß es unmöglich ist sie zu schildern. Ganz Paris kannte die Unglücksfälle dieses Tages; die Trauer war allgemein. Man redete sich nur mit zerrissener Seele an. Leute aller politischen Meinungen drängten sich in die Nähe der königlichen Familie, denn gegen den niederträchtigen Königsmörder richtete sich der allgemeine Fluch. Bevor die Gesellschaft in ihrem Oberhaupte bedroht und auf niederträchtige

---

officier in einem Regiment unter dem Befehl des Generals Franceschetti. Im Jahr 1814 entlassen, trat Fieschi, mit einem sicilianischen Orden beehrt, in das zu Corsika gebildete Provinzialregiment, welches nach den hundert Tagen aufgelöst wurde. Er folgte hierauf dem General Franceschetti bei der durch Murat in Calabrien versuchten Unternehmung. Nach Corsika zurückgekehrt, ward er im Jahre 1816 wegen Diebstahls zu zehnjähriger Einsperrung und Ausstellung am Pranger verurtheilt. Nach der Revolution von 1830 gab sich Fieschi als einen wegen politischer Vergehen Verurtheilten aus, erhielt als solcher eine Pension und ward in die dritte Compagnie der auf Wartegeld gesetzten Unterofficiere aufgenommen; später in der Polizei des Herrn Baude als Agent zur Ueberwachung einiger politischen Gesellschaften angestellt. In der Eigenschaft als Aufseher bei den Arbeiten an der Wasserleitung von Arcueil benützt, entwendete er das Geld der Arbeiter, machte Unterschleife und wurde hierauf genöthigt, sich der Gerechtigkeit zu entziehen; mehrmals veränderte er seinen Namen und nahm zuletzt den „Gerard" an, unter dem er sich zuerst nach dem Attentat vom 28. Juli zu erkennen gab.

Weise in mehreren ihrer Glieder betroffen, Rache forderte, mußte man erst daran denken den Schlachtopfern die letzte Ehre zu erweisen und der König berief durch eine Ordonnanz die Invaliden zur Beerdigung *). In der St. Pauls- und Antonskirche wurde ein Trauergerüst errrichtet. Die Begräbnißfeierlichkeit fand am 5. Aug. statt und wurde glanzvoll und wahrhaft national begangen. Vierzehn Leichenwagen warteten vor der Kirche, bis die Todtengebete verrichtet worden waren; der erste, weiß behangen, war für ein junges Mädchen; neun an-

---

*) Brief des Königs an die Bischöfe.

„Herr Bischof, die Gebete für die Schlachtopfer des Juli 1830 hatten kaum aufgehört, als Frankreich schon einen neuen Gegenstand der Trauer erhielt. Die Vorsehung hat die Streiche abgewendet, die mir und meinen Söhnen bestimmt waren. Aber wenn wir Gott dafür danken müssen unser Leben beschützt zu haben, indem er die Anschläge der Meuchelmörder zu Schanden machte, welches Bedauern, welche Thränen sind wir nicht diesem berühmten Marschall, seinen edeln Waffengefährten und diesen tapfern Bürgern schuldig, die der Tod in unserer Nähe daniedergestreckt hat. Zu ihren Gunsten suche ich die Fürbitten nach, welche die Kirche allen in ihrem Schooße gestorbenen Christen gewährt. Sie werden daher für diesen Zweck einen Trauergottesdienst in allen Kirchen Ihrer Diöcese und ein feierliches Te Deum als Dankopfer für den augenscheinlichen Schutz, womit Gott uns bedeckt hat, abhalten lassen.

„Ihr wohlgewogener
„Ludwig Philipp.

„Auf Befehl des Königs der Großsiegelbewahrer, Minister der Justiz und des Cultus.

„Paris, den 31. Juli 1835. „C. Persil.“

dere waren für die Ueberreste einiger Arbeiter oder National-garden bestimmt; hierauf folgten die für die Armee; zuletzt der des Marschalls Mortier von sechs schwarzen mit Trauer-decken belegten Pferden gezogen. Das Grabgeleit setzte sich zwischen einer doppelten Reihe von Soldaten und National-garden in Bewegung, durchzog langsam die Linie der Boule-vards mitten durch das andächtig versammelte Volk und traf bei der Invalidenkirche ein, wo man die sterblichen Ueberreste der Schlachtopfer beisetzte. Der König und seine Kinder spreng-ten Weihwasser auf die Leichen und bald umgab die Einsamkeit diese kaum geschlossenen Gräber. Zugleich ertönte als Dankopfer ein Te Deum in den Gewölben von Notre Dame und Herr von Quélen, im bischöflichen Gewande, empfing den König in der Vorhalle der Kathedrale. „Sire", sagte er zu ihm, „die Religion schlägt in diesem Augenblicke den Schleier von ihren Schmerzen zurück, sie enthüllt ihre edle Stirn, sie richtet ihre thränenfeuchten Augen zum Himmel, sie vereinigt ihre Stimme mit der Ihrigen, um dem Allmächtigen ihren feierlichen Dank darzubringen. Indem sie heut das Oberhaupt und die Körper-schaften des Staats, zwiefach verkündet durch das Unglück und durch das Wohlthun, herannahen sieht, um an den Stufen der heiligen Altäre einen gerechten Zoll der Dankbarkeit und der Ehrfurcht niederzulegen, hegt sie Hoffnungen! Sie hofft für Frankreich, denn wenn die Undankbarkeit das traurige Vorrecht gegen Gott hat den Lauf seiner Gaben aufzuhalten, so hat die glaubensvolle Dankbarkeit im Gegentheil die Kraft sie zu ver-vielfältigen und sie im Ueberfluß auf die Fürsten und die Völ-

ker herabfließen zu lassen." Der König antwortete: „Meine erste Sorge nach dieser Greuelthat, die uns in Schmerz versenkte, war mich mit Ihnen zu vereinigen, um die letzten Pflichten der Religion den unglücklichen Opfern zu widmen, welche um mich her bei diesem entsetzlichen Vorgang fielen. Heut komme ich eine andere zu erfüllen, die meinem Herzen nicht weniger theuer ist, indem ich Gott meinen Dank in der Hauptkirche von Paris für den sichtbaren Schutz darbringe, den er dem Leben meiner Söhne und dem meinigen gewährte."

Während die Opfer des revolutionären Geistes klagend ihrem höchsten Ziele entgegen gingen, dachten die Minister daran der Macht neue Elemente der Stärke und des Widerstandes gegen die Verwegenheit der Parteien zu geben, denn der Streit wurde wahrhaft beunruhigend; indem er sich verlängerte, mußte er die Gesellschaft zerrütten. Das Uebel lag vornämlich in der Frechheit der Presse und in der Unzulänglichkeit der Gesetze. Man mußte durch ein System kraftvoller Gesetze Hilfe schaffen. Die Strenge war die vernunftgemäße Folge von Fieschis Verbrechen und das Land, dieser ausgedehnten Anarchie müde, verlangte aus allen Kräften Gesetze, welche die Ruhe sicherten, indem sie die bösen Leidenschaften und die ausschweifenden Vorstellungen zügelten. Was die Parteien betraf, so boten sie dem Beobachter ein befremdendes Schauspiel dar. Voll Schrecken über Fieschis Attentat tauschten sie die heftigsten Vorwürfe gegen einander aus und klagten sich gegenseitig der Mitschuld an. Es wäre peinlich daran zu zweifeln, daß dieses Verbrechen mehr als eine vereinzelte That

gewesen sei; immer aber bleibt es wahr, daß die Grundsätze des Juli die Höllenmaschine geboren haben, wie der religiöse Fanatismus den Arm von Jacob Clement und Ravaillac bewaffnet, wie der Liberalismus den Dolch Louvels geschliffen hatte. „Man denke ernstlich darüber nach", rief ein Publicist aus, „wenn das Attentat von gestern einzig durch seine Scheußlichkeit ist, so ist es doch nicht ohne moralische Ursache und ohne frühere Vorgänge. Es geschah zum zweiten Mal, daß man das Leben des Königs angriff. War das gestrige Attentat auch nicht in seiner entsetzlichen Gestalt und seinen traurigen Erfolgen vorherzusehen, so kam es doch nicht unvorhergesehen in sich selbst. Jedermann begriff, daß das Leben des Königs in Gefahr sei; Jedermann empfand eine Art von Beklemmung und von Traurigkeit, wie sie großen Ereignissen vorhergeht. Dieses instinctartige Vorgefühl, woher kam es uns, wenn nicht aus der mehr oder weniger deutlich erkannten aber innigen Ueberzeugung, die wir alle haben, daß der moralische Zustand der Gesellschaft schlecht ist und nur Unordnungen und Verbrechen gebären kann. Die Gefahr bestand, wir waren dessen gewiß; aber wo? aber von welcher Seite? Das eben wußte Niemand. Wir sagen es gerade zu und mit dem Wunsche von den rechtschaffenen Leuten aller Parteien vernommen zu werden: der Tag, an dem man ein Recht zu haben glaubte die Grundlagen der Regierung anzugreifen und sich einen Legitimisten im Angesicht der Julirevolution, einen Republikaner im Angesicht der constitutionellen Monarchie zu nennen, an diesem Tage ist die Einheit der Gesellschaft zerstört, das moralische

Band zerrissen worden; seit diesem Tage ist der Bürgerkrieg mitten unter uns entzündet! Oder wie soll endlich das Princip einer Regierung geändert werden, wenn man nicht zugleich die Regierung selbst umstürzt? Welches Mittel giebt es eine Republik aus einer Monarchie zu machen, wenn man nicht zugleich die Monarchie und den Monarchen zermalmt? Wie wollen Sie, daß diejenigen, welche einen König in Prag haben und die nur diesen anzuerkennen erklären, gelehrig den Gesetzen dessen gehorchen, der in Paris ist? Man wird offen die Republik proclamiren und wird sich die proclamirte Republik nur mit einem bloßen ehrenvollen Titel begnügen? Wird sie nicht versuchen dem Rechte, welches sie zu haben glaubt, auch die wirkliche Macht hinzuzufügen? Nein, das ist nicht möglich. Der Aufruhr der Geister geht dem Aufruhr der Handlungen vorher und zieht ihn unfehlbar nach sich. Der Geist leitet und bewaffnet den Arm. Zeige man mir in der ganzen Welt eine Regierung, die es geduldet hätte, daß man täglich ihre Grundsätze, das heißt ihr Leben angreift. Zeige man mir eine Republik, die in ihrem Schooße die Sendlinge der Monarchie aus Furcht die Freiheit der Meinung zu verletzen, geduldet hätte! Täuschen wir uns nicht, die constitutionelle Julimonarchie ist zwischen das Feuer von zwei Batterien gestellt, die ohne Unterlaß gegen sie das Eisen und das Feuer speien. Es giebt keine Festung, welche eine ewige Belagerung aushalten könnte. Wählet: seid Republikaner, seid Legitimisten, seid constitutionell, aber seid etwas. Dasselbe Land kann nicht in seinem Schooße drei feindliche Grundsätze und Regierungen hegen; das sind

Zerfleischungen ohne Ende und Kriege bis zum Tode. Die Köpfe erhitzen sich, das Blut siedet und der Kopf des Königs, auf welchem das monarchische Princip beruht, wird der Zielpunkt der Kugeln eines Fanatikers und feigen Mörders!" Dies war die wirkliche Lage der Gesellschaft; die Anarchie richtete sie zu Grunde, die Gefahr wurde von Keinem geleugnet. Die Monarchie, die Religion, die Moral durch falsche Vorstellungen unablässig angegriffen, hatten Stärke und Schutz nothwendig; das war also das nächste Geschäft der Regierung nach dem Verbrechen Fieschis. Der König hatte keinen Anstand genommen diese repressiven Maßregeln durch eine am Tage der hochverrätherischen That selbst erlassene Proclamation anzukündigen: „Franzosen, die Nationalgarde und die Armee sind in Trauer; viele französische Familien befinden sich in Trostlosigkeit; ein entsetzliches Schauspiel hat mein Herz zerrissen; ein alter Krieger, ein alter Freund, in hundert Schlachten von dem Feuer verschont, ist an meiner Seite unter den Streichen gefallen, die von Meuchelmördern für mich bestimmt waren. Sie haben sich nicht gescheut, um mich zu erreichen, den Ruhm, die Ehre, den Patriotismus, friedliche Mitbürger, Frauen, Kinder zu erwürgen und Paris hat das Blut der besten Franzosen an derselben Stelle und an demselben Tage fließen sehen, wo es fünf Jahre zuvor für die Aufrechthaltung der Gesetze des Landes vergossen wurde. Diejenigen, welche wir heut bedauern, sind für denselben Zweck gefallen; noch immer ist es die constitutionelle Monarchie, die gesetzliche Freiheit, die Nationalehre, die Sicherheit der Familie, die Wohl-

fahrt Aller, welche meine Feinde und die Euerigen bedrohen. Aber der allgemeine Schmerz, welcher dem meinigen gleichkommt, ist zugleich eine den edeln Schlachtopfern dargebrachte Huldigung und ein glänzendes Zeugniß der Einigkeit Frankreichs mit seinem Könige... Meine Regierung kennt ihre Pflichten, sie wird sie erfüllen. Inzwischen machen die Feste, welche den letzten dieser denkwürdigen Tage auszeichnen sollten, einem den Empfindungen, die uns beseelen, angemesseren Gepränge Platz; gerechte Ehrenbezeigungen werden dem Andenken derjenigen, die das Vaterland eben verloren hat, — dargebracht und die Trauerschleier, welche gestern die drei Farben beschatteten, von neuem an diese Fahne, das treue Sinnbild aller Gefühle des Landes geheftet."

Am 4. Aug. 1835 überreichte Herr Persil den Deputirten drei strenge, nicht zum Angriff aber zur Vertheidigung bestimmte Gesetzentwürfe. Dem ersten zufolge, der die Beschränkung der Gesetzgebung über die Presse zum Zweck hatte, sollte jede Beleidigung gegen die Person des Königs, jeder Angriff gegen den Grundsatz der Regierung auf dem Wege der Oeffentlichkeit mit Gefängniß und einer Geldbuße von 1000 bis 5000 Francs belegt werden. Niemand sollte die Person des Königs, selbst nicht durch Anspielung in die Debatten mischen; öffentlich der republikanischen Regierungsform oder dem Gouvernement der Restauration anhängen; die Rechte des Throns Anderen als dem König beilegen; die Namen der Geschworenen vor oder nach einer Verurtheilung noch das Geheimniß der Berathungen bekannt machen und Unterzeichnungen zur Deckung der

Geldstrafen eröffnen. Die verantwortlichen Geschäftsführer der Tageblätter sollten täglich die gerichtlich niedergelegten Blätter unterzeichnen und die Verfasser angefochtener Aufsätze bei Strafe der Einsperrung anzeigen; die verurtheilten Geschäftsführer verloren das Recht zur Unterzeichnung der Journale während der Dauer ihrer Verhaftung. Eine letzte Verfügung unterwarf der Censur alle Zeichnungen, Embleme, Kupferstiche, Lithographien, die Schauspielhäuser und die Theaterstücke.

Der zweite, bezüglich der Geschworenengerichte, ermächtigte den Justizminister in Betreff der des Aufstandes angeklagten Bürger so viel Geschworenengerichte zu bilden als der Dienst nöthig machen würde und jeden Generalprocurator das Verfahren durch Abkürzung der Voruntersuchung zu vereinfachen; durch bewaffnete Macht jeden Angeklagten, der sich widersetzen würde, zu zwingen und denjenigen abzuführen, der die Audienz stören wollte, ohne daß hierdurch der Lauf der Gerechtigkeit unterbrochen werden sollte. Der dritte endlich bezweckte dem Skandal so vieler Freisprechungen in Absicht auf Preßvergehungen abzuhelfen, indem er der Jury das Recht der geheimen Abstimmung beilegte und die zur Verurtheilung erforderliche Majorität von acht auf sieben Stimmen herabsetzte; endlich sollten dadurch noch die gesetzlichen Bestimmungen über die Deportation wirksamer gemacht werden. Der Artikel 20 des Strafgesetzbuches gestattete, daß der Verurtheilte seine Strafe in einer auf dem Continentalgebiet des Königreichs gelegenen Festung abbüßen durfte; der neue Gesetzvorschlag verfügte, daß in dem Falle, wo die Einsperrung an die Stelle

der Deportation träte, der Verurtheilte in eine außerhalb des Continentalgebiets des Königreichs gelegene Strafanstalt gebracht werden könne. Die Vorlegung dieser Gesetzentwürfe erregte natürlich in der Presse, gegen die sie gerichtet waren, einen mit Schrecken gemischten Zorn, ohnmächtiger Zorn der öffentlichen Meinung gegenüber, die seit langer Zeit über den traurigen Mißbrauch der Gedankenfreiheit aufgeklärt war; ohnmächtig den Kammern gegenüber, die beschlossen hatten den brennenden Leidenschaften ein Ziel zu setzen! Die Verhandlungen wurden in der Deputirtenkammer am 13. Aug. eröffnet. Sie waren, was sie sein sollten: eine gründliche Erörterung und schlossen mit einer Zustimmung durch eine Majorität von dreiundsiebenzig Stimmen (29. Aug.). Die Pairskammer beeilte sich ihren Beitritt zu erklären, denn sie fühlte, daß eine moralische Dictatur allein die Gesellschaft zu retten vermöchte. Der Art waren die Septembergesetze, die, in einem conservativen und gesetzmäßigen Sinne verfaßt, der Regierung die Mittel verliehen, alle Parteien unter die Herrschaft der Charte zu bringen und den Angriffen gegen die Constitution und die geheiligte und unverletzliche Person des Königs ein Ziel zu setzen, ohne einen Angriff gegen die Frankreich so theuern Freiheiten zu unternehmen.

Um dem Codex der Septembergesetze nichts von der ihm zukommenden Wichtigkeit zu entziehen, haben wir geglaubt, unsere Aufmerksamkeit einen Augenblick von der That, die, wenn nicht seine einzige, doch seine bestimmende Veranlassung war, ablenken zu dürfen. Man erinnert sich, daß ein am Tage

des Attentats selbst verhafteter Mann sich Gerard von Lodeve genannt hatte. Der Behandlung der Aerzte Marjolin, Olivier und Emery übergeben befand sich der Mörder, ungeachtet seiner schweren Wunden, im Besitz aller seiner Geisteskräfte. Seine sehr charakteristischen Züge zeigten Schlauheit und Energie; er hatte eine schmale Stirn, eine stumpfe Nase und tiefliegende Augen nnter dichten Augenbrauen. Auf die Fragen, die man an ihn richtete, gab er hochmüthige Antworten, wobei er sich weigerte seine Mitschuldigen anzuzeigen und sich seines scheußlichen Verbrechens rühmte. Sein Schweigen ließ die Polizei der Herren Gisquet und Thiers tausend Muthmaßungen zur Beute; man schritt zu Haussuchungen und vorläufigen Verhaftungen und die Willkür herrschte dabei wie immer. Inzwischen gelangte die Instruction doch bald der Wahrheit auf die Spur. In Folge der Anzeige des Gefängnißinspectors Olivier Dufresne wurde Herr Lavocat zu dem Mörder geschickt, den er sogleich erkannte. Sein wirklicher Name war Fieschi, aus Corsica herstammend. Unter dem Einfluß eines Gefühls von Dankbarkeit für Herrn Lavocat, den er seinen Wohlthäter nannte, eines zu übertriebenen Gefühls um aufrichtig zu sein, schloß der Elende damit Aufklärungen mit Rückhalten und Lügen vermischt zu geben. Die Pairskammer war von neuem als Gerichtshof zusammenberufen worden und am 30. Januar 1836 erschienen fünf Angeklagte vor derselben, doch richtete sich die Aufmerksamkeit der Zuschauer vorzüglich auf drei von ihnen; diese waren Fieschi, Pepin und Morey.

Der erstere, bemüht sich ein Fußgestell zu schaffen, strengte

sich an durch die Heftigkeit seiner Geberden die Blicke ausschließlich auf sich zu ziehen*).

) Der folgende von Fieschi an den Präsidenten Pasquier geschriebene Brief) giebt seinen Charakter und die Wichtigkeit, die dieser elende Prahler sich durch einen wahnsinnigen Stolz zu geben suchte, vollständig zu erkennen.

„An den Herrn Präsidenten Pasquier.

„Herr Präsident.

„Könnte ich die traurige Nachricht mit Schweigen übergehen, die ich erfahren habe, die mir mein würdiger Instructionsrichter Herr Zangiacomi mitgetheilt hat.

„Ihren Abgeordneten bei meiner Person seit langer Zeit und bis die Instruction selbst beendet sein wird, haben Sie die Güte gehabt ihn zu bitten, sich zu mir zu begeben, damit er Ihnen Nachrichten von mir bringe. Mein Herr, ich gestehe, diese Aufmerksamkeit von Ihrer Seite ist groß, aber ich bin überzeugt, daß die meinige befriedigend für Sie sein wird, ich befinde mich vortrefflich.

„Aber die Ihrigen sind für mich unangenehm gewesen, da ich erfahren habe, daß Ihre Gesundheit mangelhaft ist.

„Herr Präsident, wie sehr hat mich diese Nachricht in tiefes Nachdenken versetzt; wie sehr hat sie mein schwaches Herz betrübt und es fällt mir nicht schwer, Ihnen dies glaublich zu machen, denn Sie sind eben daran über Menschen zu richten. Aber dieser für mich und die andern Schlachtopfer so traurige Zustand, den ich mehr als mein Leben beklage, ist die Folge, daß Sie gegen einen so großen Schuldigen, als ich bin, zu instruiren gehabt haben. Uebrigens bin ich, wie Sie

---

*) Leider ist es unmöglich die zahllosen Schreibfehler, von denen dieses Machwerk wimmelt, so wie den verzerrten Styl in der deutschen Uebersetzung wiederzugeben, wodurch es viel von seiner Eigenthümlichkeit verliert.

Der Uebers.

Prahlend mit seinen Lastern fand er ein gewisses Wohlgefallen darin sein Leben voll Schmuzereien zu erzählen. Dieb, Fälscher und Aufschneider hatte er die Tochter seiner Herrin

---

wissen, kein Schmeichler, denn jeder Schmeichler ist ein Verräther und ich, es ist mein Herz, welches immer mit der größten Aufmerksamkeit ohne Rücksicht spricht.

„Herr Präsident, dieser Brief ist ohne alle Absicht, ohne alle Empfindung von Schmeichelei geschrieben um Ihre Protection oder die von sonst Jemanden zu erlangen, denn mein Betragen verdient die Verachtung der ganzen Welt.

„Herr Präsident, es ist mir unmöglich zu schweigen, ohne daß ich Ihnen sagen sollte: so ist der Mann. Ihre hohe Weisheit ist unter allen Gesichtspunkten und besonders um Sie bei Ihrem Alter nie bemerken zu lassen, daß die legislativen Arbeiten Ihnen zur Last sind.

„Die Mehrzahl würde sich darüber so sehr beklagen um selbst zu sagen, das ist eine Last schwerer als der Berg Etna, den ich sehr wohl kenne. Was mich betrifft, so bewundere ich Sie und ich habe Sie bei meinem Verhör sehr gut studirt.

„Denn jedes Lebensalter hat seine Dornen für Jeden der so ernsthaft, seit so langer Zeit für das Vaterland arbeitete, denn ein Mann, der seine Privatgeschäfte vernachlässigt, fürchtet den Vorwurf keines Menschen.

„Aber Derjenige, der seinem Vaterlande treu ist, vernachlässigt seine Familie und seine Geschäfte, um die süße Befriedigung zu genießen, daß er dabei nichts vernachlässigt, um ihm nützlich zu sein. Herr Präsident, der Mensch verdankt seinen Ruhm und sein Vaterland nicht sich selbst. Die beste Waffe gegen das Alter sind die Wissenschaften und die Tugend, die man in dem ganzen Laufe des Lebens geübt hat.

„Sie gewähren am Ende sehr edle Früchte nicht blos, weil sie selbst nicht überflüssig sind, nicht für das spätere Alter und das ist schon

verführt und von Schande zu Schande fortschreitend, war er dahin gelangt, aus seiner unsaubern Dunkelheit zur Verübung einer ungeheuern Frevelthat hervorzugehen.

Pepin, ein Mensch ohne Charakter, war der ausgeprägte Stellvertreter des Pariser Kleinhandels; Haupt einer Abtheilung der Gesellschaft der Menschenrechte, war er in den Juniaufstand verwickelt gewesen, jedoch freigesprochen worden.

---

viel. Aber auch weil sie ein Zeugniß eines reinen Gewissens sind und die Erinnerung des Vergnügens tugendhafter Handlungen sind die große Genugthuung für den Menschen.

„Herr Präsident, welche Befriedigung ein reines und stilles Leben durch ein glückliches und sanftes Alter zu beendigen. So war das Platos, welcher im Alter von einundachtzig Jahren starb, die Feder in der Hand haltend. So war das Ende Isokrates, der mit achtzigvierzehn (vierundneunzig) Jahren sein panathainaige (etwa seinen Panegyrikos?) verfaßte und noch fünf Jahre lebte. Sein Lehrer Gorgias von Leonse (s. h. Leontini) lebte hundertsieben Jahre ohne seine gewöhnlichen Beschäftigungen zu verlassen, er antwortete Jemandem: „Ich möchte noch lange leben, weil ich mir keinen Vorwurf zu machen habe.

„Nun wohl, Herr Präsident, ich wende mich an das höchste Wesen und bitte dasselbe, daß Sie auch eine so schöne Laufbahn beendigen möchten.

„Die Befriedigung, welche ich empfunden habe, indem ich Herrn Zangiacomi sah, hat mich am Schlaf gehindert und ich bin aufgestanden in dem Drange Ihnen einen Brief von drei Seiten zu schreiben.

„av.

„Ihr sehr ergebener und gehorsamer
„St. Fieschi."

Morey war Mitglied der Gesellschaft der Menschenrechte und nahm an der Section von Rouen Theil. Gekrümmt unter der Last der Jahre, besaß er eine stoische Seele.

Boireau und Bescher, beide auf verschiedene Weise von der Anklageacte betroffen, waren aus Unbesonnenheit und Verführung dem Complotte beigetreten.

Neben dem Skandal, womit Fieschi den Gang der Verhandlungen mit seinen dummstolzen Prahlereien, seinen ekelhaften Lazzis (Späßen), seinen niederträchtigen Beleidigungen, seinen schändlichen Gemeinheiten erfüllte, überraschte Morey Jedermann durch seine ruhige Haltung. Pepin bot den kläglichsten, den jämmerlichsten Anblick, den es geben kann, bis zu dem Augenblicke dar, wo er von Boireau verrathen, plötzlich seine Festigkeit wiedergewann und sich muthig in sein Schicksal ergab.

Nach dem Strafantrage des Generalprocurators Martin du Nord begannen die Vertheidigungsreden. Patorni ergriff für Fieschi das Wort; Dupont vertheidigte Morey mit großer Gewandtheit und Marie, Pepins Advokat, schlug mit seiner donnernden Rede Fieschi zu Boden. „Fieschi kann mit seinem Ruhme zufrieden sein", rief er mit einer von Ironie überfließenden Stimme aus; „wie ist mir denn! Man bewundert ihn, man schmeichelt ihm, man hat zu Ihnen von der Theilnahme gesprochen, die er einflößt. O, wahrscheinlich wollen sie, daß sein Gang zum Schaffot ein Triumphzug sei! Ich hoffe, daß die öffentliche Moral einer solchen Anmaßung widersprechen wird. Sie werden die Strafe für Ihre Frevel-

that erleiden und wenn Ihr Name auf die Nachwelt übergeht, so wird es nur mit Verwünschungen geschehen!"

Der Gerichtshof sprach am 15. Februar 1836 sein Urtheil. Bescher ward freigesprochen; Fieschi zur Strafe des Königsmords verurtheilt; Pepin und Morey einfach zur Todesstrafe; Boireau zu zwanzig Jahren Gefängniß. Pepin und Morey behielten ihre Gelassenheit bei. Fieschi, immer Aufschneider, immer voll der lächerlichsten Erwartungen, schien auf Begnadigung zu hoffen; er gab selbst vor, daß man ihm diese als Preis seiner Entdeckungen versprochen habe. Als die letzte Stunde herannahte, mußte der Elende wohl auf diese unsinnige Hoffnung verzichten. Den 19. Februar wurde das Schaffot auf dem Platze an der Barriere Saint Jacques errichtet. Das Wetter war kalt und trübe; Truppen und zahlreiche Zuschauer drängten sich um die Richtstätte mit fieberhafter Ungeduld die Ankunft der Verurtheilten erwartend. Sie erschienen endlich und keiner von ihnen verleugnete seinen Charakter auf einen Augenblick. Morey, durch Körperbeschwerden, nicht aber durch Furcht niedergedrückt, näherte sich von zwei Wachen halb getragen. „Unterstützen Sie mich", sagte er; „das Herz ist frisch, aber die Beine wollen nicht mehr fort." Pepin erklimmte zuerst die Stufen des Schaffots und rief: „Ich sterbe unschuldig, ich sterbe als ein Schlachtopfer; lebt wohl!" und übergab sich dem Henker. Das verhängnißvolle Messer fiel noch auf zwei Köpfe nieder... und die Menge entfernte sich langsam unter dem Eindruck dieses entsetzlichen Schauspiels.

Zwei Tage später öffnete sich ein mit unerhörtem Luxus

ausgeschmücktes Kaffeehaus auf dem Börsenplatze und die Neugierigen strömten dahin, um ein junges, einäugiges, kränkliches, scrophulöses Mädchen zu sehen und mit ihren Huldigungen zu umringen. Es war Nina Lassave, die Angeberin Moreys, die blutschänderische Beischläferin eines Meuchelmörders, deren traurige Berühmtheit man ausbeutete. Glücklicherweise zögerte die Behörde nicht, diese skandalöse Schaustellung zu untersagen.

Zehntes Kapitel.

Tod Franz II. — Erstes Interventionsverlangen von Seiten Spaniens. — Aeußere Politik des Königs. — Geheime Spaltung. — England in Absicht der Intervention befragt. — Vorschlag in Beziehung auf die Herabsetzung der Renten. — Herr Humann. — Auflösung des Ministeriums. — Cabinet vom 22. Februar; Herr Thiers, Conseilspräsident; sein Charakter. — Besetzung Krakaus durch die Oesterreicher, Preußen und Russen; politischer Charakter dieser Maßregel. — Thiers von der englischen Allianz getrennt. — Neue Richtung seiner Politik. — Project zur Verheirathung des Herzogs von Orleans. — Meinung Europas über Ludwig Philipp. — Reise der Herzoge von Orleans und Nemours nach Berlin und Wien. — Die Hand einer Erzherzogin von Oesterreich wird dem Herzoge von Orleans verweigert. — Nachgiebigkeit des Herrn Thiers Oesterreich gegenüber. — Abgewiesenes Verlangen Lord Palmerstons. — Attentat Alibauds; seine Verhaftung; sein Charakter; seine Haltung vor den Richtern; seine Hinrichtung. — Tod Armand Carrels. — Einweihung des Triumphbogens. — Hinterlist der Continentalpolitik. — Die Schweiz; Note der Schultheißen an den französischen Gesandten. — Drohende Note des Herzogs von Montebello an die Tagsatzung gerichtet. — Unwille der Schweiz. — Der Spion Conseil. — Von der Tagsatzung gefaßter Beschluß. — Thiers kommt auf die englische Allianz zurück. — Die Intervention in Spanien wird wieder auf das Tapet gebracht. — Ereignisse zu la Granja. — Der König ist der Intervention abgeneigt. — Thiers wird bei dieser Frage von dem Herzog von Orleans unterstützt. — Anerbieten der spanischen Krone für den Herzog von Aumale; tiefe Blicke des Königs. — Auflösung des Ministeriums vom 22. Februar.

Die durch die orientalische Frage verwickelten diplomatischen Beziehungen Frankreichs und Europas versprachen nach dem am 2. März 1835 erfolgten Tode Franz II. vertraulicher mit Oesterreich zu werden, als die Ereignisse in Spanien, wo der Bürgerkrieg einen sehr beunruhigenden Charakter an-

nahm, neue Störungen herbeiführten. Die Stellung der beiden Parteien in der Halbinsel hatte sich sehr verändert; die Karlisten waren von Tag zu Tage so sehr in den Vortheil gekommen, daß der General Cordova dem Cabinet in Madrid die Nothwendigkeit andeutete, Frankreichs Hilfe anzurufen. Martinez de la Rosa, der einzige Gegner dieser Maßregel, die er für antinational hielt, trat sein Portefeuille dem Grafen von Toreno ab und die christinische Partei beeilte sich die Intervention der Franzosen nachzusuchen, indem sie dieses Verlangen auf den Quadrupelallianzvertrag stützte. Darin lag der Irrthum, wie sich leicht erkennen ließ, wenn man die Ausdrücke unserer, durch besondere Zusatzartikel eingegangenen Verpflichtungen prüfte. Man hatte darin gesagt: Seine Majestät der König der Franzosen verpflichtet sich an den Grenzen seiner Staaten die geeignetsten Maßregeln zu nehmen, um die spanischen Insurgenten zu verhindern vom französischen Gebiet irgend eine Unterstützung an Waffen, Menschen oder Kriegsbedürfnissen zu erhalten." Nichts legte in diesem Artikel Frankreich die Pflicht zu interveniren auf. Es hatte sich in diplomatischer Rücksicht seiner Zusage nicht entzogen, aber es stieß auf Hindernisse die nöthigen Bewilligungen zur Ausrüstung eines Heeres von 80,000 Mann zu erhalten und erweckte wieder den Argwohn und den Zorn Europas, wenn es dem Verlangen der Partei der Königin nachkommen wollte. England selbst, nur zur Lieferung von Waffen und zur Gewährung eines Beistandes zur See ermächtigt, würde einen Einmarsch der Franzosen in die Halbinsel ungern gesehen haben. Sollte man sich

nicht endlich noch alle die guten Gründe zurückrufen, welche die Regierung hatte, sich vor einer sentimentalen Politik zu bewahren? War es nöthig noch einmal das traurige Gemälde unserer innern Zerwürfnisse, der Verlegenheiten des von den Parteien ohne Unterlaß bedrohten Königthums zu entrollen? Mußte man erst den Ungläubigen noch einmal die erschreckende Zahl unserer Krieger vorhalten, welche der Kampf in Afrika verschlang, dieser unerbittliche Minotaur, dem Frankreich jährlich einen neuen Beitrag an Schlachtofern sendet? Außer diesen gewichtigen Erwägungen gegen eine Intervention lebte im Grunde der Herzen noch die verletzende Erinnerung der Unfälle von 1808, dieses Krieges auf das Messer, der die Heere Napoleons decimirt hatte. Der Geist der spanischen Bevölkerung hatte sich nicht verändert und Alles ließ Unglück vielleicht ohne allen Gewinn erwarten. Das war die Ansicht des Königs. Da man Isabelle II. anerkannt hatte, so mußte man auch ihre Regierung durch Waffen, Geldhilfe und diplomatische Vermittelung unterstützen. Hier aber hörte die Verpflichtung auf. Im Ministerrathe war es Thiers, der sich am kräftigsten für eine Intervention aussprach. Er legte dar, daß, wenn sich die Kammern derselben widersetzten, das gemäßigte System verschwinden würde, um den Carlismus und der Anarchie alle Wechselfälle eines Bürgerkrieges zu gewähren. Er wollte vor allen Dingen den Triumph des Don Karlos in Spanien verhindern und beharrte auf seiner Meinung in despotischer Weise, indem er der Krone nur die Wahl zwischen einer Zustimmung oder seiner Abdankung ließ. Die Alternative war

peinlich; sogleich nachzugeben war unmöglich und was die Abdankung des stolzen Ministers betraf, so würde man sie unter andern Umständen mit Freuden angenommen haben, aber man bedurfte seiner Dienste noch. Bevor man es dahin kommen ließ sich von ihm zu trennen, wurde eine Anfrage an England beschlossen. Das Cabinet von Saint James antwortete, wie es der König vorausgesehen hatte: „daß der Quadrupelallianzvertrag und seine Zusatzartikel zu einer directen, offenkundigen militärischen Intervention, wie sie im Jahr 1823 unter Anführung des Herzogs von Angoulême stattgefunden habe, nicht ermächtigten. Man könne einen solchen von Canning und der ganzen Schule der Whigs verworfenen Präcedenzfall nicht gelten lassen." Die Frage war geradezu abgeschnitten; inzwischen blieb es noch nöthig sich den Beistand Thiers zu erhalten. Man mußte auf ein Auskunftsmittel sinnen und entschied sich dafür Spanien eine mittelbare Unterstützung zu gewähren, indem man die in französischem Dienste stehende, jetzt in der Regentschaft von Algier verwendete Fremdenlegion, die eine gute Vorhut bilden konnte, an Spanien überließe: man ging selbst so weit, daß man der Königin gestattete Freiwillige in Frankreich und England anzuwerben. Einer am 28. Juni 1835 von dem Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herzog von Broglie und dem spanischen Gesandten, Herzog von Frias, unterzeichneten Convention zufolge, sollte die Fremdenlegion den französischen Dienst verlassen und Ihre katholische Majestät die Officiere und Soldaten, aus denen sie bestand, in Sold nehmen. Der König der Franzosen verpflichtete sich,

sie nicht wieder, weder ganz oder theilweise, außer mit förmlicher Zustimmung der spanischen Regierung in seinen Dienst zu nehmen. Französische Schiffe sollten sie von dem Gebiet der Regentschaft von Algier auf einen von dem Cabinet in Madrid zu bezeichnenden Punkt der Halbinsel überführen; sie sollten ihre Waffen und Ausrüstung behalten und deren Werth durch eine contradictorische Abschätzung festgestellt und von der spanischen Regierung an die französische erstattet werden. Endlich sollte sich ein spanischer Commissär auf einem französischen Kriegsschiffe nach Algier zur Uebernahme der Fremdenlegion in den spanischen Dienst und zur Bewirkung der vorbemerkten Abschätzung begeben. Man gab dieser Art von Beistand nicht den Namen einer Intervention, sondern den einer einfachen Cooperation. Thiers war besiegt; es blieb ihm kein Vorwand übrig seine Entlassung nochmals anzubieten. Dazwischen fiel das Attentat vom 28. Juli, welches für den Augenblick die Aufmerksamkeit von den politischen Ereignissen abkehrte, dennoch bewahrte das Cabinet die Keime des Unfriedens und kaum hatte sich das Land von der durch die Schrecken des Königsmords erzeugten heftigen Aufregung erholt; kaum hatte eine neue Gesetzgebung der Macht kräftige Stützpunkte für ihren Bestand verliehen, als ein in den ministeriellen Annalen vielleicht einzig dastehender Vorgang die Auflösung des Cabinets veranlaßte. Am 14. Januar 1836, bei Vorlegung des Budgets für 1837, erklärte der Finanzminister Humann unerwartet, daß der jetzige Augenblick einer Zinsherabsetzung der öffentlichen Schuld günstig sei. Humanns Vorschlag war

um so auffallender, als im Verlauf einer Verhandlung im Schooß des Ministerraths die Majorität den Zeitpunkt für ungeeignet erklärt hatte. Wie kam er dazu die Kammer damit bei Begründung des Budgets zu befassen? Warum verfuhr er gegen den Willen seiner Collegen und was noch schlimmer ist, ohne ihr Vorwissen? Man kann sich den Zorn und die Bestürzung der Minister und vorzüglich die Entrüstung des Herrn von Broglie leicht vorstellen: nichts konnte dazu dienen Humanns Betragen zu erklären. Er mußte die Strafe dafür leiden und wurde (18. Januar) durch Herrn von Argout ersetzt. An demselben Tage richtete Augustin Giraud Interpellationen an das Ministerium in Betreff dieser Maßregel, deren Nothwendigkeit man eingestanden habe und Herr von Broglie rief aus: „Man frägt uns, ob es die Absicht der Regierung sei, diese Maßregel vorzuschlagen? ich antworte: Nein! Ist das deutlich? Einmal auf diesen Boden hinübergeführt erhitzten sich die Debatten und endigten mit der Niederlage der Minister, welche sämmtlich ihre Portefeuilles in die Hände des Königs zurückgaben. Am nächstfolgenden 22. Februar wurde das Cabinet unter der Präsidentschaft Thiers als Minister der auswärtigen Angelegenheiten neu gebildet *). Einen Monat später

---

*) Ordonnanz des Königs vom 22. Februar 1836.

„Herr Thiers Minister, Staatssecretär im Departement des Innern, ist zum Conseilpräsidenten und Minister Staatssecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten, an die Stelle des Herrn Herzogs von Broglie, dessen Abdankung angenommen worden ist, ernannt worden.

überreichte Lacave-Laplagne den Bericht über den Vorschlag Gouins, die Rentenumwandelung betreffend. Die Commission

---

„Herr Sauzet, Deputirter, ist zum Großsiegelbewahrer, Minister der Justiz, an die Stelle des Herrn Persil ernannt worden.

„Der Herr Graf von Montalivet, Pair von Frankreich, ist zum Minister des Innern ernannt worden.

„Herr Passy, Deputirter, ist zum Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten an die Stelle des Herrn Duchatel ernannt worden.

„Der Herr Baron Pelet (von der Lozere) Deputirter ist zum Minister des öffentlichen Unterrichts an die Stelle des Herrn Guizot ernannt worden.

„Herr von Argout behält das Portefeuille der Finanzen; der Admiral Duperré das des Seewesens und der Marschall Maison das des Krieges.

„Herr Fain ist zum Generalverwalter der Civilliste ernannt worden.

„Die öffentlichen Arbeiten, welche von dem Handelsministerium getrennt worden waren, als Herr Thiers das Portefeuille des Innern übernommen hatte, kehren zu dem Handelsministerium zurück, nachdem Herr Thiers zu den auswärtigen Angelegenheiten übergegangen ist. Aber die Veränderung ist nicht vollständig. Die Brücken und Straßen gehen blos zum Handel über und die Baudenkmale von Paris bleiben bei dem Innern.

„Herr von Gasparin wird unter Herrn von Montalivet die unter Herrn Thiers gehabten Verrichtungen als Unterstaatssecretär beibehalten.

„Mehrere untergeordnete Entlassungen haben noch stattgefunden. Herr Vitet hört auf Generalsecretär im Handelsministerium zu sein.“

sprach sich im Sinne der Minister aus, deren Rücktritt durch die Inbetrachtnahme dieser Maßregel herbeigeführt worden war, das heißt, daß, während sie der Maßregel beipflichtete, sie solche als unzeitgemäß erklärte. Nach der allgemeinen Discussion ward die Vertagung mit einer außerordentlichen Majorität ausgesprochen. Hierauf erfolgte die Annahme des Gesetzes über die geheimen Gelder durch 251 Stimmen gegen 99 und das Cabinet sah sich vollständig befestigt.

Die ministerielle Zusammensetzung vom 22. Februar schuf eine neue Lage der Dinge: Barrot hatte ihm seine Unterstützung versprochen, wenn Thiers sich von den Doctrinärs lossagte; von da an begann die moralische Verbindung mit der Linken. Als Herr Thiers nun Chef des Cabinets war, hatte er alle Freiheit ein bestimmtes Regierungssystem darzulegen und zu befolgen: unglücklicherweise fehlte es ihm dazu an Kühnheit und Fruchtbarkeit. Mit Geist und Gelehrsamkeit verband er nicht politische Einsicht und Festigkeit in den Geschäften; sein Charakter war leicht, unüberlegt, stolz, wechselnd, voll unausführbarer Theorien und einem rastlosen Streben nach Popularität. Er besaß eine edle Seele, aber keine großartigen Ideen. Als Redner glänzend und voll Hilfsquellen riß er hin, ohne zu überzeugen. Niemand verstand es besser als er die Zuhörer durch sein leicht fließendes Wort zu fesseln; Alle, sobald er die Rednerbühne verließ, erstaunten, dem Zauber seiner Sprache unterlegen zu haben, aber die Discussion war dadurch um keinen Schritt gefördert worden. Veranlaßt das Programm der neuen Verwaltung zu enthüllen,

gestand er mit großer Unbefangenheit bei dem zeitherigen Verfahren bleiben zu wollen.

„Meine Herren," sagte er, „das Cabinet ist endlich gebildet. Die Kammer wird es ohne Zweifel für gut erachten, daß ich, ohne eine Interpellation abzuwarten, von selbst daran gehe, Ihnen einige kurze Aufschlüsse zu geben. Die Männer, welche auf die Ministerbank gesetzt worden sind, haben alle schon ihre Handlungsweise an den Tag gelegt. Ich hoffe, Sie werden es nicht vergessen, daß die Mehrzahl von uns das Land schon unter den größten Gefahren verwaltet hat und daß wir bei diesen Gefahren die Unordnung aus allen Kräften bekämpft haben. Diejenigen, welche noch nicht mit uns in der Verwaltung waren, haben doch unsere Anstrengungen im Schooße dieser Kammer unterstützt. Dieselben, die wir vor einem, vor zwei Jahren waren, sind wir noch heut. Was mich betrifft, so muß ich dies sogleich und laut aussprechen, denn ich möchte Niemanden über mich im Zweifel lassen: ich bin, was ich war, der treue und aufrichtige Freund der Julirevolution, aber auch von der alten Wahrheit durchdrungen, daß man, um eine Revolution sicher zu stellen, man sie vor Uebertreibungen bewahren müsse. So oft sich solche Uebertreibungen auf den Straßen oder im Mißbrauch unserer Institutionen zeigten, habe ich dazu beigetragen, sie durch die Gewalt und durch die Gesetzgebung zu unterdrücken. Ich rechne mir es zur Ehre an, darin immer in Uebereinstimmung mit der Mehrheit dieser Kammer zu Werke gegangen zu sein und sollte es nöthig sein, so würde ich mich noch denselben Anstrengungen beigesellen, um unser Land

vor den Unordnungen zu retten, die es fast zu Grunde gerichtet haben. Ich glaube, daß die Gesinnungen, die ich hier aussspreche, diejenigen der Majorität sind und immer sein werden. Die Unruhen, welche unser schönes Land betrübten, scheinen sich zu Ende zu neigen; bessere Tage sind uns verheißen und Sie werden nicht unnöthiger Weise den Frieden durch Wolken und durch die Erinnerung an den Kampf trüben wollen. Hierin werden wir noch den Ansichten des letzten Cabinets treu bleiben; wir könnten sie nicht aufgeben, ohne daß die Regierung unvernünftig und ihrer Bestimmung unwürdig würde."

Als Thiers zur Präsidentschaft des Conseils gelangte, schien das Land, von den Emeuten befreit, sich auf lange Zeit einer vollständigen Ruhe erfreuen zu dürfen. Aber die äußere Politik verbarg Gefahren und Stürme in ihrem Schooße. Die bei Gelegenheit der amerikanischen Schuldforderung entstandene Zwistigkeit war noch nicht beseitigt und die Vermittelung Englands, die den Streit hinhielt, versprach bei den fortgesetzten Großsprechereien des Präsidenten Jackson nur eine späte Lösung. Die Angelegenheiten Polens beschäftigten mehr als je die Gemüther, und die öffentliche Meinung, durch einige hochmüthige an den Stadtrath von Warschau gerichtete Worte des Kaisers Nicolaus aufgereizt, gab sich in heißen Wünschen für dieses Schlachtopfer Rußlands zu erkennen. Im J. 1815 waren Oesterreich, Preußen und Rußland gleich lüstern auf den Besitz von Krakau gewesen, von denen die beiden ersteren Mächte seiner als Schutzmauer bedurften: Oesterreich für Gallizien, Preußen für Schlesien. Man konnte sich nicht darüber verstän-

digen und damit es keinem gehören sollte, erklärte man es unabhängig. Da es also durch seine Verfassung, seine Sprache, seine Hochschule, seinen religiösen Glauben die einzige Zufluchtsstätte der polnischen Nationalität geworden war, so hatte natürlich die Republik Krakau die letzten Trümmer des vernichteten Polens bei sich aufgenommen und beschützt. Die Cabinete von Petersburg, Wien und Berlin forderten in Kraft der auf dem Congresse von Muntz-Grätz geschlossenen Uebereinkunft die gegenseitige Auslieferung ihrer verdächtig gewordenen Unterthanen und auf die Weigerung des Senats wurde Krakau sogleich von den Truppen dieser drei Mächte besetzt (17. Febr.) Die Meinungen waren in Betreff dieser Besetzung getheilt; die Einen behaupteten, daß, da der sechste Artikel des Wiener Congresses die Unabhängigkeit Krakaus anerkannt habe, diese Stadt unter eben demselben Rechtstitel frei sei wie Frankfurt, Bremen und Hamburg und daß daher Frankreich das Recht habe zu interveniren; die Andern wendeten ein, daß Oesterreich, Preußen und Rußland als bestellte Schutzmächte dieser Republik die einzigen Richter dessen wären, was ihre Politik und Verwaltung beträfe; daß zufolge dieses Grundsatzes die Municipaleinrichtungen von Krakau durch die Repräsentanten dieser drei Höfe bestimmt würden und die Freistadt eine österreichische Besatzung aufnehmen müsse. Der ungemeine Anklang der polnischen Sache bei den Massen vervielfältigte täglich die Schwierigkeit der diplomatischen Unterhandlungen über diesen Gegenstand. Sie waren von dem Herzog von Broglie auf dem Wege einer einfachen Protestation eingeleitet worden. Thiers

verfolgte die Politik seines Vorgängers und ging selbst noch weiter, denn man gab zu, daß die Schutzmächte innerhalb der Grenzen der Verträge geblieben wären, indem sie ihrer besonderen Sicherheit wegen intervenirten. Nachdem sie ihren Zweck erreicht hatten, die Besetzung zwecklos wurde, willigten die drei Mächte ein, nur eine österreichische Garnison dort zu lassen. Thiers sah in allem Dem nichts weiter als eine unvermeidliche Folge der Verfassung von Krakau. Freilich bleibt es wahr, daß der Conseilpräsident dadurch anfing sich von der englischen Allianz zu entfernen und dem Wiener Cabinete zu gefallen suchte. Dieses Verlangen enthüllte sich noch mehr bei Gelegenheit der Besetzung von Ancona. Unter dem vorigen Cabinet hatte der Fürst von Metternich die Räumung dieses Platzes gegen das Versprechen zu erlangen versucht, seiner Seits die römischen Legationen zu verlassen und dem päpstlichen Stuhl die freie Regierung seiner Staaten anheim zu geben. Er erneuerte sein Anliegen bei Herrn Thiers und begegnete nicht mehr denselben Schwierigkeiten. Der Minister ließ den Grundsatz der Räumung zu, doch verhehlte er nicht, daß der Augenblick zu Ergreifung einer solchen Maßregel ungelegen sei: man müsse die Gemüther hierauf vorbereiten und der heilige Vater für diesen Zweck zuerst den Legationen einige liberale und administrative Bewillungen machen. Hierauf gab Herr Thiers geschickt zu verstehen, daß eine Wiederannäherung zwischen Oesterreich und Frankreich alle Hindernisse ebnen würde. Dabei entschleierte er den Gedanken an eine Heirath des Herzogs von Orleans. Diese Absicht beschäftigte den Chef des Cabinets ungemein und er-

klärte die neue Richtung seiner Politik. In der That schienen Umstände dem Vorschlage einer Verbindung mit dem Erben des schönsten Thrones in der Welt günstig. Europa hatte seit langer Zeit oftmals Gelegenheit gehabt, die Ueberlegenheit Ludwig Philipps anzuerkennen; seit langer Zeit bewunderte es die Weisheit und Festigkeit, mit der er die Ruhe Frankreichs durch eine Mäßigung aufrecht hielt, die ihm die Enthusiasten zum Vorwurfe machten, die aber durch eine längere Regierung gerechtfertigt wurde. Welche innigen Bande umschlangen nicht seine ganze Familie! Marie Amalie, so fromm, so wohlthätig, bot als Gattin wie als Mutter und Königin eine Vereinigung aller Tugenden dar; Madame Adelaide, gleich ihrem erhabenen Bruder in der Schule des Unglücks erzogen, besaß wie er eine kräftig gestählte Seele. Die Orleans'sche Dynastie hatte nicht nur die allgemeine Achtung erlangt, sondern flößte selbst eine lebhafte Theilnahme durch die Mißbilligung ein, die sich wie ein gewaltiger Fluch aus allen Theilen der Welt gegen die fanatischen Königsmörder erhob. An dem kostbaren Leben dieses in auffallender Weise von der Vorsehung beschützten Königs hing, man fühlte es, das Geschick Frankreichs, denn wenn es erlosch, ehe er das Werk der Wiederherstellung vollendet hätte, von welchen entsetzlichen Stürmen würden dann nicht alle Throne bedroht werden! Diese Vorstellung beunruhigte Europa. Das Attentat Fieschis hatte gezeigt, daß die revolutionäre Schule vor keinem Frevel erbebe, um ihren Zweck zu erreichen. Aber aus diesen wohlbegründeten Besorgnissen ging das ernsthafteste Hinderniß zur Verwirklichung der Träume

hervor, mit denen sich der Herzog v. Orleans eingewiegt hatte. Der junge Fürst hatte seine Blicke auf eine Erzherzogin von Oesterreich geworfen, aber bei diesem Scharfsinn, der ihn selten täuscht, theilte Ludwig Philipp die Hoffnungen seines Sohnes nicht und er ließ es nicht an Einwendungen fehlen. Eine Abweisung, ohne etwas Beleidigendes für die Ehre des königl. Hauses zu haben, mußte doch einen übeln Eindruck durch das Mißtrauen machen, das man in seine Zukunft setzte. Der Herzog von Orleans wurde durch diese Gründe nicht überführt und einige Wolken erhoben sich zwischen dem Vater und dem Sohne, so daß Madame Adelaide eines Tages Herrn Thiers bei Seite nahm und in ihn drang dieser Unschlüssigkeit, welche die Eintracht der Familie störte, ein Ziel zu setzen. Thiers versprach es und beeilte sich die Herren von Werther und von Appony, Gesandte Preußens und Oesterreichs, zu besuchen, um sie von der beabsichtigten Reise des ältesten Königssohns nach Deutschland zu unterrichten. Schon unter dem Ministerium vom 11. Octbr. hatte Guizot von dem preußischen Minister von Ancillon die Zusicherung erhalten, daß die Orleansschen Prinzen in Berlin gut aufgenommen werden würden und Ludwig Philipp bat nunmehr in einem persönlich an den König Friedrich Wilhelm III. gerichteten Briefe um die Erlaubniß, daß seine Söhne, die Herzöge von Orleans und von Nemours zu ihrem Unterricht den großen Manoeuvres der preußischen Armee beiwohnen dürften. Auf dieses Schreiben antwortete man, „daß man erfreut sein würde die jungen Prinzen, bevor sie in das Lager zu den Heerübungen gingen, persönlich in Ber-

lin kennen zu lernen und daß man sie dort mit großem Vergnügen empfangen würde." Herr von Appony versicherte im Auftrage des Fürsten von Metternich gleichfalls, „daß man entzückt sein würde die Herzöge von Orleans und von Nemours in Wien zu sehen." Der russische Gesandte, dem man aus der beabsichtigten Reise ein Geheimniß gemacht hatte, zeigte sich deshalb gereizt, doch gelang es Herrn Thiers ihn zu beruhigen. Die Söhne des Bourbonschen Hauses sollten dasselbe würdig repräsentiren. Man wählte die ausgezeichnetsten Männer unter den Flügeladjutanten für sie aus; sie wurden von einer zahlreichen Dienerschaft begleitet und führten die geschmackvollsten Equipagen mit sich. Vor ihrer Abreise hatte der König eine lange Unterredung mit seinen Söhnen und ertheilte ihnen die weisesten Verhaltungsregeln. Zu derselben Zeit richtete Herr Thiers ein Schreiben an Herrn von Saint Aulaire ohne dienstlichen Charakter, um es dem Herrn von Metternich mitzutheilen, wenn es dem Herzog von Orleans gelingen sollte sich beliebt zu machen.

Zu Berlin beeiferte man sich den Prinzen die gefälligste Aufnahme zu bereiten; die für sie veranstalteten Feste, Vergnügungen und Hoffeierlichkeiten häuften sich und sie verbreiteten durch ihre ausgezeichneten Manieren, ihren Geist und ihre gewählte Höflichkeit eine hohe Meinung von sich. Im Theater, auf den Promenaden, überall wurden sie durch den beifälligen Ruf des Volk begrüßt. „Die Herzöge von Orleans und von Nemours", sagte die Staatszeitung, „sind zwischen drei und vier Uhr zu Berlin eingetroffen und im königlichen Schlosse

abgetreten. Unten an der Treppe erwarteten die großen Hofchargen die Prinzen, um sie in die für sie bestimmten Gemächer zu führen. Bald darauf erschien der Kronprinz von Preußen zum Besuch bei Ihren königlichen Hoheiten; ihm folgten alle Prinzen des königlichen Hauses. Nachdem sich dieselben entfernt hatten, machten die Herzöge von Orleans und von Nemours dem Könige ihre Aufwartung und begaben sich hierauf zum Besuch des Kronprinzen so wie der übrigen königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Der König erschien persönlich in den Gemächern Ihrer königlichen Hoheiten und Abends um neun Uhr speisten sie beim Kronprinzen. Morgen sollen sie beim König zu Mittag speisen. Der Generalmajor von Röder und der Major von Brandt sind vom König zum Dienst bei dem Herzog von Orleans, der Generalmajor von Neumann und der Major von Molière zum Dienst bei dem Herzog von Nemours ernannt worden."

Von Berlin begaben sich die Prinzen nach Wien, wo sie dieselbe königliche Gastfreundschaft genossen. Sie stiegen in der kaiserlichen Burg ab und fuhren, da der Kaiser in Schönbrunn war, in Hofwagen nach dieser Residenz. Dieselbe Zuvorkommenheit, dieselben Rücksichten wurden ihnen zu Theil und es herrschte bald nur eine Stimme über die vorzüglichen Eigenschaften der Söhne Ludwig Philipps. So viele Freundschaftsbezeigungen waren wohl geeignet die geheimen Hoffnungen des Herzogs von Orleans, der für die Prinzessin Therese, Tochter des Erzherzogs Karl eingenommen war, zu ermuthigen. Er fand den Letzteren günstig für sich gestimmt. Herr von Saint

Aulaire unterrichtete daher den Fürsten von Metternich von dem, was vorging und las ihm das Schreiben Herrn Thiers vor. Der Fürst von Metternich aber, in der Besorgniß Preußen oder Rußland durch eine so innige Annäherung an Frankreich zu verstimmen, wies den Antrag zurück. Diese, dem Orleans=schen Hause widerfahrene Abweisung rührte zum Theil aus der vorsichtigen Politik Oesterreichs her; dennoch mußte sie den beleidigendsten Auslegungen der legitimistischen Partei zum Text dienen und allerhand Anecdoten wurden aufgebracht. Gewiß bleibt es, daß der Herzog von Orleans mit schwer verletzter Empfindlichkeit auf der Stelle Deutschland verließ und sich an die italienischen Höfe begab.

Wir haben oben gesagt, daß Herr Thiers, von seiner Idee einer österreichischen Allianz bezaubert, viel Entgegenkommen in seinen Unterhandlungen mit dem Grafen von Appony gezeigt hatte. Fast hatte er sich schon zu der Räumung Anconas anheischig gemacht. Derselbe Geist der Zugeständnisse beseelte ihn auch Rußland gegenüber und auf das Verlangen des Grafen von Pahlen säumte der Minister nicht den polnischen Comité aufzulösen. Es war sichtlich, daß Thiers mehr als jemals danach strebte sich von der englischen Allianz los zu machen. Die Verhältnisse waren schon ungemein getrübt seit dem Tage, wo die französische Regierung, aufgefordert mit dem Cabinete von London in Spanien gemeinschaftlich zu interveniren, dieses Verlangen Lord Palmerstons zurückgewiesen hatte. Der Letztere verbarg seinen Verdruß nicht und von da ab versuchte das Cabinet der Tuilerien sich Rußland zu nähern. Das russische

Cabinet schien seiner Seits auch weniger Entfremdung gegen Frankreich zu bezeigen und bewies seine Mäßigung bei der Unterhandlung in Beziehung auf die Bezahlung der letzten Serie der griechischen Anleihe, so wie durch das Zugeständniß der Räumung der Festung Silistria von den kaiserlichen Truppen.

Die Septembergesetze hatten den Eifer der Journale in ihrer Polemik gegen die Dynastie und die Regierung abgekühlt, aber die Parteien schöpften daraus ein Gefühl unversöhnlicher Rache und der Fanatismus, welcher das schreckliche Attentat vom 28. Juli erzeugt hatte, lebte in den Herzen einiger durch falsche Lehren verführten Nichtswürdigen fort.

Seit dem Processe Fieschis hörte man von Drohungen für die Zukunft und selbst von einer Art geheimer Gesellschaften, in welcher der Königsmord regelmäßig organisirt wurde. Am 25. Juni 1836 um halb sieben Uhr Abends verließ der König die Tuilerien, um sich nach Neuilly zu begeben. Er hatte die Königin und seine Schwester Madame Adelaide bei sich im Wagen. Keine Begleitung umgab ihn. Beim Einbiegen in die Einfahrt zum Pont-Royal schoß ein Meuchelmörder, indem er eine Stockflinte an den Rand des Kutschenschlages anlegte, fast in unmittelbarer Nähe auf den König in dem Augenblick, wo dieser die ihn salutirende Truppe grüßte. Die Kugel ging über den Kopf weg, aber der Schuß war so nahe gefallen, daß der Propf im Backenbart des Königs stecken blieb und eine Rauchwolke den Wagen anfüllte. Noch einmal that sich die göttliche Vorsicht zum Schutze des Staatsoberhauptes kund. Nachdem er sich überzeugt, daß Niemand verwundet worden

sei und er die Angst der Königin beruhigt hatte, befahl der König die Abfahrt. Zu Neuilly eilte ihm seine Familie entgegen. „Meine Kinder", sagte er, „ihr sehet, daß ich mich wohl befinde; man hat wieder eine Pistole auf uns abgeschossen; das ist entsetzlich."

Der Mörder, welcher keine Anstalt gemacht hatte sein Heil in der Flucht zu suchen, wurde verhaftet und in die Wache geschafft, während die Menge ihren Unwillen durch lauten Ausruf bezeugte. Bei seiner Durchsuchung fand man bei ihm einen Dolch, mit dem er sich zu durchbohren versuchte; außerdem einige Gegenstände von geringem Werth, unter andern einen Kamm, zwei Pfeifen, ein Packet Rauchtabak und dreiundzwanzig Sous. Dieser Mensch hatte ein bleiches kupferiges Gesicht, lange, schwarze, fliegende Haare und einen krausen Bart um den Hals. Kaltblütig und ruhig äußerte er nur darüber Bedauern seinen Zweck verfehlt zu haben. Denjenigen, die ihm seine Niederträchtigkeit vorwarfen, antwortete er: „Ist das, was ich so eben begangen habe, die That eines Niederträchtigen?" Das hieß die Unverschämtheit weit treiben! Der Waffenhändler Devisme, der ihn zuerst ergriffen hat, stellte sogleich die Identität seiner Person fest. „Ich kenne ihn", rief er; „er heißt Ludwig Alibaud; ich selbst habe ihm die Waffe geliefert, deren er sich eben bedient hat... Elender, zu diesem verruchten Gebrauch also geschah es..." Alibaud unterbrach ihn gelassen. Ein Obrist sagte zu ihm: „Ungeheuer! ich würde Dir Brod gegeben haben, wenn Du mich darum gebeten hättest." Sein Blick leuchtete von wildem Zorn und mit dumpfer Stimme

versetzte er: „Brod! ich bettele nicht darum, ich verdiene mirs und Denjenigen, der mich hindert es zu verdienen, den tödte ich!" Ludwig Alibaud, der Sohn des Fuhrmanns Bartholomäus Alibaud und der Therese Magdalene Barrière, war den 4. Mai 1810 zu Nimes geboren. Er diente in dem 15. Regiment leichter Infanterie, das zur Zeit der Julirevolution einen Theil der Besatzung von Paris ausmachte und trat im J. 1832 aus diesem aus. Während dieses Zeitpunkts scheint die Idee, den König zu ermorden, in seinem Kopfe entstanden zu sein. Er bereiste eine Zeit lang das mittägliche Frankreich und die Halbinsel, von wo er, nach einem vergeblichen Versuch bei den spanischen Truppen eine Officierstelle zu erhalten, am 17. November 1835 nach Paris zurückkam, fest entschlossen sein unseliges Vorhaben in Ausführung zu bringen; aber seine Bedürftigkeit war so groß, daß er sich nicht das Werkzeug zu dieser Frevelthat anschaffen konnte. Er bot sich daher Herrn Devisme als Reisediener an, der ihm Stockflinten zum Verkauf anvertraute. Nach Verlauf von vierzehn Tagen schickte er diese mit Ausnahme einer einzigen, die er verloren zu haben vorgab und wofür er sich als Schuldner bekannte, zurück. Am 27. Februar 1836 wurde er bei dem Weinhändler Batisa mit neunhundert Francs jährlichem Gehalt, bei freier Kost und Wohnung, angestellt, jedoch am 23. Mai bereits wieder entlassen und bezog nun ein meublirtes Zimmer in der Straße Marais Saint Germain, das er noch am Tage seines verübten Verbrechens bewohnte.

Alibaud ward vor die als Gerichtshof versammelte Pairs-

kammer gestellt und man schritt ohne Zögern zum Verhör. Der Mörder hatte bereits erklärt: „das Haupt der Verschwörung das ist mein Kopf; die Mitschuldigen sind meine Arme!" Bei allen seinen Aussagen blieb er dabei stehen und verhehlte die Gesinnung nicht, in der er gehandelt hatte. „Ich wollte den König tödten, den ich als den Feind des Volks betrachte; ich war unglücklich, die Regierung ist am meinem Unglück Schuld; der König ist ihr Oberhaupt, darum wollte ich ihn tödten. Ich bedauere nur etwas, das nämlich, ihn gefehlt zu haben." Vor Gericht verleugnete er seinen Charakter nicht; er gab über sein Verbrechen die genauesten Aufschlüsse und das mit ungewöhnlicher Ruhe. Als ihn Herr Pasquier fragte, seit wann er diesen gräßlichen Vorsatz hege, antwortete er: „Seit der König Paris in Belagerungszustand gesetzt hat; seit er herrschen wollte anstatt zu regieren; seit er die Bürger in den Straßen von Lyon und beim Kloster St. Méry niedermetzeln ließ. Seine Regierung ist eine blutige, eine abscheuliche Regierung; darum wollte ich den König tödten." Und seine Seele jedem Gefühl der Reue verschließend, fügte er hinzu: „Wenn ich es vermöchte, ich würde es von neuem thun." Nur einmal verlor Alibaud seine Kraft und seine Entschlossenheit: das Andenken an seine Familie entlockte ihm Thränen. Man las in dem Protokoll vom 27. Juni:

Pasquier. — Nachdem Ihre Versuche mißlungen waren, was haben Sie dann gemacht?

Alibaud. — Meine Familie reiste nach Perpignan, wo sie sich jetzt noch aufhält.

(Hier wurde das Verhör einige Minuten lang durch die Thränen und das Schluchzen des Angeklagten unterbrochen.)

Pasquier. — Die Betrübniß, die Sie zeigen, scheint aus einer edeln Empfindung herzustammen. Was ist die Ursache dieser so lebhaften Bewegung?

Alibaud. — Die Natur.

Pasquier. — Ist es nicht auch der Gedanke an das Böse, das Sie Ihren Eltern zugefügt; an den Kummer, den Sie diesen durch Ihre That bereitet haben?

Alibaud. — Das ist wahr.

Pasquier. — Nun wohl! Sollte Sie dieses Gefühl nicht dahin führen, durch ein aufrichtiges Geständniß den Abscheu zu mildern, den Ihr Verbrechen einflößt?

Alibaud. — Der König allein ist der Urheber meines Verbrechens; er allein hat mich zum Mörder gemacht; er allein macht meinen Vater unglücklich.

Nach dem Strafantrage des Herrn Martin (du Nord) führte Karl Ledru die Vertheidigung Alibauds und flehte die Milde der Richter in glühenden Worten an. Hierauf verlangte Alibaud das Wort und begann seinen Vortrag, indem er dem Königsmord eine Schutzrede hielt. Der Baron Pasquier ward genöthigt ihn zu unterbrechen. Als sich endlich noch ein zweiter Advokat erhob, um dem Schaffotte den Kopf des Schuldigen streitig zu machen, hinderte ihn dieser daran. „Erlauben Sie, mein Herr", sagte er, „Ihr Zweck ist unstreitig Mitleid einzuflößen und um Gnade für mich zu bitten; ich will aber nur das Gefühl des Hasses oder das der Achtung einflößen."

Zur Strafe des Königsmords verurtheilt wurde Alibaud, den Kopf mit einem schwarzen Schleier verhüllt, zur Richtstätte geführt und starb mit unerschüttertem Muthe (11. Juli).

Das Verbrechen Alibauds war wie das Fieschis unverkennbar die That eines persönlichen Fanatismus, eines abscheulichen Wahnsinns, denn damals verhüllte sich die anarchische Partei, von den Septembergesetzen erdrückt, in den Schatten der Complotte und der geheimen Gesellschaften. Die Legitimisten hatten das Gebiet der Insurrection verlassen und setzten den Streit durch eine spöttische oder leidenschaftliche Discussion fort. Täglich sah man die Häupter verschwinden, denen die unruhigen und stürmischen Seelen gehorsamt hatten. Lafayette war nicht mehr; Gottfried Cavaignac hatte sich selbst verbannt, um der Strenge der Gesetze zu entgehen und Armand Carrel, in einem Duell mit Emil von Girardin verwundet, hauchte seinen Geist zu Saint Mandé mitten unter seinen eifrigsten Verehrern aus*).

---

*) Dieses Ereigniß wurde in folgender Weise angezeigt:

„Am Morgen des 21. Juli fand zu Vincennes ein Duell auf Pistolen zwischen Herrn Carrel und Herrn Emil von Girardin statt. Herr Carrel schoß zuerst und verwundete seinen Gegner leicht am Schenkel. Herr Emil Girardin gab nun Feuer und traf Herrn Carrel oberhalb der Weichen. Wir müssen mit Bedauern anzeigen, daß die Verwundung des Herrn Carrels sehr gefährlich ist. Die Secundanten Herrn Carrels waren die Herren Peyrat und Ambert; für Herrn von Girardin die Herren Latour Mezerai und Paillard (von Villeneuve). Unmittelbar nach dem Kampfe ist Herr Carrel nach Saint Mandé

Die Gesetze gewährten hinreichenden Schutz; es kam nur darauf an, die geheimen Gesellschaften zu überwachen und auf jede Weise zu verfolgen und darauf hin wirkte die Polizei mit Thätigkeit. Für die Sicherheit des Königs aber mußten Vorsichtsmaßregeln getroffen werden und als die Minister das Programm der Julifeste entwarfen, wurde beschlossen, daß keine Revue abgehalten werden solle. Den Fürsten, den ein ungemeiner Muth immer antrieb der Gefahr zu trotzen, verdroß dieses Uebermaß von Vorsicht, welches ihn so zu sagen eingesperrt in seinem Palaste hielt und von nun an von diesen Nationalfesten entfernte, denen er jedes Jahr ein neues Siegel der Größe durch die Einweihung eines Monumentes, einer unvergeßlichen Erinnerung an den Ruhm seiner Regierung aufgedrückt hatte. Schon war das Pantheon zum Grabmal großer Männer zurückgegeben worden; schon hatte Ludwig Philipp auf der Stelle, wo ehemals die Bastille, dieser hundertjährige Zeuge von dem Despotismus der alten Regierung, gestanden hatte, den Grundstein zur Julisäule, dem Sinnbild der Freiheit, gelegt. Dank seinem Gerechtigkeit liebenden Geiste ragte die Bildsäule des Kaisers, durch den Vandalismus der Restauration von ihrem bronzenen Fußgestell herabgestürzt, von neuem wie der Genius des Sieges über die Stadt empor. Der sechste Jahrestag dieser drei unsterblichen Tage sollte durch eine nicht weniger groß-

---

in das Haus des Herrn Peyrats, eines seiner vertrautesten Freunde, geschafft worden. Carrel überlebte seine Verwundung nicht lange: er verschied den 24. Juli.

artige Ceremonie bezeichnet werden. Beim Eintritt von Paris an der Abendseite hatte der erhabene Held des kaiserlichen Epos die Aufführung eines Denkmals ersonnen, unter dessen Wölbungen er hindurch zu schreiten gedachte, ohne das Haupt zu krümmen. An die Mauern dieses kolossalen Bogens sollte der Meissel in unvertilgbaren Buchstaben die Namen von hundert Schlachten und hundert Helden eingraben. Der Triumphbogen erhob sich über einer tiefen Unterlage, aber sein prächtiger Giebel wartete vergeblich auf den gewaltigen Adler, der ihn krönen sollte; seine Mauern enthielten weder die Namen der Siege, noch die der Sieger; der Sturm der Zeit hatte den Adler auf den Felsen von Sanct Helena geschleudert. Dem Begründer des Julikönigthums war es vorbehalten, das von Napoleon gezeugte Riesenwerk zu vollenden und von der Erde bis zum Himmel ertönte der ungeheuere Ruf des Enthusiasmus, als vor den Blicken der erstaunten Menge der Triumphbogen in einer Strahlenkrone von Licht erschien, gleichsam das Riesenthor eines modernen Babylons.

Das Ministerium vom 22. Februar, das wir sich unmerklich von der englischen Allianz entfernen sahen, sollte durch die Hinterlist der Continentalpolitik sehr bald dahin zurückgeführt werden. Nachgiebig bei den verlangten Zugeständnissen in Betreff Anconas, der Vertreibung des polnischen Comités, der Besetzung von Krakau zeigte es in Hinsicht der Schweiz, bis wohin sein Bestreben Oesterreich gefällig zu sein gehen konnte.

Nächst Italien, welches Herrn von Metternich am meisten beunruhigte, war es die Schweiz, welche zufolge ihrer Neutra-

lität die Zufluchtsstätte der Mißvergnügten, der Revolutionäre aller Länder geworden war. Mitschuldige Fieschis, die Republikaner der Apriltage complottirten dort am hellen Tage. Herr von Montebello, der Herrn von Rumigny als Gesandten bei der Tagsatzung der schweizerischen Eidgenossenschaft ersetzt hatte, verständigte sich mit Herrn von Lambelles, dem Vertreter Oesterreichs, über die Mittel, diesen Haufen Unruhstifter, welche den Frieden Europas störten, aus der Schweiz zu vertreiben. Herr von Metternich erklärte rund heraus, daß diese Austreibung unerläßlich wäre und daß im Fall Frankreich seine Mitwirkung versagte, Oesterreich allein einschreiten würde. Herr Thiers entzog sich Dem um so weniger, als Frankreich am meisten bedroht war. Er ermächtigte daher Herrn von Montebello sich aus allen Kräften den in dieser Absicht vom Vorort, dessen Leitung damals der Regierung von Bern zustand, angenommenen Maßregeln anzuschließen. Auf die Reclamationen der europäischen Großmächte richtete der Schultheiß an den französischen Gesandten eine in folgenden Ausdrücken abgefaßte Note: „Unterrichtet, daß mehrere politische Flüchtlinge, welche wegen ihrer Theilnahme an einem Angriff gegen Savoyen im Jahre 1834 aus der Schweiz vertrieben wurden, auf eidgenössischem Gebiet wiedererschienen sind und in letzter Zeit Unruhen, ja selbst wie es scheint ein bewaffnetes Eindringen in das benachbarte Großherzogthum Baden angezettelt haben, haben es die Schultheißen und der Staatsrath der Republik Bern, jetzigem Vorort der schweizerischen Eidgenossenschaft, ihrer Pflicht sowohl gegen die Schweiz selbst als gegen die angrenzenden

Staaten, mit denen die Schweiz gern in freundnachbarlichen Verhältnissen steht, angemessen erachtet, solche in den Grenzen ihrer Vollmacht liegende Maßregeln zu ergreifen, welche ihnen am geeignetsten geschienen haben, diesen der Schweiz ebenso wohl als ihren Nachbarn gefährlichen Umtrieben ein Ende zu machen. Sie sind demgemäß alle Cantonalregierungen auf die eindringlichste Weise angegangen, alle politischen Flüchtlinge zu verhaften und zu weiterer Verfügung bereit zu halten, welche an der Expedition nach Savoyen Theil genommen haben und obgleich sie dieserhalb aus der Schweiz ausgewiesen wurden, daselbst wieder erschienen sind, so wie alle Diejenigen, welche die Schweiz entweder schon belästigt haben, oder ihren Interessen noch künftig nachtheilig werden könnten, indem sie sich entweder in die inneren Angelegenheiten der Eidgenossenschaft mengen, oder durch subversive Unternehmungen das zwischen der Schweiz und allen fremden Staaten glücklicher Weise bestehende gute Einvernehmen stören. Die Bundesregierung ist entschlossen alle die Flüchtlinge, welche sich unter den benannten Kategorien befinden, aus der Schweiz zu vertreiben; aber um auf wirksame Weise zu diesen für die Ruhe der Nachbarstaaten und die Eidgenossenschaft selbst so heilsamen und den internationalen Beziehungen angemessenen Maßregeln zu gelangen, ist uns der Beistand der benachbarten Mächte nöthig. Indem wir uns mit lebhafter Dankbarkeit das wohlwollende Verfahren zurückrufen, welches die königlich französische Regierung nie ermangelt hat der Schweiz zu erweisen, so oft sie sich in Verlegenheiten befunden hat, von denen sie sich bei ihrer Binnen-

lage nicht selbst befreien konnte, so beehren sich die Schultheißen und der Staatsrath der Bundesregierung sich an Seine Excellenz den Herrn Gesandten Frankreichs in der Schweiz mit dem dringenden Gesuche zu wenden, seine hohen Machtgeber dahin zu vermögen, alle politischen Flüchtlinge, welche das Bundesdirectorium oder die Cantonalregierungen in den Fall kommen könnten über die französische Grenze bringen zu lassen, auf französischem Boden aufzunehmen."

Die Schweiz drückte also das Verlangen aus, ihre Absichten durch die französische Regierung in der Art unterstützt zu sehen, daß diese allen Flüchtlingen, welche die Schweiz verlassen sollten, den Durchzug durch das Königreich gestattete. Das hieß ihr Verlegenheiten bereiten. Bis dahin hatte man nur beabsichtigt die Anforderungen der andern Mächte zu unterstützen, aber auf die Kunde, daß in der Schweiz Complotte gegen seine Regierung geschmiedet würden, säumte Frankreich nicht, für sich selbst mit Bestimmtheit auf die Austreibung der Flüchtlinge zu dringen. In diesem Sinne antwortete Herr von Montebello auf die Note des Directoriums von Bern. Diese Antwort, die im Grunde wenig verschieden von der durch Herrn von Bombelles im Namen Oesterreichs übergebenen Note war, war sehr wesentlich rücksichtlich der Form verfehlt. Da die Schweiz den Anforderungen Europas entgegenkam, war es unklug auf unhöfliche Weise die Empfindlichkeit eines Staates zu verletzen, der mit Frankreich in gutem Einvernehmen stand und das traf gerade ein. Die Note des Herrn von Montebello rief überall einen unangenehmen Ein-

druck hervor. „Die Tagsatzung," schrieb der Bon Sens, ein demokratisches Blatt, „die Tagsatzung hätte dem Gesandten Ludwig Philipps in das Gedächtniß rufen können, daß sein Herr, von den revolutionären Stürmen betroffen, ehemals so glücklich gewesen war, Zuflucht und Brod in diesen stillen Thälern zu finden, welche die besiegten wie die triumphirenden Parteien als ein durch das Gewissen des menschlichen Geschlechts beschütztes Heiligthum achten sollten." In der Schweiz war die Aufregung ungeheuer. In Reiden versammelten sich zehn tausend Eidgenossen aus den Cantonen von Bern, Luzern, Schwitz, Solothurn, Basel Land und Aargau zu einem Protest und die gereizte Stimmung ging so weit, daß man den Vorschlag machte, die Zurückschickung des Herrn von Montebello zu verlangen. Ein Umstand trug noch dazu bei die Gemüther zu erbittern. In der Absicht die Gefangenen zu überwachen und Complotten zuvorzukommen, hatte die französische Polizei ohne Vorwissen des Ministeriums einige Agenten nach der Schweiz geschickt. Einer von diesen, Namens Conseil, ward Herrn von Montebello durch Herrn Thiers als ein in die Fieschische Sache verwickelt gewesenes Subject bezeichnet und der Gesandte beeiferte sich dessen Auslieferung von der Regierung von Bern zu verlangen. Dabei gab sich nun ein Mißverständniß kund, aber die Schuld lag nicht am Ministerium, dem man ohne Grund eine zu seiner Competenz gehörige Handlung verschwiegen hatte. Wie dem auch sei, Conseil gestand seinen erhaltenen Auftrag und wurde der Polizei von Bern überliefert. Dieser Umstand lieh, wir müssen es wiederholen, den Vorwand zu

neuen wüthenden Anschuldigungen und gräßlichen Vorwürfen gegen die französische Regierung und den König selbst. Der Zustand der öffentlichen Meinung nahm einen so beunruhigenden Charakter an, daß es nöthig wurde energisch aufzutreten. Dem zufolge richtete Herr Thiers an Herrn von Montebello ein Schreiben, worin er sagte: „Ich veranlasse Sie die Angelegenheit wegen der Flüchtlinge mit Thätigkeit zu verfolgen. Die Vorschläge der Commission sind unzureichend, denn so lange man den Cantonen die Beurtheilung der Fälle überlassen und sie beauftragen wird, für deren Ausführung in ihren Gebieten zu sorgen, werden alle Maßregeln unvollständig vollführt werden und der üble Wille oder der Widerstand des einen von ihnen wird genügen, Alles unnütz zu machen. Man muß die Schweiz eine offene, wenn gleich rauhe Sprache vernehmen lassen. Wenn sie auf den Rath und das Anliegen nicht hören will, so kann sie sich als entzweit mit Frankreich betrachten und ihrem Widerstande wird unmittelbar eine hermetische Absperrung folgen." Herr von Montebello empfing diesen Auftrag am 6. August um neun Uhr Abends; schon um eilf Uhr theilte er ihn Herrn Tscharner mit. Die von der Tagsatzung ernannte Commission, deren Klugheit die Volksleidenschaften beherrschte, machte den Vorschlag zu einem Conclusum: es lief da hinaus, daß eine Centralpolizei errichtet und den Cantonen die Verpflichtung aufgelegt würde, alle die Flüchtlinge zu vertreiben, welche erwiesenen Thatsachen zufolge die internationalen Beziehungen der Schweiz compromittirt hätten; daß das Directorium die Ausführung überwachen, an die Cantone die

geeigneten Einladungen richten und ihm im Fall eines Conflicts mit einem Cantone die Entscheidung zustehen sollte. Den lebhaften Angriffen Steigers zum Trotz wurde das Conclusum, vom Schultheiß Tscharner unterstützt, schlüßlich angenommen, Herrn von Montebello eingereicht und mit aller Strenge in Ausführung gebracht.

Die Festigkeit, mit welcher Thiers die Propaganda bekämpfte, hatte seine Popularität, auf die er doch am meisten hielt, auffallend vermindert. Gereizt darüber, daß ihm die dem Spion Conseil anvertraute Sendung unbekannt geblieben war, bedauerte er fast sich in Absicht der Schweiz den Ansichten der heiligen Allianz beigesellt zu haben. Ueberdies ließ ihn der Groll über das Scheitern seiner projectirten Heirath für den Herzog von Orleans gewahr werden, daß er sich auf einem Abwege befinde: von da ab nahm seine Politik eine England wieder günstige Wendung. Die spanische Frage ward der Vorwand zu dieser veränderten Richtung, aber auch die Ursache zur Auflösung des Cabinets. Seit Mendizabal, ein Mann von heftigem Geist und Haupt der Opposition, den Grafen Toreno im Ministerium ersetzt hatte, verschlimmerte sich die Lage der Halbinsel. Die Fortschritte des Don Carlos wurden beunruhigend und obgleich Zumalacarréguy, dieser unbezwingliche Soldat, bei der Belagerung von Bilbao gestorben war, breitete sich der Aufstand in Catalonien, in Andalusien bis in die Umgegend von Madrid aus. Man sprach schon von der Constitution von 1812, deren Grundprincip den Cortes die Befugniß beilegt die Regierungsform zu verändern. So war

die Lage der Dinge, als Isturiz Mendizabals Nachfolger wurde und Thiers das Bündniß mit England wieder zu gewinnen strebte. Obgleich die Intervention in den spanischen Angelegenheiten von der Diplomatie einstimmig verworfen worden war, wurde sie doch wieder die fixe Idee des Conseilpräsidenten. Zu diesem Zweck beabsichtigte er Christinen dadurch wirksamer zu unterstützen, daß er die Fremdenlegion unter das Commando des Generals Bugeaud und bis auf 12000 Mann brächte. Mittlerweile ereigneten sich die Vorgänge von la Granja.

Da Madrid bereits ein gefährlicher Aufenthalt für die königliche Familie geworden war, so hatten die Königin und die beiden Infantinnen ihre Zuflucht nach Sanct Ildefonso de la Granja, dieser prächtigen, von Philipp V. am Fuße der Sierra von Guadarama erbauten Residenz genommen. In der Nacht vom 12. zum 13. August 1836 unterbrach ein gewaltiger Lärm von Waffen und Stimmen die Stille der Nacht im Palast; die Provinzialregimenter, durch einen Theil des vierten Garderegiments verstärkt, stürzten sich, Schmähungen ausstoßend, in das Gemach der Königin Christine und entrissen ihr nach fünfstündigem Streit, wobei die beleidigte und bedrohte Königin Proben seltener Festigkeit gab, zwei Decrete, kraft deren die Constitution von 1812 bis zum Zusammentritt der Cortes proclamirt, der Belagerungszustand von Madrid aufgehoben, das Ministerium unter die Präsidentschaft von Joseph Maria Calatrava gestellt, der Befehl über die Militärmacht dem General Rodil übergeben und die Nationalgarde

von Madrid reorganisirt werden sollte. Die Berichte des Herrn von Rayneval hatten seit lange diesen traurigen Ausgang der Revolution voraussehen lassen und Thiers erblickte hierin für Frankreich die Nothwendigkeit in Spanien unter den ausgedehntesten Bedingungen zu interveniren. Seiner Ansicht nach war es hinreichend den Don Carlos vom spanischen Boden zu vertreiben, um den Aufstand zu unterdrücken und den Triumph der gemäßigten Partei zu sichern. Das war es aber nicht allein, was zu berücksichtigen blieb. Handelte Frankreich einer verständigen Politik gemäß, indem es funfzig Millionen und viertzigtausend Mann einem langen, mörderischen und vielleicht vergeblichen Kampfe opferte? Der König, von dieser Meinung weit entfernt, setzte den falschen Gründen seines Ministers einen beharrlichen und besser begründeten Widerstand entgegen. Von der Königin, dem Herzog von Nemours und ganz besonders von dem Herzog von Orleans unterstützt, erlangte es Thiers inzwischen vom König, daß die Fremdenlegion vermehrt werden sollte. Durch dieses Zugeständniß der Krone sollte eine Ministerialkrisis vermieden werden, denn Thiers drohte fortwährend seine Entlassung zu geben, wenn sein System nicht die Oberhand behielte. Der Verfolg der Ereignisse, die reißende Entwickelung des Bürgerkrieges waren nicht geeignet die Ansicht des Königs zu ändern. Man hatte gesucht ihn durch das Anerbieten der spanischen Krone für den Herzog von Aumale mit der Hand Isabellens II. zu verlocken. Es war umsonst. Der Fürst besaß zu viel Scharfsinn, um sich durch einen so gefährlichen Reiz einnehmen zu lassen. Er folgte

hierin denselben Gesinnungen, die ihn vermocht hatten die belgische Krone für den Herzog von Nemours auszuschlagen. Er sagte, daß das spanische Volk sich dem französischen Einflusse um so länger unterwerfen werde, je weniger unmittelbar derselbe ausgeübt würde. Niemand konnte damals das Geheimniß der tiefen Pläne Ludwig Philipps errathen. Die Zukunft bewies die Richtigkeit seiner Voraussicht, denn zehn Jahre später fand man die Auflösung des Räthsels in der Erneuerung des von Ludwig XIV. so mühsam zu Stande gebrachten Familienvertrags. Der unangenehme Zwischenfall von la Granja bestärkte mehr als jemals den König in seiner Meinung. Thiers sah darin im Gegentheil einen stärkeren Beweggrund die spanische Revolution durch eine Dazwischenkunft zu beendigen und die Fortschritte der Propaganda aufzuhalten. Nichtsdestoweniger mußte er zugestehen, daß es gerathen wäre den Beistand zu verschieben, unter der Bedingung die bei Pau versammelten Armeecorps nicht zu entlassen, um sie für den Fall einer nothwendig werdenden Intervention zur Hand zu haben. Der König beharrte bei seinem hartnäckigen Widerstand gegen die Forderungen Thiers, dessen Entlassung er genehmigte. Von diesem Augenblick war das Cabinet vom 22. Februar aufgelöst und die Ordonnanzen über die Bildung eines neuen Ministeriums erschienen am 6. September 1836.

Eilftes Kapitel.

Ministerium vom 6. September. — Fortsetzung der schweizerischen Angelegenheiten. — Ludwig Bonaparte. — Fehlgeschlagene Unternehmung in Straßburg. — Die Herzogin von Saint Leu in Paris. — Ludwig Bonaparte wird nach Amerika verbannt. — Proceß und Freisprechung der Straßburger Verschworenen. — Loslassung der Gefangenen von Ham. — Tod Karls X. — Attentat Meuniers. — Thronrede. — Meunier versucht sich zu tödten; sein Proceß; seine Reue; seine Verurtheilung. — Die Mutter Meuniers in den Tuilerien. — Der König mildert Meuniers Bestrafung. — Brief Meuniers. — Discussion der Adresse. — Das abgeworfene Disjunctionsgesetz. — Verlegung des Gesetzes über die Apanagen. — Flugschrift des Herrn von Cormenin. — Umgestaltung des Cabinets vom 6. September. — Cabinet vom 15. April.

Die Lage der Geschäfte war in dem Augenblick, als das Cabinet vom 6. September deren Leitung übernahm*), sehr

---

*) Ordonnanzen über die Ernennung des Ministeriums vom 6. September 1836.

„Der Herr Graf von Molé, Pair von Frankreich, ist zum Conseilpräsidenten und Minister Staatssecretär im Departement der auswärtigen Angelegenheiten an die Stelle des Herrn Thiers, dessen Entlassung angenommen worden ist, ernannt worden.

„Herr Persil, Deputirter, wird zum Großsiegelbewahrer und Minister der Justiz und des Cultus ernannt.

„Der Herr Viceadmiral von Rosamel, Deputirter, wird zum Minister des Seewesens und der Colonien ernannt.

„Herr von Gasparin, Pair von Frankreich, wird zum Minister des Innern ernannt.

„Herr Guizot, Deputirter, wird zum Minister des öffentlichen Unterrichts ernannt.

verwickelt, zumal in Beziehung auf die auswärtigen Verhältnisse. Mit den Wirrsalen der schweizerischen und spanischen Fragen übernahm das Ministerium eine schwere Bürde. Man hat bemerkt, welche Gährung in der Schweiz herrschte, wo sich eine vollständig ausgesprochene demokratische Bewegung gebildet hatte. Die Geschichte mit Conseil hatte die Erbitterung der Cantone auf die Spitze getrieben und man sprach gegen Frankreich die empörendsten Beleidigungen aus. Zu Bern war Herr von Montebello, von dem Pöbel insultirt und verfolgt, dahin gebracht, Abends nicht mehr ohne Gefahr ausgehen zu können. In einem kleinen Pavillon im Hintergrunde des zu seinem Hotel gehörigen Gartens versteckt, war er selbst dort kaum in Sicherheit. Fortwährend erhielt er anonyme

---

„Herr Duchatel, Deputirter, wird zum Minister der Finanzen ernannt.

„Die Entlassung des Herrn Marschals Markis von Maison, Kriegsministers, ist angenommen worden; der Herr Viceadmiral von Rosamel, Minister des Seewesens, ist interimistisch mit den Geschäften des Kriegsministeriums beauftragt.

„Die Entlassung des Herrn Passy, Minister des Handels und der öffentlichen Arbeiten, ist angenommen worden. Herr Duchatel, Minister der Finanzen, ist interimistisch mit diesem Departement beauftragt worden.

„Der Herr Graf von Montalivet, Pair von Frankreich, wird zum Generalintendanten und Verwalter der Civilliste ernannt.

„Der Herr Baron Fain wird zum Titular-Generalintendanten der Civilliste ernannt und übernimmt bei dem Könige die Stelle als Cabinetsecretär.“

Drohbriefe und man wagte sogar sich an seinem Leben zu vergreifen. Eine solche Verletzung des Völkerrechts forderte eine strenge Bestrafung und dennoch kümmerte sich die öffentliche Macht darum nicht im mindesten. Der Graf Molé, über das Betragen der Schweiz empört, richtete an den Vorort im Namen des Herzogs von Montebello eine entschlossene Note in folgenden Worten: „Der unterzeichnete Gesandte Seiner Majestät des Königs der Franzosen bei der schweizerischen Eidgenossenschaft hat die an ihn gerichtete Note der eidgenössischen Bundesbehörde vom vergangenen 29. August zur Kenntniß seiner Regierung gebracht. Er empfängt so eben den Auftrag der Bundesbehörde folgende Antwort zu ertheilen. Ein hinterlistiger Anfall ist fast öffentlich gegen die französische Gesandtschaft ausgeführt worden, und was am meisten zu bewundern ist, die Behörde ist schwach oder einfältig genug gewesen, sich zum Mitschuldigen eines von den Feinden jeder bestehenden Macht angezettelten Verfahrens zu machen. Einige Flüchtlinge scheinen den Vorsatz zu haben die Eigenossenschaft dahin zu bringen, alle Grundsätze umzustoßen, alle Maßregeln zu verleugnen, welche durch das Conclusum vom 23. August verkündigt worden sind. Der Erfolg hat alle ihre Erwartungen übertroffen. Eine Handlung niedriger Rache, von einigen Revolutionären gegen den Repräsentanten eines großen Staats beschlossen und vollführt, ist von der gesetzmäßigen Obrigkeit gleichsam wie ein von einer Regierung gegen eine andere ausgeübtes Wiedervergeltungsrecht gebilligt worden. Man entreißt (oder stellt sich doch wenigstens so) einem Aben-

teurer mit dem Messer an der Kehle vorgebliche Geständnisse. Dieselben Menschen, die sich seiner als Werkzeug bedienen, erneuern unter sich eine Art von Vehmgericht; durch dieses heimliche Gericht wird er dem öffentlichen übergeben, das ein solches Verfahren als ein regelmäßiges aufnimmt und diese ganze Reihenfolge von geheimen Verbrechen wie den Anfang eines eingeleiteten Processes behandelt. Eine Untersuchung wird angeordnet, nicht etwa gegen die Genossen einer gefährlichen Verbindung, sondern über die von diesen erst selbstgeschaffenen und hierauf denuncirten Thatsachen. Die Bundesregierung legt diese Untersuchung ohne Gleichen der Tagsatzung vor: ein Ausschuß wird ernannt und die Tagsatzung bekräftigt durch ihren Ausspruch die Schlußfolgen eines Berichts, in dem alle Grundsätze des Völkerrechts auf schmähliche Weise mißkannt sind. So üben Fremdlinge die Polizei des Landes aus; Verschwörer bewirken Urtheilssprüche, umstricken die Behörden. Gewiß, Frankreich darf es sagen, an dem Tage, an dem solche Vorgänge sich ereignen, wird weniger die Achtung des französischen Namens als vielmehr das Bewußtsein schweizerischer Unabhängkeit in den Cantonen vernichtet, die keine Scheu trugen sich solchen Umtrieben beizugesellen. Wenn dieses Verfahren nicht schleunigst verleugnet werden sollte, so wird sich Frankreich die Frage stellen, ob das Völkerrecht noch zwischen zwei benachbarten Staaten, zwischen zwei verbundenen Mächten, zwischen zwei freien Ländern bestehe, die so viel Gründe der Zuneigung und der Erinnerung mit einander gemein haben? Der Schweiz alle Zeit lassend sich diesen verderb-

lichen und strafbaren Einflüssen zu entziehen und zu einem Sy=stem von Mäßigung und Gerechtigkeit zurückzukehren, von dem sich die Regierung derselben nie hätte entfernen sollen, muß Frankreich auf offenkundige Weise zeigen, daß es die erfahrene Unbill lebhaft fühlt und eine schnelle Genugthuung erwartet. Bis diese Genugthuung gewährt sein wird, hat der Unterzeich=nete von seiner Regierung den Befehl erhalten jede Beziehung mit der Schweiz abzubrechen und in dieser Haltung abzuwar=ten, daß eine einsichtsvollere Politik bei ihren Berathschlagun=gen die Herrschaft wieder gewinnt. Von der irregeführten und unterjochten Schweiz appellirt Frankreich an die aufge=klärte und freie Schweiz und von dieser letzteren erwartet es eine baldige Genugthuung. Es ist der festen Ueberzeugung, daß die Schweiz bald alles Verlorene wiederfinden wird: ihre Erinnerungen, ihre wohlverstandenen Interessen, ihre wahr=haften Gesinnungen, welche sie lehren werden, sich vor den Gefahren zu hüten, denen sie eine Handvoll ausländischer Verschwörer aussetzt. Sollte dies unglücklicherweise nicht der Fall sein, so wird Frankreich, stark durch die Gerechtigkeit sei=ner Sache, nichts weiter anhören als seine beleidigte Würde und wird danach die Maßregeln beurtheilen, welche es zur Er=langung einer billigen Genugthuung zu nehmen hat. Es wird endlich, ohne den Weltfrieden zu gefährden, zeigen, daß es keine Beleidigung ungestraft hinnimmt."

Diese Note des Grafen Molé sprach nur die Beschwerden Frankreichs aus und schwieg über die anzuwendenden Zwangs=mittel, um eine Versöhnung zu erleichtern. Diese mußte noth=

wendig die Wiederanknüpfung einer regelmäßigen Verbindung und die Einstellung militärischer Vorbereitungen zur Folge haben. Demungeachtet glückte es der revolutionären Partei die Volksaufregung in den Cantonen zu verlängern. Mitten in dieser Anarchie keimten thörichte Hoffnungen in dem Kopfe des Prinzen Ludwig Bonaparte auf und er entwarf den Plan zu dem Complot von Straßburg, welches plötzlich das Bestehen des Cabinets vom 6. September gefährden sollte.

Napoleon Ludwig Bonaparte, zweiter Sohn von Ludwig Bonaparte, Exkönig von Holland und Grafen von Saint Leu, lebte bei seiner Mutter in dem in der Schweiz gelegenen Schlosse Arenenberg. Mitglied aller militärischen Verbindungen, Artilleriehauptmann im Canton Bern, glaubte er sich berufen das Werk Napoleons fortzusetzen, als ob das Blendwerk dieses berühmten Namens des großen Kaisers nicht unter dem Hauche erloschen wäre, welcher den Herzog von Reichstadt in das Grab gelegt hatte. Er vergaß, daß, um ein ganzes Reich zu erschüttern, eine Dynastie durch eine Erinnerung umzustürzen, er der Erbe des Geistes hätte sein müssen, der solche Wunder bewirkte: Wunder, so erhaben, daß die Nachwelt Mühe haben wird daran zu glauben. Von seinen Träumen einer napoleonischen Wiedergeburt eingewiegt begab sich Ludwig Bonaparte in die Bäder von Baden-Baden, in die Nachbarschaft des Elsaß, wo die kaiserlichen Ideen vorherrschend waren. Der Prinz traf hier mit dem Obristen Vaudrey, welcher zu Straßburg das vierte Artillerieregiment befehligte, zusammen. Sie säumten nicht sich zu verständigen und die Fäden

zu einer Verschwörung anzuknüpfen. Straßburg hatte eine Garnison, die aus Corps bestand, welche der friedliebenden Partei nicht sonderlich geneigt waren: es schien geeignet der Sitz der neuen Regierung zu werden und wurde zu diesem Zweck gewählt. Unter den vornehmsten Häuptern befand sich der Obrist Parquin, der Ludwig Bonaparte in Bekanntschaft mit dem Obristen Vaudrey gebracht hatte. Die anderen Verschworenen waren von geringerer Wichtigkeit: der Vicomte von Persigny, die Herren von Querelles und von Gricourt, alte Legitimisten und sämmtlich Tafelgenossen des Schlosses Arenenberg. Madame Gordon, Tochter eines Hauptmanns der kaiserlichen Garde, eine talentvolle Sängerin, eine geistreiche Frau, energisch und verwegen bis zum Fanatismus, übernahm bei diesem Complote die thätigste Rolle. Ludwig Bonaparte versuchte außerdem noch den Generallieutenant Voirol, damaligen Commandanten des Departements vom Nieder-Rhein, für seine Sache zu gewinnen. Der General benachrichtigte, seiner Pflicht getreu, Herrn Choppin von Arnouville, Präfecten von Straßburg, von den Entwürfen, die man gegen die Regierung im Schilde führte. Der Präfect antwortete, daß er in der Nähe des Prinzen einen Agenten habe. Anderer Seits legte das von den Umtrieben der Verschwörer bereits unterrichtete Ministerium der Sache kein Hinderniß in den Weg, um mit einem Schlage alle Hoffnungen Ludwig Bonapartes zu vernichten.

Den 30. October früh um fünf Uhr, als kaum die Reveille geschlagen worden war, wurde es in dem Quartier des vierten

Artillerieregiments zu Straßburg laut. Die graue und düstere Färbung des Himmels stach seltsam gegen das weiße Leuchten des Schnees ab, der die Stadt bedeckte. Auf den Ruf ihres Obristen sammelten sich die Soldaten im Hofe der Caserne mit Staunen die Enthüllung dieses Vorganges erwartend. Plötzlich erscheint Ludwig Bonaparte in der Uniform eines Artillerie-officiers und liest, nachdem die Trompeter eine Fanfare geblasen hatten, eine Proclamation ab, welche die Truppe mit dem Ausruf: „Es lebe der Kaiser" beantwortet. Durch diesen ersten Erfolg ermuthigt begiebt sich der Prinz in Begleitung des Obristen Parquin und einer Escorte zu dem Generalstabe des Platzes. Die Wache präsentirt das Gewehr indem sie denselben Ausruf wiederholt. Ludwig Bonaparte geht zum General Voirol, der, auf seine Weigerung an der Bewegung Theil zu nehmen, in seinem Hotel gefangen gehalten und von Kanonieren bewacht wird. Das Pontonnierbataillon mit sich fortzureißen, sich des Telegraphen zu bemächtigen, den Präfecten festzunehmen, die Proclamationen drucken zu lassen: alles dies bewirkte er mit Blitzesschnelle. Schon war die Colonne, welche Ludwig Bonaparte folgte, bis zu der von dem 46. Linienregiment besetzten Caserne Finkmatt gelangt; schon folgte die Infanterie dem allgemeinen Zuge, als das Erscheinen des Obrist-Lieutenants Taillandiers plötzlich die Gestalt der Dinge veränderte: in einer Minute wurden alle Verschworenen ergriffen und durch das 46. Regiment ihrer Decorationen beraubt. Bei der Nachricht von der Verhaftung des Prinzen zerstreuten sich das dritte Artillerieregiment, so wie die von Laity geführten Ponton-

niere, der sich selbst den Siegern übergab. Madame Gordon, die im Augenblicke, als sie wichtige Papiere verbrannte, verhaftet worden war, begünstigte das Entkommen des Herrn von Persigny, indem sie die Aufmerksamkeit der Wachen abzulenken wußte. Nachdem die Rebellen in das Stadtgefängniß eingesperrt worden waren, ließ der Generallieutenant Voirol, dessen schnelle Befreiung die Pläne Ludwig Bonapartes so glücklich vereitelt hatte, die Truppen auf dem Paradeplatze die Revue passiren und der tausendstimmige Ruf: „Es lebe der König" bewies die Unmöglichkeit durch die Armee eine Revolution zu bewirken: es zeugte sich deutlich, daß sie mehr überrascht worden, als zu einem vorbedachten Abfall geneigt gewesen sei. Durch eine mächtige Erinnerung beschworen, hatte die Einbildungskraft der Soldaten wohl lebhaft erregt werden können, aber die Spur war bald verwischt und beschämt dieser zwecklosen Strömung nachgegeben zu haben, kehrten sie ungesäumt zu ihrer Pflicht zurück. Zu Vendome und Lyon war dies derselbe Fall und der Anfang einer Revolte wurde ohne Mühe erstickt. In den Morgenstunden des ersten Novembers erfuhr das Ministerium durch den Telegraphen die vereitelte Unternehmung auf Straßburg und am Abend erhielt es die Depesche des Generals Voirol. Indem man die Entwickelung dieses Complots geschehen ließ, hatte die Macht die Verlegenheiten, die sie sich dadurch bereitete, nicht vorhergesehen. Welche Maßregel sollte man in Betreff Napoleon Ludwig Bonapartes ergreifen? Sollte man ihn vor den Gerichtshof der Pairs oder vor eine Jury stellen? oder sollte man ihn gar nicht richten? Die Mei-

nungen im Schooße des Conseils waren getheilt: die Idee mit der Jury war unklug. Wenn man das Haupt der Verschwörung ungestraft ließ, verletzte man den Grundsatz der Gleichheit vor dem Gesetz und bereitete zugleich die Freisprechung seiner Mitschuldigen vor. Die Sache gehörte also vor den Richterspruch der Pairs. Der Ministerrath beging den groben Irrthum Ludwig Bonaparten auf gleiche Höhe mit der Herzogin von Berry zu stellen und ihn der verdienten Strafe zu entziehen. Das war ein Fehler, ein wichtiger Fehler! Die Zukunft hat es gelehrt. Als der Vertreter einer gefallenen Dynastie betrachtet, glaubte der Neffe des Kaisers mehr als jemals an seine politische Wichtigkeit; mehr als jemals verfolgte er den knabenhaften Traum künftiger Größe und der Aufstand von Boulogne zeigte späterhin, daß die Nachsicht der Macht in seinen Augen eine Handlung der Schwäche gewesen sei. Inzwischen war über das Schicksal des Prinzen noch nichts entschieden, als die Herzogin von Saint Leu in Paris unter einem angenommenen Namen eintraf, um die Begnadigung ihres Sohnes zu erflehen. Gerührt von den Thränen der unglücklichen Mutter entschied der König, daß Ludwig Napoleon auf einem dem Staat gehörigen Schiffe nach Amerika unter der Bedingung übergeführt werden sollte, daß der Prinz sein Wort gäbe, seinen Verbannungsort nicht zu verlassen. Was die Mitschuldigen an dieser Verschwörung betraf, so wurden sie vor die Assisen von Colmar gewiesen, aber da man in Absicht ihrer keine Verurtheilung aussprechen konnte, nachdem das Haupt derselben außer Anklage gestellt worden war, so war

eine feierliche Lossprechung die Folge dieser zu beklagenden Großmuth der Macht.

Es geschah nicht zum erstenmal in diesem Jahre, daß sich die königliche Milde auf schuldige Häupter herabbeugte: den Gefangenen von Ham waren bereits die Thüren des Kerkers geöffnet worden. Hier war wenigstens die Sühnung dem Vergehen gefolgt und jetzt, wo die Gemüther ruhig geworden und zum Gefühl des Rechts zurückgekehrt waren, fing man an einzusehen, welche monströse Ungesetzlichkeit in der Bestrafung von Männern lag, die durch den Sturz einer Dynastie von jeder politischen Verantwortlichkeit hätten entbunden werden sollen. Die Befreiung der Exminister Karls X. fand ihre Rechtfertigung in der Theilnahme, welche die Leiden ihrer Gefangenschaft einflößte. Die Gefangenen von Doullens, vom Mont Saint Michel und von Clairvaux athmeten auch bald die Luft der Freiheit, so sehr beeilte sich die Regierung durch einzelne Gnadenacte zu einer vollständigen Amnestie zu gelangen, wodurch sie ihre Stärke darthat, indem sie zugleich die öffentliche Meinung für sich gewann. Während das Königthum von 1830 den revolutionären Stürmen wie ein von den Wogen vergeblich gepeitschter Felsen widerstand, verschied Karl X. unbemerkt in seiner Verbannung in einem Alter von neunundsiebzig Jahren. Nachdem die verbannte Familie England verlassen hatte, bewohnte sie das Schloß von Prag und zog sich später nach Grätz in Steyermark zurück. Traurig, voll Entsagung und Größe in seinem schweren Mißgeschick, schöpfte der greise König aus der Religion den Muth zum Leben und niemals

ſtieß er eine Klage gegen die Urheber ſeines Unglücks aus. Seine Geſundheit war noch rüſtig, aber traurige Vorgefühle beſtürmten ſeine Seele. Am vierten November, ſeinem Namensfeſte, empfand er einen Anfall der Cholera, welche damals Deutſchland verheerte. Zwei Tage ſpäter ſtarb er und am 11. ſenkte man ſeinen Leib in die Gruft der Kapuzinerkirche. Auf den Sarg dieſes Königs — im Leben der ſchönſten Krone der Welt — im Tode des prachtvollen Grabmals ſeiner Ahnen beraubt, grub der bei den Lehren des Unglücks taub bleibende Stolz folgende Inſchrift ein:

Hier ruht
der Allerhöchſte, Großmächtigſte, Allerdurchlauchtigſte Fürſt
Karl X. genannt
Von Gottes Gnaden König von Frankreich und Navarra
Geſtorben zu Grätz den 6. November 1836
79 Jahr und 28 Tage alt.

Alle Höfe legten der Etiquette gemäß die Trauer an, die Familie Orleans ausgenommen. Da es das Herkommen mit ſich bringt, daß die regierenden Häuſer eine officielle Mittheilung von dem Ableben eines ihrer Mitglieder allen Souverainen machen, ſo hatte das Conſeil entſchieden, daß in Ermangelung einer ſolchen Anzeige Seitens des Herzogs von Angouleme oder des Herzogs von Bordeaux, die eine ſolche an Ludwig Philipp nur unter dem Titel eines Herzogs von Orleans eingeſchickt haben würden, der franzöſiſche Hof die Trauer nur perſönlich aber nicht officiell anlegen möge. Bei dieſer dem Fürſten aufgelegten Entſcheidung war nächſt dem unzweifel-

haften Gefühl des Schicklichen noch ein politischer Beweggrund im Spiele, den man leicht würdigen wird. Wenn Bande der Zuneigung und der Verwandtschaft es ihm zur Pflicht machten, das Andenken eines Abkömmlings des heiligen Ludwigs und Ludwigs XIV., der sein Wohlthäter und sein König gewesen war, zu ehren, so geboten ihm anderer Seits die Schwierigkeiten seiner Stellung Vorsicht. Es wäre gefährlich gewesen die öffentliche Meinung durch eine Kundgebung zu verletzen, welche die legitimistische Partei nicht verfehlt haben würde, wie in Folge des 13. Febr. zu einem Vorwand von Unordnungen zu benutzen.

Inzwischen gelang es dem Cabinet vom 6. September, auf einen Augenblick mit einer Krisis durch die Freisprechung der Straßburger Verschworenen bedroht, durch sein gemäßigtes und versöhnendes System die Gemüther wieder zu beruhigen. Seit seinem Eintritt hatte es eine, von der seiner Vorgänger sehr abweichende Politik befolgt; es herrschte darin mehr Uebereinstimmung, mehr Kraft, mehr Vernunft und weniger Leidenschaftlichkeit vor. Auch schien es mehr wirkliche Bedingungen der Lebensfähigkeit in sich zu schließen. Die Eröffnung der neuen Sitzung nahte heran; die Thronrede sollte der Wiederhall dieser festen und gemäßigten Richtung sein. Der König, den diese Art von Einsperrung, zu der man ihn seit der Revue auf dem Marsfelde verurtheilt hatte, bedrückte, beschloß dieser Feierlichkeit in Person beizuwohnen. Noch einmal lief er der Gefahr entgegen, noch einmal forderte seine Verwegenheit den Königsmord heraus. Den 27. December hatte das königliche Gefolge

die Tuilerien verlassen und nahm seine Richtung nach dem Quai der Terrasse am Ufer des Flusses. Am Gitter des Gartens neigte Ludwig Philipp das Haupt gegen die Wagenthür, um die Nationalgarde zu grüßen, als sich in den Zuruf der Menge der Knall einer Feuerwaffe mischte. Der Schuß war so gut gerichtet, daß die Kugel, welche die Brust des Königs streifte, zwischen der rechten Wange des Herzogs v. Nemours und dem Kopfe des Herzogs v. Joinville, die ihrem erhabenen Vater gegenüber saßen, hindurch ging und, nachdem sie die Glasscheibe am Rücksitz zerbrochen hatte, in einem Wagenkissen stecken blieb. Der König war nicht verwundet, aber Glassplitter waren in die Wange des Herzogs von Nemours gedrungen und hatten den Herzog von Orleans an einem Ohre verletzt. Der König, obgleich in Unruhe wegen der Blutstropfen, welche die Körper seiner Söhne befleckten, verbarg seine Angst und beeilte sich selbst die Nationalgarde zu beruhigen, worauf das kurze Zeit aufgehaltene Gefolge seinen Weg fortsetzte. Die Königin, Madame Adelaide, die Prinzessin Marie und der Herzog von Montpensier waren dem König in der Kammer zuvorgekommen und hatten auf der für die königliche Familie vorbehaltenen Tribune bereits Platz genommen. Plötzlich trat der Commandant Dumas ein, um die Königin über die Gerüchte, die etwa zu ihr gelangt sein könnten, zu beruhigen. „Der König schickt mich", rief er aus. „Seine Majestät befindet sich wohl; er kommt eben an; die Prinzen sind nicht verwundet!" Das Erscheinen des Königs allein beruhigte den Schmerz und den Schrecken der edeln Familie. Von den Deputirten mit Enthusiasmus em-

pfangen, fühlte sich der König sanft bewegt von dieser Zuneigung, die ihm einen Ersatz für diese schändlichen Angriffe gewährte und er hielt seine Rede während eine andächtige Stille herrschte. „Frankreich", sagte er, „sammelt die Früchte seines Muthes und seiner Weisheit; seine Institutionen befestigen sich, seine Wohlfahrt nimmt zu und indem ich Sie heut um mich versammele, darf ich mir mit Ihnen zu den Erfolgen unserer Anstrengungen für die Blüte unseres Vaterlandes Glück wünschen. Ich empfange von allen fremden Mächten die friedlichsten Versicherungen. Die Ruhe der Welt scheint auf lange Zeit hinaus vor jedem Anfall gesichert. Unsere diplomatische Verbindung mit den Vereinigten Staaten von Amerika hat wieder ihren gewöhnlichen Gang genommen; der Vertrag vom 4. Juli wird in Ausführung gebracht und ich habe Grund darauf zu zählen, daß nichts mehr das gute Einvernehmen stören wird, welches so lange Zeit zwischen beiden Nationen glücklich bestanden hat. Ein augenblickliches Mißverständniß hatte sich zwischen Frankreich und der Schweiz erhoben, jedoch sind uns befriedigende Erklärungen gegeben worden und die innige Freundschaft, welche seit so vielen Jahrhunderten beide Länder verknüpft, ist jetzt wieder hergestellt. Die Halbinsel wird noch durch unglückliche Zwistigkeiten beunruhigt; ernste Ereignisse haben die Institutionen in Madrid und Lissabon erschüttert und der Bürgerkrieg hat nicht aufgehört Spanien zu verwüsten. Stets innig verbunden mit dem Könige von Großbritanien fahre ich fort den Quadrupelallianzvertrag mit gewissenhafter Treue und dem Geiste, in dem er verfaßt worden,

gemäß in Ausführung zu bringen. Ich hege die aufrichtigsten Wünsche für die Befestigung des Throns der Königin Isabelle II. und ich hoffe, daß die constitutionelle Monarchie über die sie bedrohenden Gefahren triumphiren werde; aber ich fühle mich glücklich Frankreich vor Opfern bewahrt zu haben, deren Ausdehnung sich bei den unberechenbaren Folgen jeder bewaffneten Intervention in die innern Angelegenheiten der Halbinsel nicht zum voraus bemessen lassen. Frankreich spart das Blut seiner Söhne für seine eigene Sache und wenn es in die schmerzliche Nothwendigkeit versetzt wird sie aufzurufen, um es für seine Vertheidigung zu vergießen, so geschieht es nur unter unserer glorreichen Fahne, daß die französischen Soldaten in den Kampf ziehen. Wir haben in Afrika schmerzliche Verluste erfahren, die mein Herz lebhaft betrübt haben; mein zweiter Sohn hat, wie früher sein Bruder, die Leiden und Gefahren unserer braven Soldaten getheilt. Wenn der Erfolg ihren Anstrengungen nicht entsprochen hat, so haben zum mindesten ihre Tapferkeit, ihre Ausdauer und ihre bewundernswürdige Hingebung die Ehre unserer Fahnen in würdiger Weise aufrecht erhalten. Sie werden mit mir bereit sein, in Afrika unseren Waffen das ihnen gebührende Uebergewicht und unseren Besitzungen eine vollständige Sicherheit zu verschaffen. Ein Angriff hat mein Leben bedroht (der König sprach von dem Attentate Alibauds), die Vorsehung hat den wider mich gerichteten Streich abgewehrt." Bei diesen Worten brachen die Deputirten, denen das neue Attentat bekannt geworden war, in lauten Ausbruch der Theilnahme aus.

„Die Beweise von Zuneigung, womit mich Frankreich umringt, sind die kostbarste Belohnung meiner Arbeiten und meiner Aufopferung. Ein eben so unsinniger als strafbarer Versuch zum Aufstande hat einige Augenblicke lang eine große Stadt in Erstaunen gesetzt, ohne jedoch deren Ruhe zu stören; er hat nur dazu gedient die Treue unserer braven Armee und den guten Geist der Bevölkerung glänzen zu lassen. Die Ohnmacht so vieler strafbaren Bestrebungen fängt endlich an die Leidenschaften abzuspannen und die Verwegenheit zu entmuthigen; schon hat die Zeit den Haß sehr gestillt und jeder Tag erleichtert die Pflichten, welche meiner Regierung durch die Umstände aufgelegt worden sind. Ich habe der Neigung meines Herzens folgen können, indem ich vom Gesetz betroffenen Männern Verzeihung angedeihen ließ; doch habe ich sie nur auf Diejenigen gerichtet, welche die Herrschaft des Gesetzes wieder anerkannt haben. In dieser Weise habe ich geglaubt das kostbarste Vorrecht, welches die Charte mir gewährt, ausüben zu können, ohne eine Bürgschaft der Ordnung, einen Grundsatz unserer Gesetzgebung zu verletzen."

Der lebhafte Antheil, den die neueste Gefahr, welcher der König eben auf so wunderbare Weise entgangen war, über seine Person verbreitete, gab sich durch die Gemüthsbewegung der Zuhörer zu erkennen, als der König die Rede beendet hatte. Die Sanftmuth seiner Worte, die Erinnerungen an seine Handlungen der Milde, die Verheißung einer Amnestie für die Zukunft bildeten einen schmerzlichen und ergreifenden Gegensatz zu der wüthenden Erbitterung seiner Feinde.

Aber wer war der Elende, der es versucht hatte seine Wuth an dem Fürsten zu sättigen? Der auf der Stelle verhaftete Mörder erklärte Meunier zu heißen; er wurde sogleich auf einen von der Nationalgarde besetzten Wachtposten gebracht und hierauf in die Wohnung des Obristen Castres, Gouverneurs des Schlosses, abgeführt. Auf der Höhe des Behältnisses für die Schloßuhr angelangt, rannte Meunier, dessen Bewegungen frei waren, obgleich man ihm die Hände auf den Rücken zusammengebunden hatte, plötzlich mit vorgestrecktem Kopfe wider die Mauer, um sich den Schädel einzustoßen. Ein an seiner Seite befindlicher Municipalgardist verhinderte ihn daran und man setzte ihn sogleich außer Stand den Versuch zu erneuern. Uebrigens bestrebte sich der Mörder den Muth, den Stoicismus Alibauds zu erkünsteln und als ein Brutus zu erscheinen. Seine ersten Antworten trugen das Siegel einer Unverschämtheit an sich, wie sie nur bei gemeinen Verbrechern gefunden wird. Als man ihm die Hände band und ihn dabei fragte, ob man ihm nicht wehe thue, wendete er sich mit einer gleichgiltigen Miene um und sagte: „ich will Sie nicht abhalten so fest zuzuschnüren, als es Ihnen gefällt; ich beklage mich nicht darüber, wenn Sie mir Schmerzen zuziehen.“ Meunier war zweiundzwanzig Jahr alt; er hatte ein gemeines Ansehen, eine gebogene Nase und trug seine schwarzen Haare nach Art der Seminaristen gerade über der Stirn abgeschnitten. Er schien von einer Hautkrankheit befallen. Seine Mordwaffe war eine gezogene Percussionspistole. Um dem Verbrecher Geständnisse zu entreißen, erzählte man ihm von der Verhaftung seiner Mitschuldigen. Er ver-

setzte lächelnd: danach solle man nicht suchen; er habe für sich allein gehandelt und man werde nur Unschuldige quälen. Wirklich wurden auch einige im ersten Schrecken verhaftete Personen an demselben Tage wieder freigelassen. Meunier ward vor den Pairshof gestellt und zur Strafe der Vatermör= der verurtheilt (25. April 1837). Er beharrte jedoch nicht bei seiner moralischen Verhärtung, diesem Uebermaß von Prahle= reien, welches seine fluchwürdigen Vorgänger entfaltet hatten. Er ward von Entsetzen über die Scheußlichkeit seines Ver= brechens ergriffen. Noch zu jung um alle besseren Empfindun= gen eingebüßt zu haben, dachte er an seine unglückliche Mutter und weinte wie Alibaud geweint hatte; aber bei dem Letzteren trug der Stolz den Sieg über das heiligste Gefühl davon und der Mörder nahm seine gezierte Maske bald wieder vor. Bei Meunier behielt im Gegentheil die Natur ihre Rechte und die Reue durchdrang seine Seele; diese Reue rettete ihn. Der Schuldige flehte um Gnade; der König ließ sich rühren und sprach sich im Conseil für eine Strafumwandlung aus.

Während das Loos des Verurtheilten entschieden wurde, trat eine der unteren Volksklasse angehörende Frau in den Schloßhof. Vom Alter gebeugt und vom Schmerz gequält konnte sie nur mit Mühe gehen. Diese Frau bat, in Thränen gebadet, der Königin eine Bittschrift überreichen zu dürfen; es war Meuniers Mutter! Die Dienerschaft des Königs, von dieser tiefen Verzweiflung erschüttert, nahm die Unglückliche auf und eilte die Befehle Ihrer Majestät einzuholen. Die Königin wußte, welche Schätze der Liebe und Nachsicht Gott in

das Herz einer Mutter gesenkt hat; ihre Stimme vermochte dieser armen, ihrer theuersten Hoffnungen beraubten Seele einigen Trost zu gewähren; sie zögerte nicht und einige Minuten später stürzte die Flehende zu den Füßen dieses tröstenden Engels nieder, welcher, wie eine glückliche Vorherverkündigung, den süßen Namen der Mutter unseres Erlösers trug. Es trug sich nun zwischen dieser durch ihre Güte so ehrwürdigen Königin und dieser von Verzweiflung ergriffenen Frau eine herzzerreißende Scene zu, wobei die eine nur zitternd ihre Tröstungen aussprach, während die andere in ihre Bitte alle Beredtsamkeit mütterlicher Zärtlichkeit legte. Plötzlich erscheint der König und von seinen Lippen gleiten die Worte der Verzeihung für den Königsmörder. „Ich habe seine Strafe umgewandelt", sagte er; „Ihr Sohn hat bereut *), ich will daß er lebe. Ich

---

*) Nachstehendes ist die wörtliche Abschrift eines Briefes, den Meunier vor seiner Abreise aus Frankreich schrieb. Er enthält die Beweise seiner Reue, der er die Milderung seiner Strafe verdankt.

„Conciergerie, 27. Mai 1837.

„Lavoux.

„Ich bin im Begriff Frankreich mit den Gewissensbissen zu verlassen, die ich über die That, zu der ich mich hinreißen ließ und darüber empfinde, daß ich so thörichter Weise Deinen Rathschlägen folgte. Ich weiß nicht, welches Schicksal mich erwartet, aber immer bist Du es, dem ich Alles zu danken habe, was ich erfahren werde. Wenn Du Dein Gewissen bedenkst, solltest Du es bereuen mir sie gegeben zu haben; was mich betrifft, so werde ich es nie vergessen, daß Du es bist, dem ich Alles verdanke. Als Schuldiger anerkannt, bist Du es doch nicht weniger als ich. Dein Gewissen darf Dir das nicht

habe sein Gesuch nicht erst abgewartet, um ihn zu begnadigen." Betroffen von so viel Seelengröße konnte die unglückliche Mutter nur durch Thränen antworten. „Beruhigen Sie sich", fügte der König hinzu, „Ihr Sohn weiß bereits, daß er begnadigt worden ist; ich habe eben den Präsidenten der Pairskammer abgeschickt, um es ihm anzuzeigen." Indem er hierauf die Mutter Meuniers aufhob, ließ sie der Fürst sich setzen, bewies ihr das rührendste Wohlwollen und entfernte sich mit der Königin, nachdem er sie der Sorgfalt seiner Dienerschaft anempfohlen hatte. War dieses großmüthige Betragen des Königs nicht geeignet den Arm der Mörder für immer zu entwaffnen? Diese bewundernswürdige Milde, diese Erhabenheit der Empfindungen sollten sie nicht die Abscheulichkeit des Königsmords austilgen? Und dennoch wurde die unsinnige Wuth des politischen Fanatismus dadurch nicht zurückgehalten. Noch fernere Prüfungen waren dieser edelen Familie vorbehalten, die ohne Unterlaß für das Leben ihres erhabenen Oberhauptes zitterte

---

verschweigen und muß Dir Dein Betragen vorwerfen. Werde glücklich, wenn Du es kannst und vergiß nie das Böse, das Du einem Mitgliede Deiner Familie und vorzüglich Deinem Oheim Barré, der Dein Wohlthäter war, zugefügt hast. Du hast ihn niederträchtiger Weise verleumdet als Du ihn anklagtest, daß er Dir 29000 in Zetteln habe entziehen wollen, die Du ihm, wie Du wohl weißt, zur Bezahlung der Waaren gegeben hast, die er Dir verkauft hat und die Du ihm noch schuldig bist.

„Dein Cousin
„Meunier."

und bei der die Thränen an die Stelle ehemaliger Freuden, jener reinen der sorgenvollen Größe vorzuziehenden Freuden getreten waren. Eine Blumenkrone war gegen eine Dornenkrone hingegeben worden! Was am meisten bei diesen grauenvollen Versuchen in Erstaunen setzt, ist die sonderbare Verblendung der Mörder. Es ist schwer die unselige Vorstellung, die sie beherrschte, den Zweck, den sie erwarteten, zu begreifen. Strebten sie, wie Fieschi, einen weitverbreiteten Ruf zu erlangen?

Aber die öffentliche Meinung hatte die Stirn der Mörder mit dem Brandmahl der Schande bedeckt. Waren sie, wie Alibaud, von der Ueberzeugung durchdrungen, daß das Glück ihres Vaterlandes nur durch das hingeopferte Dasein des Königs zu erreichen wäre? Aber sie hatten die Theilnahme gesehen, womit Frankreich seinen Herrscher am Tage der Gefahr umgab; sie sollten begriffen haben, daß die Thronfolge durch den Nationalwillen, den Beistand der Kammern und aller großen Körperschaften des Staats aufrecht gehalten, vor ihren verbrecherischen Bestrebungen beschützt wurde; daß, selbst wenn die Vorsehung den Fürsten nicht mehr mit ihrem schützenden Schilde deckte, die Beständigkeit unserer Institutionen und die Sicherheit des Landes nichtsdestoweniger verbürgt sein würden. Gleichviel, weder die Gewißheit der Ohnmacht solcher Mittel, noch der allgemeine Unwille, die Strenge der Gesetze und die königl. Gnade, nichts verhinderte die Wiederkehr dieser gräßlichen Attentate, deren Gedächtniß die Geschichte aus unsern Annalen tilgen können möchte, weil sie ein Volk in den Augen

der civilisirten Welt herabwürdigen. Der dauernde Schutz Gottes allein ermüdete endlich den Fanatismus.

Im Beginne der Session waren die Debatten auf dem Gebiete der Adresse lebhaft und leidenschaftlich. Wir haben bereits erwähnt, in welchem Zustande das Cabinet vom 22. Febr. die Angelegenheiten der Schweiz gelassen hatte; wir haben erwähnt, was es für Krakau gethan und welches System es dem Könige in Bezug auf Spanien aufnöthigen wollte; der Kampf begann auf allen Punkten. Odilon Barrot brachte die Schweiz zur Sprache und die Erörterung fand zwischen Molé und Thiers statt. Molé wehrte sich gegen Handlungen, die nicht von seinem Ministerium ausgegangen und lehnte die Verantwortlichkeit wegen des Vorfalls mit dem Spion Conseil ab. Thiers versuchte sich zu rechtfertigen, indem er den Tadel über diese Sache nach einer höhern Stelle hinauf wendete; er versicherte nicht Alles gewußt zu haben und schob die Schuld Herrn von Gasparin zu, der sie auf Montalivet wendete. Dufaure und Odilon Barrot verlangten da, daß Untersuchungen angestellt würden; am andern Tage aber richtete Montalivet an den Conseilpräsidenten einen Brief, in welchem er erklärte, „daß die Verantwortlichkeit für alle Handlungen des Ministeriums des Innern vom 22. Febr. bis zum 5. Septbr. ihm zukomme und zukommen müsse.“ Die Kammer war dadurch zufrieden gestellt und die Debatte wendete sich der Intervention in Spanien zu, unter welcher das Cabinet vom 22. Febr. gefallen war. Der Graf Molé benutzte diesen Umstand, um sein politisches System zu entwickeln; er that dies in einer langen Rede, in welcher er

erklärte, wie er den Vertrag der Quadrupelallianz verstehe. „Sie werden nicht wollen, meine Herren", rief er aus, „daß das Blut und Geld Frankreichs auf der Halbinsel ohne Würde, ohne Zweck und ohne Gewinn vergeudet werde. Das Statuto real oder die Constitution von 1812, die Ordnung oder die Anarchie auf der Halbinsel sind rein spanische Fragen, in die uns zu mischen wir weder das Recht noch die Pflicht haben. Was die Verjagung des Prätendenten betrifft, so war das Unternehmen nichtig; die entsetzliche Anarchie, welche Spanien zerriß, La Granja und die Constitution von 1812 hatten den Gründen, aus welchen das vorige Cabinet sie nicht zu versuchen gewagt hatte, neue Stärke gegeben. Ich würde sicherlich zu keiner Zeit gewünscht haben, daß wir in Spanien einschritten, aber bemerken Sie wohl, meine Herren, und vergessen Sie es in der beginnenden Discussion nicht, daß von allen Cabineten, welche die Einmischung oder Mitwirkung in Spanien zurückwiesen, das unsrige das einzige ist, welches es nicht thun konnte, ohne die Politik unserer sechs Jahre, die Politik, welche die frühern Cabinete befolgt hatten, völlig aufzugeben." Es lag in diesen Worten nichts Klares und Bestimmtes und die Politik der Nichteinmischung wurde schlecht gerechtfertiget, wenn man sich nur auf die Lehre bezog, „jeder sei allein Herr bei sich und keiner habe das Recht sich in die innern Angelegenheiten seines Nachbars zu mischen." Die Einmischung der Regierung in Ancona und in Belgien bewies, daß man unter gewissen Umständen von diesem Grundsatze unbeschränkter Neutralität wohl abgehen könnte. Thiers hob auch sehr geschickt die ganze

Seltsamkeit dieses Widerspruchs hervor und trug darauf an, daß man der spanischen Revolution zu Hilfe komme, weil man sich dazu verbindlich gemacht habe. Guizot erwiderte, „es sei kein Versprechen gegeben worden und es gehe aus den Depeschen hervor, die man der Gesandtschaft zugeschickt, daß man keine Verpflichtung darüber der Königin von Spanien gegenüber übernommen habe.“ Sollte man also den Aufstand von La Granja unterstützen und gut heißen? Das war die Frage und es ließ sich in diesem Punkte die Nutzlosigkeit des Einschreitens leicht nachweisen. „Man spricht von den Erfolgen der Carlisten in Spanien und von der Nothwendigkeit ihnen Einhalt zu thun“, setzte der Minister des öffentlichen Unterrichts hinzu, „Niemand wünscht lebhafter als wir den Sieg der Königin und die Befestigung ihres Thrones; unser Verhalten seit drei Jahren läßt darüber keinen Zweifel bestehen; wir hoffen auch fest auf diesen Sieg. Sie sehen, daß man oft den Triumph des Don Carlos angekündiget hat, aber immer trat er nicht ein und nach jeder solchen Ankündigung folgte eine große Niederlage, um ihr zu widersprechen. Es liegen in der Sache des Don Carlos viele andere Elemente des Untergangs, so daß die Königin nichts zu fürchten haben kann; der Triumph des Don Carlos ist weit schwieriger als die Befestigung des Thrones der Königin. Ich hoffe, daß er unmöglich ist; wir wollen immer aufrichtig für die Königin wirken, aber wir wollen es nur in den Grenzen unseres Interesses thun. Man fragt, was wir thun werden, wenn die Sache siegt, welche nicht die unserige ist? Das kann Niemand sagen, meine Herren, das darf Nie-

mand sagen. Wir haben bereits eine absolute Regierung in Madrid gesehen, im Anfange der Julirevolution, als sie ernstlich durch das Continentaleuropa bedroht zu sein glauben konnte. Es geschah nichts; trotz der vereinzelten Stellung, von der man eben sprach, ist Frankreich nicht beunruhigt worden; es ist durch die Ereignisse von 1831 gegangen, trotzdem daß ihm Europa nicht günstig gesinnt war und in Madrid ein absoluter König herrschte. Was Frankreich 1831 that, würde es auch 1838 und 1839 oder zu jeder andern Zeit thun. Frankreich hat den größten Gefahren widerstanden; die französische Regierung giebt vor den Augen Europas wie vor den eigenen Beweise von Klugheit und Kraft; man würde sehr unvorsichtig handeln, wenn man die Zukunft verpflichten wollte. Frankreich wird auch in Zukunft Alles für die Aufrechterhaltung des constitutionellen Spaniens thun, aber, wie schon gesagt, in den Grenzen seiner eigenen Interessen." Auf diese gesunden und logischen Gründe antwortete Thiers nur mit seinem ewigen Refrain: „Ihr habt den Vertrag der Quadrupelallianz aufgegeben; Ihr Herren Minister glaubt eine Furchtsamkeit zeigen zu müssen, die ihr mit dem Namen Klugheit schmückt; aber Ihr vergeßt, daß Frankreich, wenn es spricht, auf die Gefahr nicht achten darf. Wenn Ihr ihm sagt, die Mitwirkung französischer Soldaten mit einer fremden Cocarde sei nicht ehrenvoll für das Land, so sagt Ihr etwas das nicht wahr ist, denn Ihr müßt Euch erinnern, daß die edelsten Männer zu jeder Zeit ihren Muth in das Ausland getragen haben. Erinnert Euch, daß die französischen Freiwilligen sehr viel zur Erlangung der Frei-

heit der Vereinigten Staaten beigetragen haben; thut dasselbe für Spanien." — „Sie haben eine zwiefache Politik gehabt", erwiderte Molé; „anfangs wollten Sie die Einmischung nicht, weil Sie diese Nichteinmischung zur Bedingung Ihres Cabinets gemacht hatten.. Man hat uns Amerika entgegengehalten, aber wir verweigern es ja Spanien nicht, Männer in Frankreich zu suchen; wir verweigern nur eine directe Mitwirkung; das ist allein die Frage." Thiers widerstand diesen Gründen nicht und die Genehmigung des Paragraphs über Spanien war die förmliche Verurtheilung der Politik vom 22. Febr. Das Cabinet vom 6. Septbr. schien durch diesen Sieg befestiget zu sein, aber zwei aufeinanderfolgende Niederlagen erschütterten plötzlich seine Existenz. Das Attentat Meuniers und der Ausgang des Straßburger Processes hatten Anlaß gegeben ernstlich über gewisse Punkte der Gesetze und über den Zustand der Gesellschaft nachzudenken. „Und nun spreche man noch davon die Gewalt zu entwaffnen!" hatte Guizot ausgerufen. Diese Worte verriethen sowohl die Unzulänglichkeit der Septembergesetze, deren Zurücknahme die Opposition verlangte als die Nothwendigkeit sie zu verstärken. Man war wirklich von Complotten umgeben; der politische Fanatismus nährte sich durch Schriften und Lehren und der Königsmord war seit sechs Jahren fast öffentlich geprediget worden. Ein Mechanicus, Champion mit Namen, welcher angeklagt wurde, mit einem Attentate gegen das Leben des Königs umzugehen, erwürgte sich im Gefängnisse, ohne daß man erfuhr, ob er Mitschuldige habe. Um jeden neuen Versuch durch eine Vervollständigung der Repres-

sivmaßregeln abzuschneiden, legten die Minister der Kammer drei Gesetzentwürfe vor, welche auf das heftigste angegriffen wurden. Der erste hatte den Zweck, bei jedem Verbrechen, das in Gemeinschaft von den Bürgern und Soldaten begangen worden, zugleich das Geschworengericht und das Kriegsgericht für competent zu erklären. Der zweite machte auf das Bedürfniß aufmerksam, auf der Insel Bourbon ein Gefängniß für die zur Deportation Verurtheilten zu erbauen. Der dritte bestrafte die Nichtanzeige bei Complotten gegen die Regierung oder gegen das Leben des Staatsoberhauptes.

Die Theorie der Trennung der Schuldigen gab Veranlassung zu einer heißen Debatte in der Kammer und rief in der Presse und in dem Publikum schrecklichen Tadel hervor, so daß der Entwurf auch wirklich durch 211 Stimmen gegen 209 verworfen wurde. Diese Niederlage ließ eine Ministerveränderung ahnen. Gleichwohl brachte das Abendjournal folgende Bemerkung: „Das Ministerium vom 6. Septbr. wird sich trotz der Abstimmung der Kammer nicht zurückziehen. Es wollte die Disciplin der Armee verstärken und die Wiederkehr trauriger Unordnungen verhindern; da die Maßregeln, welche es vorgeschlagen hatte, verworfen worden sind, so kann die Verantwortlichkeit nicht auf die Minister fallen.“ Vergebliche Hoffnung! Das Cabinet trug in seinem Schooße zu viel Keime der Auflösung, als daß es lange so viele wiederholte Streiche hätte überleben können, als eine neue Niederlage die Krisis herbeiführte. Die Minister hatten gleichzeitig mit den Repressivgesetzen dynastische Gesetze vorgelegt, welche der Königin der

Belgier eine Million als Mitgift aussetzen, das Einkommen des Herzogs von Orleans um eine Million erhöhen und dem Herzoge von Nemours das Schloß Rambouillet wie die Wälder von Senonche, Chateauneuf und Montecaut als Apanage zusprechen sollten. Da die Bewohner von Rambouillet darum gebeten hatten, man möchte das Schloß wieder mit dem Kron-gute vereinigen, so hielt man es für paßlich, dasselbe dem jungen Prinzen zu bewilligen, der kein persönliches Vermögen hatte. Nichtsdestoweniger brachte der Antrag, der in den Bureaux der Kammern günstig aufgenommen worden war, eine unbegreifliche Aufregung hervor und veranlaßte Cormenin zu der heftigsten und unbarmherzigsten geistreichen Flugschrift. „Gestehen Sie nur", redete er den Herzog von Nemours an, „gestehen Sie, daß die französische Nation eine sehr freigebige ist und daß Ihre Familie ihr unbegrenzten Dank für den Wohlstand und die großen Güter schuldig ist, mit denen sie zu jeder Zeit überschüttet, überfüllt und überladen worden ist.. Zuerst, gnädiger Prinz, nahmen die Edicte von 1661, 1672 und 1692 dem Staate als Apanage für Ihren Ahn so viele Lehen, Ländereien, Güter, Städte, Paläste, Schlösser, Meiereien, Regierungen, Fürstenthümer, Herzogthümer, Marquisate, Grafschaften und Baronien, Feudalleistungen, Wiesen, Canäle, Hölzer und Waldungen, daß ich ermüden würde sie alle aufzuzählen. Ihr Haus, gnädiger Prinz, galt 1789 für das reichste nicht regierende fürstliche Haus in Europa, weil man sein Capital auf 112 Mill., eine ungeheuere Summe, schätzte, welche 200 Mill. in unsern Tagen gleich ist, eine in jeder Art zu große Summe

in den Händen eines einzigen Mannes, welcher Prinz er auch sein mag und je nach den Zeitumständen drohend bald für die Freiheit, bald für die Regierung selbst. Denn die Geschichte, gnädiger Prinz, wird nur gerecht sein, wenn sie sagt, der revolutionäre Gebrauch, den Ihr Großvater von seinem ungeheuern Vermögen machte, habe mehr als alles Andere zum Umsturze des Thrones Ludwigs XVI., seines Vetters und Herrn, beigetragen. Diese Verderblichkeit des Geldglückes, welches sich hartnäckig an die Tritte ihrer Familie heftet, verfolgt sie bis in die Verbannung; denn während die andern Ausgewanderten im Auslande fast verhungerten, erhielt die Herzogin von Orleans, Ihre Großmutter, eine bedeutende Pension von der französischen Republik und um dieselbe Zeit bezahlte die Staatscasse zur Entlastung Ihres ausgewanderten Vaters über vierzig Millionen Schulden, vierzig Millionen! Welche glänzende Anticipation von Civilliste! Aber es ist dies nicht Alles. Ludwig XVIII. war kaum aus England angekommen, als er Ihnen auf Ihr dringendes Bitten durch eine Verordnung Alles zurückgab, was sich von den nicht verkauften Gütern der Apanage Orleans in den Händen der Nation befand, jener Apanage, die, nicht durch die Gesetze von 1793 über die Emigration, sondern durch den Art. 2 des Gesetzes vom 21. Decbr. 1790 über die Apanagen für immer zurückgenommen war. Man hat behauptet, um diese bedeutende Verletzung der Gesetze zu entschuldigen, Ludwig XVIII. sei damals allmächtig gewesen. Aber nach diesem schönen Raisonnement hätte man auch, um Sie zu bereichern, den ersten besten Bürger berauben können

wie man den Staat beraubte.. Das Gesetz über die Entschä=gung der Ausgewanderten, das nur für Ihre glückliche Familie gemacht worden zu sein scheint, vermehrte ihre gute Stellung, ihre Besitzungen und ihren Wohlstand, indem sie ihr Gelegen=heit gab das väterliche Erbe auszuschlagen, das mit Schulden belastet war, um die mütterliche Hinterlassenschaft anzunehmen, die von Gold und Silber strahlte. Durch diese sinnreiche Scheidung des väterlichen und mütterlichen Erbes ergab sich ein Gewinn von baaren 12 Mill. Thalern. Endlich fügten die Kammern, unabhängig von dem Juwel der Krone Frankreichs, dem glänzendsten Juwel in der Welt, um Ihre Familie mit Gold zu überhäufen wie sie dieselbe mit Macht überschüttet hatten, den unermeßlichen Reichthümern Ihres Vaters die be=weglichen und unbeweglichen Güter der königlichen Schenkung Karls X. bei. Ich habe, gnädiger Prinz, für Sie zu oft ge=rechnet, als daß ich Sie hier nochmals daran zu erinnern brauchte, daß Sie und die Ihrigen den Louvre, die Tuilerien, den Palast Elisé=Bourbon nebst Allem was dazu gehört, be=sitzen; ferner die Schlösser Marly, Saint=Cloud, Meudon, Saint=Germain, Compiègne, Fontainebleau und Pau, so wie die Häuser, Gebäude, Landgüter, Wiesen, Meiereien, Wälder, die dazu gehören; sodann die Wälder von Boulogne und Vin=cennes und den Wald von Senart; die Diamanten, Perlen, Steine, Statuen, Gemälde, Museen, Bibliotheken und andere Kunstdenkmäler und endlich die Möbels in dem Möbelmagazine und die verschiedenen königlichen Paläste."

Die ganze übrige Flugschrift war mit dem blitzenden Geiste

der Rechnungskunst geschrieben, welche Herrn von Cormenin charakterisiren und ihn zu dem gefährlichsten Streiter machen. Die Wirkung, welche er auf die Massen hervorbrachte, war vernichtend. Der Hof empfand einen unermeßlichen Zorn darüber; der Herzog von Nemours aber, der freiwillig jeder Dotationsidee entsagte, bestand auf der Zurücknahme der Gesetzentwürfe. Das Cabinet war uneinig und machtlos seit der Verwerfung des Trennungsgesetzes. Der Apanagenentwurf wurde die Klippe, an welcher es vollständig zerschellte und der Graf Molé, der offen mit den Doctrinären brach, bildete das Ministerium vom 15. April, in welchem er sich die Präsidentschaft vorbehielt.

Zwölftes Kapitel.

Ueberblick der afrikanischen Angelegenheiten. — Historische Rolle Frankreichs in Algier. — Rücktritt des Marschalls Bourmont. — Der Marschall Clauzel; sein System. — Tagesbefehle. — Der General Berthezène. — Der Herzog von Rovigo. — Abd-el-Kader. — Friedliches System des Generals Desmichels; Vertrag vom 26. Febr. 1834; seine Folgen. — Unbeständigkeit der Regierung der Colonie. — Der General Voirol. — Herr Genty de Bussy. — Zustand der Meinungen über Algier. — Schwanken der Regierung. — Der Graf Drouet d'Erlon. — Niederlage an der Macta. — Der Marschall Clauzel wird von neuem nach Afrika geschickt. — Expeditionen von Mascara und Tlemcen. — Beklagenswerther Zustand der Colonie. — Das Lager an der Tafna. — Sieg an der Siktak. — Der Marschall Clauzel in Paris. — Meinung der Doctrinären über Algier; Meinung des Königs; Ansichten des Herrn Thiers. — Erste Expedition von Constantine. — Beschuldigungen. — Zurückberufung des Marschalls Clauzel. — Der General Damremont als Gouverneur des französischen Afrika.

Unter den unglücklichsten Thatsachen, welche die Existenz des Cabinets vom 6. Septbr. bezeichneten, ist auch der Unfall der ersten Expedition nach Constantine zu Ende des Jahres 1836 zu erwähnen. Wir haben absichtlich die Erörterung der afrikanischen Frage verschoben, um ihr ein ganzes Kapitel zu widmen. — Hätten wir unsere Erzählung hier und da in beschränkten Räumen zerstreut, so würden wir außerdem den Gang der großen politischen Ereignisse benachtheiliget haben, während, wenn wir hier die Episoden eines so ruhmvollen aber theuern Krieges zusammenstellen, einen richtigern Einblick in seine künftigen Resultate geben können.

Die Besetzung Algiers durch die Franzosen hat lange zahlreiche Gegner gehabt; jetzt spricht sich, wie wir glauben, Jedermann dafür aus. Dies ist ein neuer Beweis, wie sehr man sich vor übereilten Urtheilen zu hüten hat. „Der Zweck des Krieges", sagt Montesquieu, „ist der Sieg; der des Sieges die Eroberung; der der Eroberung die Erhaltung." Es kann nichts Verständigeres geben und man begreift nicht, daß ein Land sich so große Opfer von Geld und Menschen auferlegt, um den Vortheilen zu entsagen und sie Klügern zu überlassen. Die Engländer würdigen den Grundsatz Montesquieus weit besser als wir, namentlich bringen sie ihn immer zur Ausführung.

Schon zweimal hatten die Seeräubereien der Barbareskenstaaten in dem Mittelmeere eine empfindliche Züchtigung von Seiten der großen Mächte veranlaßt. Im Jahre 1682 beschoß Duquesne Algier und die französische Flotte blokirte den Hafen so eng, daß im folgenden Jahre die Algierer Gesandte nach Versailles schickten, um Ludwig XIV. ihre Unterwerfung anzuzeigen. Am 26. Aug. 1816 erneuerten der Admiral Exmouth und der Admiral Van Capellen die Beschießung Algiers und fuhren in den Hafen hinein, nachdem sie das algiersche Geschwader in Brand gesteckt hatten. Damals machte sich der Dei durch einen Vertrag vom 30. Aug. verbindlich alle christlichen Sclaven freizulassen und den schändlichen Gebrauch überhaupt abzustellen. Unter den Gefangenen, die an Frankreich zurückgegeben wurden, befand sich auch der berühmte Franz Arago, welchen Corsaren zur Zeit des Kaiserreichs gefangen genommen hatten. Diese doppelte Lehre vermochte es gleich-

wohl nicht den Räubereien der Piraten Einhalt zu thun und Frankreich schwur das Mittelmeer frei zu machen und die Civilisation zu rächen. Es gnügte indeß nicht, um diesen Zweck zu erreichen, jenen Feinden der Christenheit illusorische Verträge durch den Schrecken aufzunöthigen. Zu einer wirksamen Beaufsichtigung des Meeres gehörte eine dauernde Besetzung der ganzen Küste, wie man durch Colonisation unserer Aufklärung Eingang unter die halbwilden Völkerschaften verschaffen mußte. Der berüchtigte Fächerschlag war das Signal zur Expedition und zwanzig Tage vor der Julirevolution fiel Algier in die Gewalt des Marschalls Bourmont. Man konnte sich gleichwohl die Schwierigkeiten und Gefahren einer solchen Unternehmung nicht bergen. Auf den ersten Blick breitete sich allerdings das reichste Panorama in diesen fruchtbaren Ländern mit reizenden und mannichfaltigen Landschaften und üppiger Vegetation aus, aber der Uebergang von der außerordentlichen Hitze zu den eiskalten Nächten des Herbstes brachte seuchenartige Fieber hervor, welche die Reihen der Armee lichteten; auf der andern Seite hatten die Soldaten mit Feinden zu kämpfen, welche durch die Berge und die Schnellfüßigkeit ihrer Pferde geschützt waren. Das Clima, die Topographie des Bodens und die Seltsamkeit dieses Nomadenkrieges und der plötzlichen Angriffe fingen an die Truppen in Verlegenheit zu bringen.

Die Nachricht von den Juliereignissen gelangte nach Afrika in den ersten Tagen des Augusts zugleich mit der von der doppelten Abdankung Karls X. und des Herzogs von Angouleme. Nachdem der Marschall Bourmont die dreifarbige Fahne hatte

aufpflanzen lassen, schickte er sein Entlassungsgesuch nach Paris. Zum Nachfolger erhielt er den General Clauzel, einen ausgezeichneten Officier von festem aber enthusiastischem Charakter. Die Uebergabe des Commandos erfolgte ohne Hinderniß; Herr von Bourmont entfernte sich aus Afrika, wo das Grab seines für das Vaterland gestorbenen Sohnes stand und schlug den Weg nach Spanien ein. Welches System würde, fragte man sich, der General Clauzel in Bezug auf die Eroberung annehmen? Welche Instructionen hatte ihm die neue Regierung gegeben?

Man erinnert sich, daß England, als das letzte Ministerium Karls X. die Expedition gegen Algier beschloß, aus Besorgniß und Eifersucht den Zweck kennen wollte, den Frankreich vor Augen habe. „Ist es eine Rache für eine Beleidigung der Flagge", fragte es, „oder eine dauernde Eroberung?" Herr von Polignac umging die Frage. Als die Eroberung erfolgt war, änderte es die Sprache und es drohete nun ein Bruch zwischen Frankreich und Großbritannien. Nach der Revolution rechnete das Cabinet von St. James darauf, daß das Cabinet des Palais Royal Algier aufgeben würde und in dieser Hoffnung beeilte es sich das Königthum von 1830 anzuerkennen. Die Forderungen Englands waren gewiß lächerlich, aber sie fanden in Frankreich selbst Unterstützung und die Minister, welche mehr als einmal über die Zukunft befragt wurden, welche sie dieser Colonie zugedacht hätten, antworteten verlegen und ausweichend.

Der Marschall Clauzel erkannte die Pflichten, welche die

Macht der öffentlichen Meinung der neuen Regierung auferlegte; er hielt es für gefährlicher dem Siegesglanze zu entsagen und sprach sich gleich nach seiner Ankunft in Afrika für die Colonisation aus. Er besaß bei großer politischer Energie jene militairische Wissenschaft, eine Mischung der republikanischen und kaiserlichen Schule. Er nahm sich vor die französische Fahne auf der einen Seite bis Constantine, auf der andern bis Tlemcen zu tragen und den Einwohnern durch Entfaltung bedeutender Streitkräfte Achtung zu gebieten. Dieser Plan war groß und des Helden würdig, aber zur Ausführung reichten die Mittel nicht hin. Der Marschall hatte kaum die Zeit gehabt die Grundlagen seiner Verwaltung festzustellen, als er im Anfange von 1831 durch den General Berthezène ersetzt wurde. Da gab es denn andere Ansichten, andere Ideen und der General Berthezène mußte seiner Seits nach einigen traurigen Erfahrungen das Commando dem Herzoge von Rovigo überlassen. Unter der Verwaltung des Letzteren wurde die Civilherrschaft von der militairischen getrennt und es entstand daraus eine unglückliche Rivalität zwischen der Intendanz und dem Oberbefehlshaber. Diese fortwährenden Systemsänderungen vermehrten die Schwierigkeiten und Gefahren der Besatzung. Der größte Fehler der Regierung hatte darin bestanden, daß sie die Expeditionstruppen geschwächt hatte, statt sie imposant zu machen, um der durch religiösen Fanatismus unterstützten Bevölkerung zu imponiren. Wie dem auch sein mag, der Muth der Soldaten verleugnete sich nicht und in jedem Kampfe gab es Helden und Märtyrer. Dreißig Mann hatten sich Bonas

bemächtiget, aber die erste und schreckliche Expedition nach den eisernen Thoren bewies, wie wenig man diesen wilden Völkerschaften vertrauen konnte. Die drei Hauptpunkte indeß, Algier, Bona und Oran, waren nicht gleichen Gefahren ausgesetzt. Algier, der Mittelpunkt unserer Souverainetät, hatte eine gnügende Garnison und die großen Lager in der Metidscha konnten die ganze Colonie schützen. Bona, an der Grenze von Tunis und in der Nähe der alten französischen Bastion gelegen, zeichnete sich durch weiter vorgeschrittene Civilisation aus, weil mehr Handel da herrschte. Es war unser Ausgangspunkt für Constantine, dessen Besitz diesen Plan der Sicherheit und militairischen Occupation vervollständigen sollte. Die Stadt Oran, die sich an Marocco lehnt und in der Nähe von Tlemcen liegt, war am schwersten zu hüten. Wir besaßen allerdings das Fort Mors-el-Kebir; die Kuluglis und Türken von Mastaganem waren wohl unsere Verbündete, aber die Bewohner von Marocco, die Nachbarn der Straße von Gibraltar, waren um so mehr gereizt als sie Waffen und Vertheidigungsmittel von England erhielten.

Aus dieser Provinz Oran sollte ein Mann hervorgehen, der berufen war eine unermeßliche Rolle in dem afrikanischen Kriege zu spielen. Abd-el-Kader-Ben-Machic-el-Dei, der Sohn eines sonst verehrten Marabout, welcher den Türken einige Dienste geleistet hatte, war 1807 in Mascara geboren und erbte das Ansehen seines Vaters, wie den religiösen Wunderglanz, der jenen umgeben hatte. Er war klein, aber gut gewachsen, sein Körper geschmeidig und kräftig und er besaß in seiner Hal-

tung zu gleicher Zeit Leichtigkeit und Würde. Er hatte schwarze lebhafte Augen, eine Adlernase, einen spitzzulaufenden röthlichen Bart und vor allem ein ausdrucksvolles bewegliches Gesicht, das im Lächeln schön, im Zorne schrecklich war. Bei Herrschsucht und Ruhmgierde besaß er die Unerschrockenheit des Soldaten, die List des Staatsmannes und die begeisterte Rede des Propheten. Als Gegenstand der Achtung, Liebe und Bewunderung der Araber kannte er die ganze Macht des religiösen Glaubens und nach dem Kampfe begab er sich zum Gebete. Kurz Abd-el-Kader (der Diener des Mächtigen) wurde von den Stämmen des Landes Mascara als Vertheidiger des mahomedanischen Glaubens begrüßt. Als er glaubte, daß die rechte Zeit gekommen sei, nahm er den Titel Emir an, bemächtigte sich mit der Kühnheit und dem Vertrauen des Genies eines Oberbefehls, den ihm Niemand streitig zu machen gedachte, ließ sich zum Bey von Tlemcen ausrufen und eilte gegen Mastaganem. Oran wurde damals von dem General Desmichels verwaltet, der, statt die Araber unter eisernem Joche zu halten wie sein Vorgänger, der General Boyer, sie durch ein System der Mäßigung an sich zu ziehen suchte. Nachdem der General Desmichels zweimal Abd-el-Kader besiegt hatte, beging er, auf Einflüsterung eines jüdischen Dollmetschers, den Fehler mit dem Emir zu unterhandeln, als er ihn vernichten konnte. Am 26. Febr. 1834 unterzeichnete er mit ihm einen Friedensvertrag, in welchem Abd-el-Kader bereits den Titel eines Fürsten der Gläubigen annahm und in welchem es hieß: „daß 1) die Repräsentanten des Emir in Oran, Mastaganem und

Arzew, die französ. Beamten aber in Mascara residiren sollten; 2) daß die Religion und die Gebräuche der Muselmänner geachtet und geschützt würden; 3) daß die Gefangenen unmittelbar freigelassen würden; 4) daß volle Handelsfreiheit bestehe; 5) und daß die Ueberläufer von beiden Seiten ausgeliefert würden." Außerdem ermächtigten geheime Artikel Abd-el-Kader, sich in den französischen Städten Waffen und Pulver zu verschaffen. Dieser Vertrag, welcher die Souverainetät Frankreichs nicht festsetzte, förderte die Pläne des Emirs ganz besonders und schuf seine Macht, indem sie ihn zu gleicher Höhe mit uns erhob. Als gewandter Mann benutzte Abd-el-Kader alle diese Vortheile, kaufte Munition und Flinten und schickte sich an, uns eines Tages Reue über unsern unvorsichtigen Edelmuth zu bereiten.

Während dieser Zeit war in der Regierung der Colonie nicht mehr Beständigkeit gewesen als vorher. Die Civilisation drang langsam in sie ein, obgleich die Bevölkerung einigermaßen stieg als der Herzog von Rovigo wegen schwerer Krankheit im März 1833 nach Frankreich zurückkehren mußte. Der General Voirol theilte nun die Oberleitung mit Herrn Genty de Bussy und wurde selbst bald wieder abgerufen, so daß dies ewige Provisorium die Fortschritte der Besetzung hinderte.

In Frankreich folgte man mit Theilnahme allen Wandlungen der Expedition in Afrika, aber die Meinungen waren verschieden über den Zweck, die Zukunft und die Resultate. Es hatte sich der Gemüther selbst ein Zweifel über die definitive Besetzung bemächtiget. Man glaubte in der Verweigerung

der nöthigen Hilfsmittel und in den administrativen Wechseln die Absicht durchschimmern zu sehen die Fortschritte der Colonisation zu lähmen, die Vorliebe des Publikums durch eine Reihe von Unfällen zu ermüden und die Aufgebung in einer bestimmten Zeit hervorzurufen. Man sagte sogar, die Regierung habe sich England gegenüber zur Räumung verpflichtet. Man mußte wirklich den Forderungen des Cabinets von St. James gegenüber sehr schonend zu Werke gehen und auf eine bessere Zeit warten, um den Plan zu gestehen, die Eroberung behalten zu wollen; aber die Thatsachen hatten bewiesen, daß die Nation an ein Aufgeben nicht dachte. Uebrigens war die französische Diplomatie in Rücksicht auf die orientalische Frage zu großer Vorsicht genöthiget. Wie dem nun auch sei, in der Deputirtenkammer herrschten drei Systeme vor: es gab Leute, die für das Aufgeben waren, andere, welche die Colonisation mit allen möglichen Entwickelungen wollten und endlich die Anhänger einer beschränkten militairischen Occupation, welche aus Algier nur ein Comptoir, einen Schifffahrtspunkt auf dem afrikanischen Gebiete machen wollten. Jeden Tag sprach man über die Geschicke Algiers ohne etwas abzuschließen, ohne zu einem Entschlusse zu kommen und diese Unsicherheit verschlimmerte die Lage. Um der mißtrauischen Ungeduld des Landes, den widersprechenden Beschuldigungen und selbst der Gereiztheit Englands ein Ende zu machen, schickte die französische Regierung eine besondere Commission nach Algier, die Alles sehen, vergleichen und organisiren sollte. Nach einer gewissenhaften Prüfung wurde beschlossen, „daß die Ehre und das In-

teresse Frankreichs ihm geböten, seine Besitzungen an der Nordküste Afrikas zu behalten." Da legte eine Ordonnanz vom 22. Juli 1834 die Militair- und Civilgewalt in die Hände eines Generalgouverneurs, der unter dem Kriegsministerium stehen sollte, ernannte besondere Chefs für die einzelnen Dienstzweige und nannte die Regentschaft Algier französische Besitzungen in Nordafrika. Nun konnte man sich über die Absichten der Regierung nicht mehr täuschen und der Nationalstolz wiegte sich in den umfassendsten Hoffnungen. Die kurze Verwaltung des ersten Generalgouverneurs, Drouet d'Erlon, rechtfertigte sie indeß keineswegs, denn er bezeichnete seine Anwesenheit in Algier nur durch eine unsichere Politik und beklagenswerthe Unfälle. Der Emir, dessen Einfluß von Tage zu Tage wuchs, zeigte eine Kühnheit ohne Gleichen und seine Drohungen riefen in Frankreich allgemeinen Unwillen hervor. Man mußte ihn züchtigen und die verderbliche Niederlage an der Macta rächen, welche man unter dem General Trezel erlitten hatte. Der Marschall Clauzel wurde zum zweiten Male nach Afrika gesandt und zwar mit dem Auftrag Abd-el-Kader zu vernichten. In den Augen des Marschalls, wir wiederholen es, versprach die ausgedehnte Colonisation unschätzbare Resultate, aber man konnte die Stämme nur durch bedeutende Streitkräfte unterwerfen und das sah die Kammer nicht ein.

Der Marschall Clauzel landete in Afrika mit dem festen Entschlusse der Macht des Emirs ein Ende zu machen und den Glanz unserer Waffen wiederherzustellen. Zuerst züchtigte er den Verrath des Stammes der Hadschuten und beschloß die

Expedition bis zu der kleinen Stadt Mascara auszudehnen. Die Armee, welche aus 10,000 M. bestand und in welcher der Herzog von Orleans ein Commando übernommen hatte, sammelte sich in Mastaganem; von da brach sie am 26. November 1835 auf, ging durch die gefährlichen Schlünde der Zig und über einen Theil des Atlas und wurde von ihrem Marsche aus durch flüchtige Ueberfälle beunruhiget. Zweimal kämpfte Abd-el-Kader und zweimal wurde er besiegt. Alle arabischen Stämme, auf die er rechnete, verließen ihn und er flüchtete sich in das Gebirge. Die Armee kam ohne weitere Hindernisse um neun Uhr Abends in Mascara an und man sah die Soldaten in dunkeler Nacht mit eintönigem Schritte durch die öden Straßen marschiren, in welchen eine Grabesstille herrschte. Der Emir hatte vor der Flucht die Handelsleute und die Juden geplündert. Inmitten dieser unbekannten Stadt zeigte sich nur die häßliche Gestalt einer alten Frau, welche auf Matten-Fetzen kauerte und ohne Zweifel entweder nicht die Kraft gehabt hatte den Fliehenden zu folgen oder nicht den Muth, fern von der Wohnung ihrer Väter zu sterben. Die Unzulänglichkeit der Truppen erlaubte uns nicht Mascara zu behalten; um Schrecken unter den Arabern zu verbreiten, vollendete man das Werk der Zerstörung, welches Abd-el-Kader begonnen hatte und unsere Soldaten ließen einen unermeßlichen Feuerheerd hinter sich, dessen Flammen über den Häusern und Moscheen zusammenschlugen und einen schauerlichen Schein weithin auf die Straße warfen. Dieser zwölftägige Feldzug hatte die Folge, daß er den Muth und das Selbstgefühl der Armee von neuem

hob und den Wunderglanz zerstörte, welcher Abd = el = Kader umgab. Der Herzog von Orleans zeigte dabei viel Unerschrockenheit, denn eine starke Quetschung am Schenkel hinderte ihn nicht wieder auf das Pferd zu steigen und sich von neuem an die Spitze seines Regiments zu stellen. Da sich aber bei dem jungen Prinzen unter dem Einflusse des Climas bedenkliche Symptome der Dyssenterie zeigten, mußte er nach Frankreich zurückkehren, wo der ruhmvolle Bericht von Mascara die schmerzliche Erinnerung an die Niederlage an der Macta verwischte und die Zukunft der Colonie unter glänzenderen Farben darstellte.

Kaum war der Marschall Clauzel nach Oran zurückgekommen als er bis Tlemcen vorrücken mußte, um Abd = el = Kader daraus zu vertreiben, der mit Hilfe der Hadarden, der Herren der Stadt, die Kuluglis, unsere Verbündeten, anzugreifen drohete, welche die Citadelle zu vertheidigen hatten. Auf den Befehl des Oberbefehlshabers verfolgte die Brigade Perregaux die Hadarden, welche der Emir mit sich genommen hatte, und brachte sie zurück, während der Letztere selbst beinahe in unsere Hände fiel. Nachdem der Marschall die Kuluglis mit Flinten versehen, eine Steuer von ihnen erhoben und in der Citadelle eine Besatzung von 500 M. unter dem Commando Cavaignacs zurückgelassen hatte, kehrte er nach Oran zurück.

Auf den andern Punkten der Colonie waren die Schwierigkeiten und Gefahren nicht geringer. In der Provinz Algier wurde das Ansehen der von dem Gouverneur ernannten Beys in Medeah, Miliana und Dscherschell nicht geachtet. In der Provinz Bona, welche durch den versöhnenden Sinn des Ge=

nerals Uzer den Frieden erhalten hatte, behielt der Bey von Constantine noch immer eine feindselige Haltung; in Bugia lähmten die Streitigkeiten der Volksstämme, welche sich um die Vortheile unseres Marktes stritten, die Fortschritte der französischen Besetzung. Anarchie, Bedrückung, Verheerung durch Krankheiten, Metzeleien und das Aergerniß gehässiger Speculationen, — das war das beklagenswerthe allgemeine Bild, welches unsere afrikanischen Besitzungen gewährten. Die Schuld lag vor allem an der thörichten Sparsamkeit der großen Gewalten, welche die Credite beschränkten und fortwährend die Verringerung der Expeditionstruppen verlangten. Der Marschall Clauzel begab sich in Trauer über diesen Zustand im April nach Paris, um die nöthigen Mittel zu einer großen Entwickelung seines Systems zu erhalten. Ehe er Afrika verließ, befahl er an der Mündung der Tafna ein verschanztes Lager anzulegen, welches die Verbindung zwischen der französischen Besatzung in Tlemcen, der Stadt Oran und dem Meere erleichtere. Der General von Arlanges, welcher mit der Ausführung dieses Planes beauftragt wurde, begab sich mit dreitausend Mann und acht Kanonen an die bezeichnete Stelle, die er erreichte nachdem er Abd-el-Kader geworfen hatte. Während der Arbeiten mußte die Garnison von Tlemcen unterstützt werden, welche von den Arabern belagert war. Der General Arlanges war deshalb an der Spitze von 1500 M. auf Recognoscirung des Feindes ausgezogen, als er sich zwei Stunden von dem Lager von 10,000 M., Arabern und Maroccanern, umringt sah. Das Gedränge war fürchterlich; trotz der Un-

gleichheit der Zahl kämpften die Franzosen energisch, machten sich siegreich frei und konnten sich nach der Mündung der Tafna zurückziehen.

Das Lager war indeß einem gefährlichen Angriffe ausgesetzt und es wurde nöthig ihm eine Verstärkung zu senden. Frankreich entsprach der Aufforderung seiner heldenmüthigen Söhne, denn während der Oberst von Larue den Auftrag hatte, Genugthuung von dem Kaiser von Marocco zu verlangen, begaben sich 4500 M. unter dem General Bugeaud an die Tafna und bald erschütterte der Sieg von der Sickak die Macht des Emirs sehr bedeutend. In Paris bemühete sich der Marschall Clauzel in jeder Weise, um die Regierung zu veranlassen seine Pläne einer unbegrenzten Colonisation anzunehmen, stieß aber unaufhörlich auf unbegreifliche Vorurtheile. „Algier ist nur eine Loge in der Oper", hatte der Herzog von Broglie gesagt. Dieser oberflächliche Ausspruch schloß den Gedanken der Doctrinärs über die Besetzung in sich. Ludwig Philipp selbst hatte noch keine bestimmte Ansicht über unsere Eroberung. Da er überzeugt war, daß die Fortsetzung des afrikanischen Krieges keinen nachtheiligen Einfluß auf die auswärtige Politik ausübe, so beschäftigte er sich nicht ernstlich damit. „Es liegt wenig daran", sagte er geistreich, „ob man hunderttausend Kanonenschüsse in Afrika abfeuert; man hört sie in Europa nicht." Herr Thiers dagegen ahnete in seiner Vorliebe für die Erinnerungen an das Kaiserreich die glänzenden Geschicke unserer Colonie und theilte die Ansichten des Marschalls Clauzel und dieser letztere machte endlich so mächtige Betrachtungen geltend,

daß die Regierung beschloß die Eroberung von Constantine zu versuchen.

Constantine, welches den Mittelpunkt zwischen Bugia und Bona ausmachte, wurde von Achmed Bey, dem Diener der Pforte, regiert und verband also Afrika mit dem Divan. Der Sultan hatte bereits auf die Einflüsterungen Englands und Rußlands gegen den Besitz von Afrika als einem ihm unterworfenen Paschalik protestirt. Constantine war seiner Lage wegen der drückenden Hitze und der bedeutenden Kälte ausgesetzt und mit Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Truppen mußte man den Feldzug im November beginnen. Ueberdies war das Gelingen der Unternehmung nur mit imposanten Streitkräften möglich. Der Marschall Clauzel hatte 30,000 M., ein Corps eingeborener Infanterie von 5000 M., 4000 Reiter von Hilfstruppen und besonders die unmittelbare Sendung von 3 bis 4000 M. nach Bona verlangt. Die Gründe, welche der Marschall angab, besiegten die Unentschlossenheit des Ministerrathes und er selbst kehrte einige Tage nachher nach Algier zurück. Kaum war er angekommen, als mit dem Sturze des Cabinets vom 22. Febr. auch das Gebäude seiner Hoffnungen fiel und alle seine Pläne vernichtete. Er sah die traurigen Folgen dieser ministeriellen Unbeständigkeit voraus. Was thun? Den Plan der Expedition weiter verfolgen? Die neuen Minister willigten ein aber ohne ansehnliche Vermehrung der Mittel. Was sollte der Marschall beschließen? Es würde klug gewesen sein den Feldzug auf eine günstigere Zeit zu verschieben, wenn er nicht in so pomphafter Weise angekündiget worden wäre. Ein Sohn

des Königs, der Herzog von Nemours, war an der Spitze eines Corps von Freiwilligen erschienen, um sich dem Siege unserer Waffen anzuschließen. Und sollte der Marschall Clauzel den Ruhm eines so schwierigen Unternehmens einem Nachfolger überlassen? Er hielt es für eine Schande zurückzuweichen. In der Hoffnung auf einen leichten Sieg befahl er die Truppen in Bona zu sammeln; sie beliefen sich auf 7000 M. Infanterie mit Einschluß der unregelmäßigen Truppen, das afrikanische Bataillon, 1200 M. Cavalerie und ein kleines Genie- und Artilleriecorps. Am 10. Novbr. sollte die Armee aufbrechen. Die Jahreszeit ließ sich bereits schlecht an; Regengüsse überschwemmten die Ebene, die Berge bedeckten sich mit Schnee und die Kälte wurde empfindlich. Am 12. als die Armee aufbrach, war die Sonne wieder erschienen und Abends, als das Convoi das Lager von Dresan erreichte, brach ein fürchterliches Gewitter los. Am 15. wurde bei den römischen Ruinen von Ghalma Halt gemacht, am 17. ging man über den Fluß Seybouse und am 19. kam man in Raz-wed-Zenati an. Der Regen hörte nicht auf; die Geschütze und die Transportwagen konnten in dem lehmigen Boden nur mit unglaublicher Anstrengung fortgebracht werden. Man befand sich da in dem kleinen Atlas. Am Abhange des Gebirges wurde die Armee plötzlich von einem furchtbaren Nebel von Regen, Hagel und Schnee eingehüllt; der Thermometer stand auf 4° unter Null. Man verdoppelte die Bespannungen, um den Marsch zu beschleunigen, denn man befand sich in geringer Entfernung von Constantine. Die Nacht vom 20. zum 21. war entsetzlich. Viele Soldaten erfroren, wie

in dem russischen Feldzuge, die Füße, andere unterlagen ganz. Es konnte kein Feuer angemacht werden und man hatte kaum Munition und Lebensmittel, so ganz hatte die Strenge des Climas alle Voraussicht vereitelt. Dann vermehrte das Aufthauen das Unglück noch. Die Gepäckwagen versanken im Schmuze, die Flüsse schwollen an und rissen Menschen und Pferde in ihrem ungestümen Laufe mit fort. Die Verluste waren bedeutend, obgleich kein Kampf stattgefunden hatte. Der Tod und die Krankheit hatten die Zahl der Mannschaften auf 4000 heruntergebracht. Am 21. Novbr. um zwei Uhr endlich zeigte sich Constantine den Blicken hoch oben wie ein Geier auf einem steilen Felsen mit dem Gürtel dicker Mauern und niedrigen eisenbeschlagenen Thoren, geschützt durch eine Schlucht, in welcher der Wed Rummel tosete. Die von einem neuntägigen Marsche erschöpfte Armee nahm ihre Stellung hundertundzwanzig Klaftern von der Stadt auf dem Plateau von Mansura, das mit der Stadt durch eine sehr schmale Brücke in Verbindung stand. Im Süden war Constantine nur durch eine einfache Mauer vertheidiget, welche durch das Plateau von Kudiat-Aty beherrscht wurde, aber wegen des Wed Rummel konnte man die Geschütze nicht dahin bringen. Der Marschall Clauzel, welcher gehofft hatte, daß ihm die Thore der Stadt ohne Schwertstreich geöffnet werden würden, wurde durch zwei Kanonenschüsse begrüßt und mit einemmale wehete die rothe Fahne der Araber auf den Mauern. Man mußte also zur Gewalt seine Zuflucht nehmen und an Gewalt eben fehlte es mehr und mehr. Die Besatzung bestand aus Türken und Kabylen,

welche unter dem Befehle Ben = Aïssas am Morgen des 22. die Avantgardenbrigade von vorn und auf der rechten Flanke angriffen. Die Franzosen hatten kein Pulver mehr; sie griffen mit dem Bajonet an und schlugen den ungestümen Anfall leicht zurück. Um die Erstürmung von Constantine, den alleinigen Zweck der Expedition, vorzubereiten, ließ der Marschall das Thor von Cantara lebhaft beschießen; am 23. zerstörte man dasselbe, aber es war nicht möglich Sapeurs oder Grenadiercompagnien dahin zu bringen, um in die Stadt einzudringen. Die Lage war kritisch; die Armee hatte nicht einmal mehr Lebensmittel. Die Hälfte von dem mitgenommenen Mundvorrathe war in dem Kothe von Mansura halb versunken zurückgelassen und von den mit der Vertheidigung beauftragten Soldaten geplündert worden. In der Nacht vom 23. zum 24. wollte indeß der Oberbefehlshaber einen letzten Versuch machen und ordnete zwei gleichzeitige Angriffe an, einen von Mansura her gegen das Brückenthor, einen andern von Kudiat = Aty her gegen das Thor Babel = Wed. Ohne Erfolg. Die Verluste waren zahlreich und von Bedeutung, denn dieser Versuch kostete tapfern Officieren das Leben. Am 24. gegen acht Uhr früh verließen die Truppen die Hochebenen von Mansura und Kudiat = Aty, verfolgt von einigen hundert Mann aus der Stadt. Araber kamen von allen Seiten herbei und ihre Anzahl belief sich bald auf 2000. Der Nachtrab unter der Führung des Commandanten Changarnier hielt sie durch seine Unerschrockenheit in der Entfernung. Der Rückzug war bewundernswürdig, aber sehr traurig; die Kälte, der Hunger, die Krankheiten und

Strapazen des Marsches warfen mehr als ein Opfer, dem die Araber den Kopf abschnitten, auf den Schnee, wie auf ein kaltes Leichentuch. Am 30. Novbr. ruhete die Armee in Dresan aus und am 1. Decbr. kam sie nach Bona zurück.

Die Nachricht von den Unfällen der Expedition, welche durch den Telegraphen nach Paris befördert wurde, brachte ein Gefühl allgemeiner Trauer hervor und man übertrieb die Größe unserer Verluste noch. Dann stellten sich die Beschuldigungen ein und man warf die ganze Verantwortlichkeit für unser Unglück auf den Marschall Clauzel, der nur darin Unrecht gehabt, daß er geglaubt hatte, seine Ehre erfordere es, ein so schwieriges Unternehmen zu einer solchen Zeit und ohne die nöthigen Mittel zu beginnen. Die Beschuldigungen wurden mit unerhörter Heftigkeit ausgesprochen. Der Marschall seiner Seits wälzte den Tadel der Regierung zu, welche ihm die hinreichenden Mittel verweigert habe und er war streng gegen den General Rigny, von dem einige unkluge Worte die Soldaten beinahe entmuthiget hatten. Kurz der Marschall Clauzel wurde abgesetzt und die Verwaltung Afrikas dem General Damremont aufgetragen, einem allerdings fähigen Manne, der in Algier bereits einen wichtigen Posten bekleidet hatte. Wenn übrigens die Gegner der Occupation aus unsern Unfällen den Schluß zogen, „Algier sei ein verderbliches Vermächtniß der Restauration, das man aufgeben müsse, um damit nicht den letzten Mann und letzten Thaler zu verlieren", so sprach sich die Nation mehr als je für die Behaltung aus und das Cabinet, das die Niederlage unserer Waffen durch die Einnahme

von Constantine rächen wollte, bereitete für das Frühjahr eine zweite Expedition vor, deren Leitung dem Herzoge von Orleans bestimmt war.

Dreizehntes Kapitel.

Lage des Ministeriums. — Molé nähert sich wieder dem linken Centrum. — Erörterung über die geheimen Fonds. — Guizot. — Odilon Barrot. — Thiers. — Zurücknahme der Gesetze über die Deportation und die Apanage des Herzogs von Nemours. — Amnestie. — Ankündigung der Vermählung des Herzogs von Orleans; Vermehrung der Dotation für den Prinzen. — Mitgift der Königin der Belgier. — Ankunft der Prinzessin Helene; ihr Einzug in Fontainebleau. — Hochzeitfeste. — Fontainebleau. — Einweihung des Museums zu Versailles. — Die Schule von Saint-Cyr. — Feste in Paris. — Unglücksfälle auf dem Marsfelde. — Edeles Benehmen des Herzogs von Orleans. — Auflösung der Kammer. — Wahlen. — Afrikanische Angelegenheiten. — Schöne Waffenthat von Buduaù. — Der General Bugeaud. — Vertrag von der Tafna. — Zusammenkunft des Generals Bugeaud und Abd-el-Kaders. — Einnahme von Constantine. — Ruhmvoller Tod des Generals Damremont. — Achmed Bei.

Die Existenz des neuen Cabinets war in politischer Hinsicht sehr schwankend. Molé, der mit der Erinnerung an die unbeliebten Maßregeln seiner früheren Verwaltung im Amte blieb, hatte viel zu thun, um die Unterstützung der Kammern zu erlangen. In der Pairskammer, in welcher der Minister seit so langer Zeit mit Ehren saß, sollte ihm Pasquier, der durch seine Fürsorge den im J. 1830 abgeschafften Titel „Kanzler von Frankreich" erhalten hatte, die Majorität sichern, in der Deputirtenkammer aber konnte er einen wirklichen Einfluß nur durch eine Reihe von Zugeständnissen und Versprechungen zu erhalten hoffen. Das Gesetz über die geheimen Fonds gab ihm Gelegenheit seine Stärke zu prüfen und über seine Stellung

ins Klare zu kommen. Gereizt durch die Anmaßung der Doctrinärs, welche ihn mit Drohungen unter der Gestalt von Rathschlägen bestürmten, hatte sich Molé dem linken Centrum wieder genähert. Thiers sah in diesem Bündnisse die Hoffnung, den Chef des Cabinets gänzlich anzuziehen und schneller wieder zur Macht zu gelangen. Er hörte denn auch nur auf seinen Ehrgeiz und versprach Molé die Unterstützung seines Rednertalentes. Die Erörterung über die geheimen Fonds begann im Anfange des Monat Mai und sie war die Veranlassung einer Trennung zwischen Guizot und Thiers. Duvergier de Hauranne, der mit der Berichterstattung beauftragt war, erbat die Mitwirkung der Mehrheit für das Cabinet nur unter gebieterischen Bedingungen. Nach den Herren Havin, Salverte, Lacrosse und Jaubert bestieg Guizot die Rednerbühne, setzte die persönlichen Rücksichten auseinander, die ihn aus der Regierung entfernt hätten und sprach sich in seinen Worten über die allgemeine Politik bestimmt über Das aus, was man in Bezug auf das Apanagegesetz seine aristokratischen Tendenzen genannt hatte. Guizot hatte einen geliebten Sohn verloren und seine ernsten Worte erhielten von seinem Schmerze etwas Feierliches und Rührendes. Die tiefe Veränderung in seinen Zügen, die düstere Trauer in seinem Blicke und das Beben seiner Stimme brachte einen tiefen Eindruck der Achtung und Theilnahme unter den Zuhörern hervor. Odilon Barrot, der auf die Rede Guizots antwortete, tadelte die Strenge der Politik der Doctrinärs und erklärte ihnen, daß er ihre Rückkehr zur Gewalt nur mit der Gewißheit wünsche, sie unter der Unbeliebtheit ihrer

rachsüchtigen Grundsätze erdrückt zu sehen. Die Minister, als bloße Zuschauer bei dem Kampfe, der über ihr Schicksal entscheiden sollte, konnten aus dieser harten Prüfung nur mit Hilfe des Herrn Thiers hervorgehen; er fehlte ihnen auch nicht und führte zum großen Verdrusse der Doctrinärs ein für die Regierung entscheidendes Resultat herbei: die geheimen Gelder wurden von 250 Stimmen gegen 112 bewilliget.

Als das Cabinet einmal befestiget war, mußte es die Niederlage seiner Gegner besiegeln und seinen Sieg durch populäre Handlungen weihen. Es war dies eine Nothwendigkeit seiner eigenthümlichen Lage. Das Gesetz über die Trennung war verworfen worden und man beschloß die Gesetze über die Deportation und über die Apanage des Herzogs von Nemours zurückzuziehen. Um die Erinnerung an die unter dem Cabinet vom 6. Septbr. streng beurtheilten Maßregeln zu verlöschen und um die drohenden Ankündigungen der Doctrinärs auffallend Lügen zu strafen, wollten die Minister die Stärke ihrer Verwaltung dadurch darthun, daß sie die Amnestie, d. h. die allgemeine und unbedingte Verzeihung in einer einfachen Ordonnanz auf alle aus politischen Gründen Verurtheilte anwendeten. Zwei Feierlichkeiten standen bevor, der Geburtstag des Königs und die Vermählung des Herzogs von Orleans; der Augenblick war also günstig, um durch die Milde die Versöhnung der Parteien herbeizuführen. Der König berief also einen besonderen Ministerrath in die Tuilerien, um einen definitiven Beschluß über diese ernste Maßregel zu fassen. Barthe hatte den Bericht entworfen. „Sire", sagte er, „ein großer

Act der Gnade war seit langer Zeit der Wunsch Ihres Herzens, aber ehe er ausgeführt wurde, mußten die besiegten Parteien das Vergessen ihrer Vergehen nur Ihrem Edelmuthe zuschreiben können. Die Ordnung ist befestiget; Ihre Regierung bleibt mit den heilsamen Gesetzen bewaffnet, welche Frankreich gerettet haben und von neuem die verbrecherischen Versuche unterdrücken würden, welche unverbesserliche Menschen wagen könnten. Die Nationalgarde und die Armee haben Ihre Gegenwart mit ihrem Zurufe begrüßt. Die ganze Nation schließt sich den Gefühlen Ihres edeln Herzens an, indem sie eine Verbindung nahen sieht, welche Ihrer Dynastie Dauer geben soll. Ew. Maj. ist der Meinung, daß die Zeit gekommen sei, den Wünschen Ihres Herzens nachzugeben. Sie werden von dem Throne herab das Vergessen unserer bürgerlichen Streitigkeiten und die Wiederannäherung aller Franzosen vorbereiten. Eine solche Handlung kann nur ein glänzendes Zeugniß der Macht der Ordnung und der Gesetze sein. Ihre Regierung wird nachdem sie mehr gekämpft und weniger gestraft hat als eine andere, Alles verziehen haben. Nach den Befehlen Ew. Maj. habe ich die Ehre, Ihnen den nachstehenden Entwurf einer Verordnung vorzulegen (8. Mai 1837)." Nach diesem Entwurfe sollte die Amnestie allen Personen bewilliget werden, welche gegenwärtig in Folge von Verurtheilungen wegen politischer Verbrechen oder Vergehen in den Staatsgefängnissen sich befanden. Die in contumaciam Verurtheilten waren ausgenommen, weil man sie für ungehorsam gegen die Gesetze hielt. Nichtsdestoweniger behielt man die Aufsicht über Diejenigen bei, welche zu infa-

mirenden Strafen verurtheilt waren, so wie gegen Die, welche dergleichen schon erlitten hatten. Nach dem Wortlaute des letzten Artikels wurde endlich „die von dem Pairsgerichtshofe gegen Victor Boireau und Franz Meunier ausgesprochene Strafe in zehnjährige Verbannung umgewandelt.“ Die Amnestie, welche das Ministerium Molé ehrte, wurde von der Nation mit Begeisterung aufgenommen und auf allen Punkten Frankreichs stieg Dank zu dem Throne für den edelmüthigen Fürsten empor, welcher den Feinden seiner Regierung durch Vergessen und Verzeihen antwortete. Gleichwohl reichte so große Milde nicht hin den Arm einiger Menschen zu entwaffnen, welche jedem Dankgefühle unzugänglich waren. Aber es waren dies seltene Ausnahmen. Die Parteien behielten wohl ihre politischen Ueberzeugungen und ihre Hoffnungen bei, setzten aber, von der Seelengröße des Fürsten gerührt, den Kampf mit mehr Redlichkeit fort und entfernten sich nicht von dem Boden der Polemik. Die Liebe, mit welcher das Volk Ludwig Philipp umgab, ging auch auf den ältesten Sohn über und die Nachricht von der bevorstehenden Vermählung des Thronerben verbreitete Freude in allen Herzen.

Thiers hatte, wie man sich erinnert, die Vermählungsunterhandlung begonnen. Nachdem er dem Hause Orleans übereilt die Schmach einer Ablehnung von Seiten Oesterreichs zugezogen hatte, richtete er die Augen auf ein kleines deutsches Herzogthum und als er am 6. Septbr. aus dem Ministerium trat, konnte er zu seinem Nachfolger sagen: „die Vermählung des Herzogs von Orleans ist abzuschließen und es ist die Frage,

dem Prinzen entweder die Herzogin Helene von Mecklenburg-Schwerin oder eine Prinzessin von Coburg zur Gemahlin zu geben; die erstere ist minder schön, die zweite weniger geistreich, übrigens sehr jung, so daß sie gleichsam noch mit der Puppe spielt." Die Prinzessin Helene, die Schwester des Erbprinzen Paul Friedrich, aber nur von Vaters Seite, gehörte einem der Häuser in Deutschland an, welche die besten Verwandtschaften zählen. Sie war von Herzen gut, sanft und anmuthig und besaß überdies eine solide und mannichfaltige Bildung. Sie war dreiundzwanzig Jahre alt und nahm trotz den Besorgnissen, die man ihr einzuflößen suchte, die Hand des Herzogs v. Orleans an, dessen Charakter ihr gefiel. Es war nur noch eine Schwierigkeit zu ebenen: Da die Herzogin Helene lutherischen Glaubens war, mußte man in Rom um Dispens nachsuchen. Gregor XVI. bewilligte ihn unter der ausdrücklichen Bedingung, daß alle Kinder, die Knaben wie die Mädchen, im katholischen Glauben erzogen würden. Die durch Bresson geleitete Unterhandlung führte durch die Vermittelung Preußens und Dänemarks zu einem günstigen Ende und am 18. April zeigte Molé dies der Kammer an, indem er einen Gesetzentwurf vorlegte, nach welchem die Dotation des Kronprinzen erhöht werden sollte. Da die künftige Herzogin von Orleans nicht reich war, so dachte man auch daran, ihr ein Witthum zu sichern. Alles erfolgte in aller Schicklichkeit. Die Kammer bestimmte die Vermehrung der Dotation des Herzogs auf 1 Mill., bewilligte 1 Mill. für die Vermählungskosten und setzte das Witthum der Prinzessin auf 300,000 Francs fest. Die Mitgift für die Königin der Belgier erneuerte

indeß beinahe wieder das Scandal der Dotation des Herzogs von Nemours; seit den vier Jahren, welche die ältere Tochter des Königs verheirathet, war die Regierung vor der Sparsamkeit des Parlements zurückgewichen und mit Mühe erlangte man die Bewilligung. Der Herzog von Broglie erhielt als außerordentlicher Gesandter von dem Könige den Auftrag, bei dem regierenden Großherzoge um die Hand der Prinzessin Helene anzuhalten und der Herzog von Choiseul sollte sie an der Grenze erwarten. Die Herzogin verließ Ludwigslust, ihre Familienresidenz, und am 24. Mai, bei ihrem Erscheinen in ihrem neuen Vaterlande, wurde sie von dem Jubel der Menge begrüßt, die sie schon nach ihren Portraits hatte lieben gelernt. Hatte sie traurige Ahnungen als sie den vulkanischen Boden betrat, welcher unter den Tritten königlicher Opfer eingesunken war? Bedauerte sie den friedlichen Aufenthalt ihrer Jugend verlassen zu haben? Erinnerte sie die Geschichte, um ihre Seele zu erschrecken, an den Märtyrertod der Marie Antoinette und an die Verbannung Marie Louisens? Diese Gedanken stellten sich vielleicht dem Geiste der jugendlichen Braut dar, ohne darin im mindesten Schrecken zu verbreiten. Helene hatte als sie den Hof ihres Bruders verließ gesagt: „ich will in Frankreich Alles lieben, Alles bewundern", weil sie instinctmäßig die Zuneigung jenes Volkes erwiderte, das in seiner Freundschaft wie in seinem Hasse oft so heiß und so wohlberathen ist. Am 29. gelangte die Prinzessin in die Stadt Fontainebleau, wo die Vermählungsfeste stattfinden sollten und betrat den Palast, der Zeuge so großen Ruhmes und so vielen Unglücks gewesen war. Ihr

Wagen fuhr unter dem Lärme von Fanfaren, Trommelwirbeln und Volksjubel durch das Gitter. Der Herzog von Orleans empfing seine Braut unten an der Treppe, dann trat Ludwig Philipp, der auf dem Treppenabsatz geblieben war, mit sichtbarer Rührung vor und als das junge Mädchen sich bückte um ihn die Hand zu küssen, hob er sie auf und schloß sie an sein Herz. Die Prinzessin, die als Tochter in Fontainebleau empfangen wurde, gefiel sehr durch ihr Gemüth und ihren Geist. Die Gewohnheit des Denkens breitete einen geheimnißvollen Zauber über ihr liebliches Gesicht, das von Zeit zu Zeit von dem zugleich melancholischesten und anmuthigsten Lächeln aufgeheitert wurde. Kurz die Würde ihrer Haltung, ihr ausgezeichnetes Benehmen, der Umfang ihres Wissens überraschten und gewannen Jedermann.

Am 30. Mai wurde die Civilehe in der Galerie Heinrichs II. geschlossen. Die Zeugen waren für den Herzog von Orleans: der Präsident und die vier Vicepräsidenten der Deputirtenkammer, die vier Vicepräsidenten der Pairskammer, die Marschälle Soult, Lobau und Gerard und der Fürst von Talleyrand; für die Prinzessin Helene: der Baron von Rantzau, der Herzog von Choiseul und Herr Bresson. Die kirchliche Ceremonie fand nach dem katholischen Ritus in der Kapelle Heinrichs II. und nach dem lutherischen in dem Saale Ludwig Philipps statt. Dann folgten große Cour, Jagden, Schauspiele, Unterhaltungen aller Art wie in der Zeit des Mittelalters. Um eine richtige Vorstellung von dem wunderbaren Glanze zu geben, den man in Frankreich vergessen hatte, müßte man die

Feder des Herrn von Balzac haben. Einem Urenkel Ludwigs XIV. war es vorbehalten, das Geheimniß jener Wunderfeste wiederzufinden, noch mehr aber war die Jünglingsanmuth und die lächelnde Galanterie zu bewundern, mit welcher Ludwig Philipp dabei die Honneurs machte. Hier mehr als je sah man in ihm die reizende Gutmüthigkeit Heinrichs IV. verbunden mit der Maj. Ludwigs XIV. wieder aufleben. Diese Feste machten einen tiefen Eindruck auf alle, welche ihnen beiwohnen konnten. Als der König Yussuf Bei in der Galerie Heinrichs II. begegnete, fragte er: „nun, Commandant, was sagen Sie von Fontainebleau?" — „Bewundernswürdig, Sire", antwortete der Muselmann. „Ich bedauere nur, daß ich nicht einige meiner Gefährten aus Afrika mitgebracht habe. Wenn ich dahin zurückkomme und werde zu erzählen versuchen, wird Niemand mir allein glauben was ich sehe." Selbst der Fürst von Talleyrand, der so blasirt war und so geringschätzig auf Alles herabsah, war von den feenhaften Festen in Fontainebleau geblendet. „Ich habe viele glänzende Feste gesehen", sagte er, „ich habe in allen königlichen Familien Europas gelebt, nie aber mit solcher Pracht, mit solcher Ordnung und solchem Geschmack einen so zahlreichen, so verwickelten Dienst von so langer Dauer leisten sehen."

Darauf beschränkte sich die Reihe der glänzenden Wunder nicht; die Vermählung des Herzogs von Orleans gab auch Gelegenheit zu einer denkwürdigen Feierlichkeit, der Einweihung des Museums zu Versailles. Schon 1832 hatte Ludwig Philipp die Idee gehabt, den Palast wiederherzustellen und ihn

gleichsam zum Tempel der Unsterblichkeit zu machen. Schon hatte er Fontainebleau aus seinen Trümmern wieder emporsteigen lassen; er wollte auch die Oede von Versailles bevölkern, den Erinnerungen an zwei Jahrhunderte wieder Leben geben und ihm seine Könige, berühmten Feldherren, Dichter, Gelehrte, Künstler, anmuthige Favoritinnen zurückführen. Es war ein edeler Gedanke die Vergangenheit wieder aufzubauen und den Künsten den Auftrag zu ertheilen, auf der Leinwand oder in Marmor die großen Gestalten und die großen Begebenheiten unserer Geschichte darzustellen. Ludwig Philipp überließ auch nicht Andern die Sorge sein Werk der Erneuerung zu schaffen und zu beaufsichtigen. Er studirte die anfänglichen Pläne Ludwigs XIV. und Ludwigs XV., prüfte die Anschläge und Ausgaben, zeigte die Ausbesserungen und die Bestimmung jeder Galerie an und bald erhielt wie durch Zauberei die Kapelle ihre sonstige Pracht mit ihrem goldenen Betstuhle wieder, die Säle füllten sich mit Gemälden, Porträts und Statuen; das Schlafgemach Ludwigs XIV. mit dem großen Damastbett, umgeben von goldener Balustrade, die mit flandrischen Spitzen bedeckten Sessel und sein Betstuhl, das Oeil de Boeuf, die lange Galerie mit den venetianischen Spiegeln, die kleinen Gemächer Ludwigs XV., die schneckenförmigen geheimen Treppen, Alles wurde wiederhergestellt. Hier das Jahrhundert Ludwigs XIV. in seiner ganzen Großartigkeit und Majestät, jene Zeit des Krieges und der Liebe, der Wissenschaft und Poesie, in welcher die Monarchie zum höchsten Glanze ihrer Allmacht und Pracht gelangte; dort die Erinnerungen aus der Regierungszeit Lud-

wigs XV., wo die Philosophie den religiösen Glauben erschüttert, den Thron des heil. Ludwig untergräbt und eine neue Zeit vorbereitet, die letzten Strahlen eines hinfälligen Reiches, das sich erst wieder gestalten sollte, nachdem es in dem Blute eines Königs gereinigt worden, nach vierzigjährigen Revolutionsstürmen; an andern Orten die Siege der Republik, die Zeit unglücklicher Versuche, dann die Kaiser-Epoche, darauf die Restauration, die mit der Charte Ludwigs XVIII. beginnt und mit dem Eidbruche Karls X. endiget und zuletzt die Revolution von 1830 mit ihren Wundern. Versailles ist mit einem Worte das wirkliche Pantheon jedes Ruhmes Frankreichs geworden. Um die Einweihung dieses glänzenden Museum zu einem wahrhaften Nationalfeste zu machen und sich an dem Gelingen seines Werkes zu freuen, lud der König eine zahlreiche auserlesene Gesellschaft dazu ein. Es wurden in Menge Einladungsschreiben vertheilt und am 10. Juni öffneten sich die Pforten des Palastes um zehn Uhr früh vor allen angesehenen Personen der Gegenwart, Marschällen, Mitgliedern des Instituts, Ministern, Pairs, Deputirten, Künstlern, Generälen und Dichtern. Nach einem Bankett von unerhörter Pracht gab der König, vor dem große Leuchter tragende Lakaien hergingen, das Signal zu einer großen Promenade in den Galerien und ihm nach drängte sich die Menge der Gäste, von diesem Feenreichthum geblendet und begeistert. Es konnte nichts Phantastischeres geben als das reiche Panorama, das sich den Blicken in Lichtströmen darbot, die von den Spiegeln und Vergoldungen wiederholt wurden. Nach diesem Besuche, der fünf Stunden dauerte,

nahmen Alle in dem Schauspielhause Platz; es wurde „der Menschenfeind" aufgeführt und der Abend endigte in einer Apotheose, welche die alte Façade des Schlosses mit der Reiterstatue des großen Königs vorstellte, auf deren Fußgestell man las: „dem Ruhme Ludwigs XIV." Die Bewunderung Aller war aufrichtig, die Erinnerung an diese Feierlichkeit grub sich tief ein und „das Museum von Versailles bleibt nun ein glänzendes Wunderwerk der Regierung Ludwig Philipps." Wie wohl verstand er König zu sein dieser Fürst, welcher die freie Zeit, die ihm die Sorgen der Krone ließen, so ruhmvoll verwendete und ohne Ablaß an der politischen und materiellen Wiedergeburt seines Landes arbeitete! Wie wohl verstand er König zu sein und wie sehr hatte er Recht als er in Versailles zu dem Fürsten der Dichter, Victor Hugo, sagte, indem er sich entschuldigte die letzten Gedichte desselben nicht gelesen zu haben: „Sie müssen mich beklagen, nicht mir zürnen; bei unserm Handwerk hat man so wenig Zeit zum Lesen."

Am Tage nach der Einweihung des Museums empfing Ludwig Philipp die Behörden von Versailles und musterte die Nationalgarde des Departements wie die Regimenter der Garnison. Nachdem er an der Fronte des Bataillons von St. Cyr hinuntergeritten war, stellte sich der König vor der Mitte auf, nahm eine Fahne und sagte: „ich habe das Versprechen gehalten, das ich Euch gab, der Schule eine Fahne zu verleihen, die sie durch ihr Verhalten, ihren Fleiß, ihre Vaterlandsliebe und ihren guten Geist so wohl verdient hat. Mein Vergnügen sie Euch zu bieten wird noch vermehrt indem ich sie Euch im An-

gesichte dieses großen Bauwerks überreiche, in das ich Euch selbst führte, um Euch die wichtige Sammlung großer Erinnerungen aus unserer Geschichte und jedes Ruhmes Frankreichs zu zeigen. Das muß Euch leiten auf der Laufbahn, die sich vor Euch eröffnet unter diesen edeln Farben, deren Anblick immer einen so tiefen Eindruck auf die Nation macht und die wir vor sieben Jahren mit so vielem Glücke wieder aufgenommen haben. Ihr werdet die Ehre der dreifarbigen Fahne zu erhalten wissen, wie es Euere Vorgänger thaten und wenn Ihr sie jemals zum Kampfe tragen müßtet, würde Frankreich von neuem in Eueren Reihen die Jubelrufe der Zeitgenossen meiner Jugend im J. 1792 erschallen hören. Wie sie würdet Ihr Euch des französischen Namens würdig zeigen und bereit sein, überall, wohin die Stimme des Vaterlandes Euch zur Vertheidigung riefe, Euer Blut für die Ehre, die Freiheit und Sicherheit Frankreichs zu vergießen."

Warum mußte das Schicksal einen Trauerschleier über die Freuden der königlichen Familie breiten? Warum mußte ein schreckliches Unglück in dem jungen Ehepaar traurige Ahnungen für die Zukunft wecken, indem es sie gleich im Anfange ihrer Verbindung an die Unfälle erinnerte, welche die Festlichkeiten bei der Vermählung Ludwigs XVI. und Marie Antoinettes trübten? Der Hof war nach Paris zurückgekehrt, um an den Volksfesten Theil zu nehmen. Am 14. Juni eilte die ganze große Stadt auf das Marsfeld, wo der Angriff auf die Festung Antwerpen dargestellt werden sollte. Das Volk hatte sich auf die Anhöhen, auf die Brücken, auf die Brückenbogen,

auf die Kais und die Bäume begeben, um dieses militairische Fest mitanzusehen; es war überall lustig, geistreich, wurde wie gewöhnlich von dem Pulverdampfe angezogen und erfüllte die Luft mit ungeduldigem Geschrei. Allmälig kam die Nacht heran und der Mond erschien unter durchsichtigen Wolken; dann donnerten die Kanonen, das Kleingewehrfeuer antwortete und die Citadelle, die sich in Nachtdunkel mit röthlicher Helle erleuchtete, ergab sich nach langem Widerstande unter dem unermeßlichen Jubel der Menge, die so begeistert war als komme sie aus einer wirklichen Schlacht und habe den Feind zurückgeschlagen. Alles ging während des Festes mit der vollkommensten Ordnung, aber bald begann die Katastrophe, das wirkliche Drama. Kaum war der letzte Kanonenschuß verhallt, als sich die compacte Menschenmenge lärmend nach den Ausgängen des Marsfeldes drängte. Am Gitter der Militairschule war das Gedränge so groß, daß auf die Bewegung die Unbeweglichkeit folgte und nun ertönte Winseln und wüthiges Geschrei von dieser Stelle her, wo Männer in der Kraft der Jahre, Frauen, Greise, Kinder erstickt und zertreten wurden, bis das Volk im Entsetzen zurückdrängte und sich von diesem schrecklichen Ausgange entfernte. Die Kunde von dieser Katastrophe versetzte Paris in Bestürzung. Es war fünf Uhr früh als der Minister des Innern den Herzog von Orleans davon benachrichtigte. Trauriges Erwachen aus so vielen Freuden! Das Stadthaus hatte einen Ball für den 15. zu Ehren der königlichen Familie vorbereitet und als man das Unglück erfuhr versammelte sich der Stadtrath, um zu beschließen, ob die Festlichkeiten noch

stattfinden sollten. Das Zögern war ein Fehler. Die Freuden des Hofes durften sich nicht in die Trauer der Wittwen und Waisen mischen. Der Herzog von Orleans machte diesen nicht eben passenden Berathungen ein Ende. Als der Stadtrath noch versammelt war, erschien der Prinz und sagte mit bebender Stimme: „Meine Herren, ich wollte selbst kommen, um Ihnen im Namen des Königs, der mich beauftragt hat und in meinem eigenen die Gefühle auszudrücken, die Ihr Schritt in uns hervorgerufen hat. Ich wollte Ihnen Allen, wie ich sie bereits Ihrer Commission mitgetheilt habe, die Gründe eröffnen und den lebhaften Wunsch aussprechen, den Ball ausgesetzt zu sehen, der heute Abend stattfinden sollte. Diese Gründe sind zweierlei Art; die einen müssen von Allen gewürdiget werden und die andern giebt das Herz an. Ich glaube nicht, daß die erstern ernstlich angegriffen werden können, wie man wohl nicht verschiedener Meinung über den moralischen Eindruck eines Festes sein kann, das unter solchen Umständen gegeben wird; die andern, welche ein Gefühl des Herzens, die Folge des mich beherrschenden Eindrucks sind, bitte ich Sie anzuhören und zu erwägen. Es ist gestern ein großes Unglück geschehen, ein Unglück, das man Niemandem zur Last legen kann, das aber doch erfolgte. Dieses traurige Ereigniß geschah bei einem Feste wegen meiner Verheirathung. Nun gestehe ich Ihnen, meine Herren, daß ich einen unwiderstehlichen Widerwillen gegen den Gedanken habe mich zu erfreuen, ja nur öffentlich zu erscheinen, ehe ich die Pflicht, die mir dieses beklagenswerthe Unglück auferlegt, erfüllt und die Opfer begraben habe.. Ich ersuche den

Stadtrath bei dieser traurigen Gelegenheit mir die Initiative zu überlassen, denn ich habe den Familien der Unglücklichen Trost und Hilfe zu bringen. Die Stadt Paris kann mir diese Sorge übertragen, ich werde mich ihrer gewissenhaft entledigen. Bis dahin, bis zur schmerzlichen freilich auch unvollständigen Wiederausgleichung würde ich mich an den glänzenden Festen nicht erfreuen können, welche die Stadt Paris mir und der Herzogin von Orleans geben will. Ich wünsche, daß dieses für sie und mich so angenehme Vergnügen mit keiner Bitterkeit vermischt sei und damit dies möglich sei, muß ich, müssen wir Alle unsere Pflicht gethan haben. Ich weiß, daß es sich um ein Privatunglück handelt, um einen Verlust, der nicht die ganze Gesellschaft betrifft und daß solche Verluste die Zeit mildert, aber eben weil die Opfer den arbeitenden Classen angehören, darf man nicht sagen können, wir hätten bei ihren Leichnamen getanzt und die Achtung nicht gezeigt, welche dem bescheidenen Begräbnisse des Armen wie dem des Reichen gebührt. Niemand erkennt mehr als ich was die Industrie und die Interessen der Stadt Paris angeht und die verlangen, daß das Fest seinen Verlauf nehme; ich weiß, welche Rücksichten und Achtung diese Interessen zu jeder Zeit verdienen, aber Alles gebietet sie heute zu opfern, denn die Interessen dürfen über so gebieterische Gefühle nicht herrschen, wie wir sie in diesem Augenblicke empfinden. Ja, Sie werden, meine Herren, die Gefühle meines Herzens theilen und Ihr Beschluß wird beweisen, daß wir einander verstanden haben."

Nach diesen edeln Worten beschloß man das Fest im Stadt-

hause zu vertagen und die für das Mahl bestimmten Speisen unter die Armen zu vertheilen. Der Stadtrath bewilligte sogar Unterstützungen für die unglücklichen Opfer des Marsfeldes, der Herzog von Orleans aber rief aus: „Sie gehören mir an.“ Wirklich ertheilte auch der Prinz reichliche Almosen, setzte den Wittwen und Waisen Jahrgelder aus und wendete mehr als 500,000 Francs auf, um jedes Unglück, das zu seiner Kenntniß kam, zu erleichtern. Er machte somit gleich im Anfange einen edeln Gebrauch von seiner Apanage.

Der Graf Molé, welcher von der Unmöglichkeit überzeugt war, bei der nächsten Session die Unterstützung der Mehrheit mit denselben Elementen der Kammer zu behalten, dachte unterdeß an eine Auflösung, für welche ihm die Umstände günstig zu sein schienen. Der König, welcher von dieser gesetzgebenden Versammlung die Septembergesetze erlangt hatte, war indeß nicht sehr geneigt, eine Wahlprobe zu versuchen; der Chef des Cabinets, der bei seinem Plane blieb, richtete indeß eine Denkschrift mit wichtigen Gründen an ihn:

„Die Amnestie“, sagte er, „hat neue Liebe für das Haus Orleans gewonnen, die Republikaner und die gemäßigten Legitimisten mit ihm versöhnt; die Vermählung des Kronprinzen, wohlthätige Handlungen und ein gewisser Widerhall von Größe und Luxus können eine conservative Mehrheit hoffen lassen; man schüttelt die alten Gewohnheiten der Gruppen, der Vereine, der kleinen Freundschaften ab und erlangt eine Regierungsmajorität.“ Sobald der Minister sich für ohnmächtig dem Parlemente gegenüber erklärte, wollte ihm der König nicht

hinderlich sein und er ermächtigte also dem Grafen Molé die Kammer aufzulösen, wenn er diese Maßregel zur Erhaltung seiner Verwaltung für nöthig halte und die Auflösung wurde in der Hoffnung ausgesprochen, durch eine vollständig ministerielle Mehrheit dem Einflusse der Doctrinärs oder der Thiers-Partei zu entgehen. Die Wahlen beseitigten indeß die Schwierigkeit nicht, denn das Cabinet mußte zwischen den Candidaten des rechten oder linken Centrums wählen. Da es die Doctrinärs nicht ausschließen konnte, so unterstützte es dieselben nicht und freute sich ihrer Niederlage, während es unter der Hand die Wahlen der dritten Partei, die ihm mehr gefiel, begünstigte. Dadurch erlangte diese einen neuen Zuwachs an Stärke, vor welcher Molé Mißtrauen fühlte und er dachte also daran in der Kammer sich eine von jeder Coterie unabhängige Partei zu schaffen, welche ihm ganz ergeben sei.

Das Ministerium sollte also unter neuen Umständen vor dem neuen Parlemente erscheinen, als es sich entschloß seine Popularität durch das ruhmreiche Bulletin der Eroberung von Constantine zu erhöhen. Es war eine Pflicht, deren Lösung die Nationalehre dringend erforderte, die Erinnerung an das Unglück der ersten Expedition durch einen glänzenden Sieg zu verwischen. Der Graf von Damremont hatte seine Verwaltung durch eine militärische Promenade nach Blidah und durch die schöne Waffenthat von Buduaù eröffnet, bei welcher fünftausend Araber vor neunhundert Franzosen die Flucht ergriffen.

Der General Bugeaud herrschte in der Provinz Oran fast souverain. Er war ein alter tapferer Soldat des Kaiserreichs

mit großem Selbstvertrauen, aber phantastischem, launenhaftem und leidenschaftlichem Charakter. Er knüpfte Unterhandlungen mit Abd-el-Kader wegen des Friedens an, aber der Emir machte solche Forderungen, daß der General die Feindseligkeiten wieder begann und an der Spitze einer Armee von 9000 Mann wieder ins Feld zog. Vierzehn Tage nachher war der berühmte Vertrag von der Tafna geschlossen (29. Mai 1837).

Durch diesen Vertrag erkannte Abd-el-Kader die Souverainetät Frankreichs an, das sich in der Provinz Oran, Mostaganem, Mazagran und deren Gebiete, Oran und Arzew, in der Provinz Algier Algier, Sahal und die Ebene der Metidschah vorbehielt, begrenzt in Osten von dem Wed Kadra und im Süden von der ersten Spitze der ersten Kette des kleinen Atlas bis zur Schiffa mit Einschluß von Blidah und dem Gebiete desselben. Der Emir sollte die Provinz Oran, die Provinz Titteri und den Theil von Algier verwalten, welcher in den oben angegebenen Grenzen begriffen ist; man ermächtigte ihn überdies in Frankreich das Pulver, den Schwefel und die Waffen zu kaufen, die er brauche und trat ihm endlich das Ufer der Tafna, Tlemcen, Maschuar und die Kanonen ab, welche sich früher in dieser letzten Citadelle befunden. Für diese seltsamen Zugeständnisse, welche seine Macht mehr als je zum Nachtheile unserer Herrschaft vergrößerten, verpflichtete sich Abd-el-Kader der französischen Armee 30,000 Fanegas Waizen, 30,000 Fanegas Gerste und 5000 Ochsen zu liefern. In einer besondern Bestimmung war gesagt, daß die Kuluglis, die in Tlemcen oder sonst wo bleiben wollten, ihr Eigenthum frei

behalten und wie die Hadards behandelt werden sollten. Nach diesem Vertrage hatte der General Bugeaud mit dem Emir eine Zusammenkunft, welche von einem Augenzeugen in folgender Weise beschrieben wird:

„Abd-el-Kader ist bleich und gleicht so ziemlich der Schilderung, welche man herkömmlich von Jesus Christus entworfen hat. Sein Mund ist groß, seine Zähne sind nicht eben weiß und nicht schön gestellt; Kopf- und Barthaar ist kastanienbraun, sein Kopf gut geformt und sein Gesichtsausdruck verräth im Ganzen eine vielleicht etwas affectirte Frömmigkeit; seine Kleidung unterscheidet sich in keiner Weise von jener der gewöhnlichen Araber; an diesem Tage wenigstens war sie schmuzig, grob und zu drei Viertheilen zerrissen. Auch die Einfachheit scheint einigermaßen gesucht zu sein.

„Weißt Du", sagte der General Bugeaud zu ihm, „daß wenige Generale den Vertrag, den ich mit Dir geschlossen habe, abzuschließen gewagt haben würden? Ich habe mich nicht gescheut Dich größer zu machen und Deine Macht zu erweitern, weil ich überzeugt bin, daß Du Alles, was wir Dir geben, nur benutzen wirst, um das Geschick der arabischen Nation zu verbessern und sie in Frieden und gutem Vernehmen mit Frankreich zu erhalten."

„Ich danke Dir für Deine freundlichen Gesinnungen gegen mich", antwortete Abd-el-Kader; „wenn es Gott will, werde ich die Araber glücklich machen und wenn der Friede gebrochen wird, soll es nicht meine Schuld sein."

„Ich habe mich in diesem Punkte bei dem König der Franzosen für Dich verbürgt."

„Du wagst dabei nichts; wir haben eine Religion und Sitten, welche uns nöthigen unser Wort zu halten; ich habe es nie gebrochen."

„Ich rechne darauf und deshalb biete ich Dir meine Freundschaft an."

„Ich nehme Deine Freundschaft an, aber die Franzosen mögen auch auf Ihrer Hut sein und nicht auf Intriganten hören."

„Die Franzosen lassen sich durch Niemanden leiten und nur einzelne Vorfälle, die von einzelnen Personen ausgehen, können den Frieden brechen. Diese werden wir gegenseitig verhindern und strafen."

„Das ist gut; Du brauchst mir es nur zu melden und die Schuldigen sollen gestraft werden. Ich empfehle Dir die Kuluglis, die in Tlemcen bleiben."

„Du kannst ruhig sein, sie werden wie die Hadards behandelt werden; aber Du hast mir versprochen die Duers in das Land Hofra zu bringen (eine Gebirgsgegend zwischen dem Meere und dem See Sega)."

„Das Land Hofra würde vielleicht nicht ausreichend sein, aber sie sollen so untergebracht werden, daß sie der Erhaltung des Friedens nicht schaden können."

Nach vierzig Minuten stand Bugeaud auf, während der Emir sitzen blieb; er glaubte darin einen gewissen Stolz zu sehen und ließ ihm durch seinen Dollmetscher sagen: „wenn

ein französischer General in Deiner Gegenwart aufsteht, so mußt Du auch aufstehen." Während man diese Worte übersetzte und noch ehe man damit zu Ende war, faßte er ihn an der Hand, zog ihn barsch und sagte: „so stehe doch auf!"

Der Emir schwang sich in sichtbarer Verlegenheit auf sein Pferd und kehrte zu seinem Gefolge zurück, wo Jubelgeschrei seine Rückkehr begrüßte. Mit einemmale verstummte dieses Geschrei unter einem fürchterlichen Donnerschlage und die arabischen Reiter verschwanden im Gebirge.

Die Nachricht von dem Vertrage an der Tafna und von der Zusammenkunft des Generals Bugeaud mit Abd-el-Kader war ein Gegenstand allgemeinen Tadels in Frankreich und der bittersten Auslegung. Man konnte nicht begreifen, daß man nach so vielen Opfern aller Art und mitten unter großartigen Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge dem Emir so demüthigende Zugeständnisse machte. Gleichwohl hatte es dem General Bugeaud, der in so seltsamer Weise für den arabischen Führer eingenommen war, an Warnungen und Andeutungen nicht gefehlt. „Ein zehnjähriger Krieg", hatte der Graf Damremont zu ihm gesagt, „wäre im Interesse der Zukunft unserer Niederlassungen in Afrika besser als ein Frieden, der Abd-el-Kader nach Medeah brächte. Weit besser ist es, man öffnet seinem Ehrgeize den Weg in das benachbarte Marocco, wo er bereits viele Anhänger haben soll, dort kann sich dieser Ehrgeiz üben ohne Nachtheil für uns." Der Generalgouverneur suchte die verderblichen Wirkungen des Vertrages, sobald er denselben kennen lernte, so viel als möglich zu schwächen.

„Ihre Depesche", schrieb er an den Kriegsminister*), „Ihre telegraphische Depesche vom 2. Juni, welche ich in diesem

---

*) Der General Damremont schrieb zu gleicher Zeit an den General Bugeaud:

„Algier, den 10. Juni 1837.

„Herr General, ich habe gestern durch Ihren Boten das Schreiben empfangen, das Sie an mich richteten, so wie die Uebereinkunft, welche Sie mit Abd-el-Kader geschlossen haben. In Bezug auf den Vertrag selbst erlauben Sie mir zu bemerken, daß die Gebietszugeständnisse, welche Abd-el-Kader erhält, so groß sind, wie er sie durch den glücklichsten Krieg nicht erlangen konnte. Meiner Meinung nach dürfen wir uns die Mittel nicht entziehen uns eines Tages auszubreiten, noch Abd-el-Kader als Souverain von Ländern betrachten, über die er bis zu diesem Tage keine Gewalt gehabt hat, wie z. B. das Gebiet westlich von der Metidschah. Nach den Ausdrücken der Uebereinkunft scheint vielmehr Abd-el-Kader unser Gebiet zu begrenzen und zu bestimmen, statt daß wir das Seinige bestimmten, wie er uns ein Zugeständniß zu machen scheint, indem er uns erlaubt an der Küste zu bleiben. Mit einem Worte, wenn Abd-el-Kader ein so unabhängiger Souverain wäre wie der König der Franzosen, so würde meiner Ansicht nach ein Vertrag mit ihm nichts Ehrenvolleres als die Uebereinkunft vom 29. enthalten und die Gleichheit zwischen den beiden contrahirenden Theilen besser begründen können. Ich habe die Ueberzeugung, daß dieser Vertrag nur ein Waffenstillstand sein wird, welcher Abd-el-Kader die Mittel gewährt, seine Reichthümer und seine Macht zu vergrößern und sich mit unternehmenden Europäern zu umgeben, die im Stande sind Alles für ihn einzurichten und wenn dann die Zeit kommt, in welcher an die Stelle des Waffenstillstandes nothwendig der Krieg treten muß, wird dieser Krieg schrecklicher, für Frankreich lästiger sein und geringere Aussichten auf Erfolg gewähren als wir jetzt haben. „Damremont."

Augenblicke empfange, da ich vom Pferde steige, läßt mich fürchten, daß die Regierung nicht alle Bedingungen annehme, welche zwischen Abd-el-Kader und dem General Bugeaud verabredet worden sind. Ich würde einige Bemerkungen zu machen gehabt haben und werde die Ehre haben sie Ihnen zuzusenden. Vielleicht werden sie nicht günstig aufgenommen, aber die Pflichten meiner Stellung nöthigen mich, Ihnen meine ganze Meinung über einen Vertrag zu sagen, der mir die Zukunft der Verwaltung zu gefährden scheint, welche mir übertragen ist und den ich so wenig ehrenvoll finde, daß ich mich sehr glücklich schätze, meine Unterschrift nicht daruntergesetzt zu haben." Die Erfahrung des Generals Damremont gab seiner Ansicht ein großes Gewicht und Alle, welche genauer in den Vertrag von der Tafna eingingen, theilten die Besorgnisse und Erwartungen, welche die Zukunft denn auch rechtfertigte. Wie heftig aber würden die Angriffe erst gewesen sein, wenn man die Angaben des Generals Broffard über diese Angelegenheiten gekannt hätte, daß nämlich der General Bugeaud von dem Emir Geschenke, Budschus, angenommen hatte, um sie auf die Straßen seines Departements anzuwenden und um durch Wohlthaten seine Wahl in der Deputirtenkammer zu sichern! Das erste Resultat des Vertrages von der Tafna waren Besorgnisse der Regierung über die Expedition nach Constantine und der General Damremont versuchte mit Achmed zu unterhandeln. Man verlangte von ihm die Erstattung der Kriegskosten, so wie daß er sich für den Vasallen Frankreichs erkläre und Tribut zahle. Achmed Bei weigerte sich und die Expedition wurde

beschlossen. Sie wurde mit Ordnung und Schnelligkeit vorbereitet und zu Ende des Septembers war die Armee 13,000 M. stark mit Lebensmitteln und Munition in Ueberfluß und einem bedeutenden Material im Lager von Medschez-Amar versammelt. Der Generalmajor Perregaux stand an der Spitze des Generalstabes; der Generallieutenant Fleury leitete das Geniewesen; der General Valée befehligte die Artillerie; der Herzog von Nemours, der General Trezel und der General Rulhières führten jeder eine Brigade. Die muthige Schaar brach am 1. October in prächtigem Wetter auf. Bald aber verdunkelte sich der Himmel, es begann zu regnen und das Gepäck versank im Schmuz. Am 5. October erblickte man die Ebene von Constantine; am 6. war man im Angesichte der Stadt. Kaum hatte die erste Colonne das Plateau von Mansurah erreicht, als sie unerwartet von dreihundert türkischen Tirailleurs angegriffen wurde; die Zuaven antworteten aber so lebhaft auf die Flintenschüsse, mit denen man sie empfing, daß der Feind sich in die Stadt zurückzog. Da ordnete der General Damremont die Vorbereitungen zur Belagerung an und theilte sein Heer in drei kleine Corps; der General Trezel erhielt den Auftrag die Höhen von Mansurah zu besetzen; die dritte und vierte Brigade unter dem General Rulhières nahmen ihre Stellung in Kudiat-Aty und die Arbeiten wurden mit einer Thätigkeit betrieben, welche das Feuer von der Stadt aus nicht hindern konnte. Indeß schienen sich die Elemente wie 1836 gegen die Franzosen verschworen zu haben. Die Witterung war entsetzlich; der Regen fiel ohne Unterbrechung in Strömen herab; Stürme und

Gewitter toseten in den Gebirgsschlünden und rissen die Stege über den Rummel weg; die durchweichte Erde sank unter den Geschützen ein. Nichts hielt indeß die Belagerungsarbeiten auf. Am 9. Octbr. eröffneten die Breschebatterien das Feuer und zwanzig Geschütze von grobem Kaliber zerlöcherten die dicke Mauer; in der Nacht vom 11. wurde die Oeffnung bedeutend größer und am 12. begrüßte die Armee die Nähe der Erstürmung mit einem unermeßlichen Freudenrufe. Vorher forderte der General Damremont die Belagerten auf sich zu ergeben; sein Parlementär kam aber am andern Tage mit der heldenmüthigen Antwort zurück: „wenn die Franzosen kein Pulver und Brod haben, so werden wir ihnen davon geben. Unsere Häuser und unsere Stadt werden wir bis aufs Aeußerste vertheidigen. Constantine erhält man nicht bis sein letzter Vertheidiger gefallen ist.“ Ohne weitern Verzug begab sich der General Damremont, der entschlossen war zu siegen oder zu sterben, mit einer kleinen Anzahl von Officieren nach Kadiat-Aty, um den Angriff zu leiten. Er stellte sich auf eine Anhöhe und beobachtete die Bresche. „Sehen Sie sich vor“, sagte der General Rulhières, der ihm entgegeneilte; „wir sind hier im Zielpunkt der Feinde.“ — „Gleichviel“, antwortete Damremont kalt und kaum hatte er die Worte gesprochen als ihn eine Kugel gerade auf die Brust traf. Der General Perregaux, der sich zu ihm bückte, erhielt eine Kugel an den Kopf. Die Soldaten beweinten ihren so ruhmvoll den Tod Turennes gestorbenen Führer. Der Generallieutenant Valée, der älteste von allen, übernahm das Commando und setzte die so ungeduldig erwar-

tete Erstürmung auf den andern Tag fest. Am 13. um sieben Uhr wurde das Signal gegeben; die in dichten Colonnen aufgestellten Regimenter mit dem Herzoge von Nemours an der Spitze, rückten unter dem lebhaftesten Gewehrfeuer in die Schluchten, erstiegen die Bresche und kämpften in Constantine Mann gegen Mann mit dem Feinde. Die Metzelei wurde fürchterlich und der Widerstand ein verzweifelter. Die französischen Soldaten verfolgten ungestüm wie der entfesselte Orkan die Türken und Kabylen durch die krummen Straßen, überall kämpfend, überall siegend, drängten die Bewohner an das andere Ende der Stadt und pflanzten überall die dreifarbige Fahne auf. Bald sah man in der Stadt nichts als Leichen und Trümmer und um die Schrecken vollständig zu machen, denke man sich eine angstvolle Schaar von Weibern, Kindern und Greisen, die hinter der Casbah über einem tiefen Abgrunde zusammengedrängt war und wie die Fluten eines Wasserfalles von Felsen zu Felsen stürzte. Ein schreckenvoll erhabenes und herzzerreißendes Schauspiel! Constantine war in den Händen der Franzosen, aber durch welche Opfer erkauft!

Man erzählt, Achmed habe während der Einnahme von Constantine von dem Gipfel eines benachbarten Berges den Fall seiner Macht mitangesehen. Er konnte seinen Schmerz nicht beherrschen und Thränen flossen, wie man sagt, aus seinen Augen. Doch entsagte er dem Leben nicht; sein Pferd trug ihn davon (L. Blanc).

Nach dem Siege mußte man an die Verwundeten denken, auf die Unterwerfung der Stämme warten, die Ordnung wie-

derherstellen und Maßregeln wegen der Besatzung ergreifen; dann schlug die Armee den Weg nach Bona ein.

Natürlich empfing man in Frankreich die Nachricht von der Eroberung Constantines mit Jubel. Der Generallieutenant Valée, welcher das Unternehmen seines Vorgängers so wohl zu Ende geführt hatte, wurde zum Marschall von Frankreich erhoben und zum Gouverneur von Algier ernannt. Der Leichnam des Grafen Damremont wurde nach Paris zurückgebracht und im Invalidenhause, der Grabstätte der großen Feldherren, beigesetzt.

Vierzehntes Kapitel.

Eröffnung der Session von 1838. — Thronrede. — Haltung der verschiedenen Parteien. — Politik der Doctrinärs. — Jaubert, Duvergier de Hauranne, Guizot. — Niederlage der Coalition. — Bewilligung der geheimen Fonds, der Budgets und Supplementarcredite. — Proceß Hubert. — Der Fürst von Talleyrand; sein Tod; Urtheil über ihn. — Besuch des Königs in Champlatreux. — Geburt des Grafen von Paris. — Der König in der Notre-Dame. — Krönung der Königin von England. — Der Marschall Soult in London. — Prozeßannalen. — Angelegenheiten Laitys, des Generals Brossard, des Herrn Gisquet und des Messager. — Moralischer Zustand der Gesellschaft. — Agiotage. — Eisenbahnfrage. — Die Renteconversion von der Deputirtenkammer angenommen, von der Pairskammer verworfen. — Gesetz über die Departementsorganisation, — über den Generalstab, — über die Friedensgerichte, — über die Irren. — Räumung Anconas. — Die Coalition lebt wieder auf. — Feindseligkeiten gegen das Ministerium. — Eröffnung der Session von 1839. — Die Adresse in der Deputirtenkammer. — Einnahme von St. Jean d'Ulloa. — Der Admiral Baudin. — Der Prinz von Joinville. — Vertrag der 24 Artikel Belgien aufgenöthiget; Uebergabe von Limburg und Luxemburg. — Das Ministerium verlangt zum erstenmale seine Entlassung. — Auflösung der Kammer. — Schmerzen der königl. Familie. — Die Prinzessin Marie; ihr Charakter; ihre Neigung für die Künste; ihre Vermählung mit dem Herzoge von Würtemberg; ihr Tod. — Theilnahme der Nation. — Die Deputirten in den Tuilerien. — Worte Dupins. — Mauguin. — Der Herzog von Würtemberg kommt nach Paris zurück. — Die sterblichen Ueberreste der Herzogin von Würtemberg werden nach Frankreich gebracht und in der Gruft der Familie Orleans beigesetzt.

Die neuen Wahlen hatten den Geist der Kammer ein wenig geändert, obgleich die große Mehrheit wieder erschien und es war ein dem Grafen Molé ergebener ministerieller Kern trotz

den Anstrengungen der Radicalen entstanden, die in Paris einen Centralausschuß zur Leitung der Wahlbewegung gebildet hatten. Durch eine Ernennung von zweiundfünfzig Pairs sicherte sich der Conseilpräsident die erste Kammer, in welcher sein Einfluß schon vorher groß gewesen war. Die Session begann am 18. Decbr. und die Thronrede erwähnte kurz die von uns erzählten Begebenheiten. „Frankreich ist frei", sagte der König; „sein Gedeihen nimmt schnell zu, seine Institutionen befestigen sich und es vertraut mehr und mehr auf ihre Beständigkeit. Die wiederhergestellte Herrschaft der Gesetze hat mir gestattet dem Drange meines Herzens zu folgen; eine große Handlung, deren Andenken mir immer theuer sein wird, die Amnestie, hat von der Kraft meiner Regierung gezeugt. Diese Handlung brachte Ruhe in die Gemüther, schwächte den Einfluß der schlechten Leidenschaften und vereinzelt die Pläne der Ordnungsstörer von Tage zu Tage mehr. Ich wollte, daß die Wahlcollegien sich versammelten. Mein Vertrauen zu dem Lande hat sich nicht getäuscht; ich werde in Ihnen die treue Mitwirkung finden, welche mir die Kammern sieben Jahre lang gewährt haben, um Frankreich die Wohlthaten der Ordnung und des Friedens zu sichern. Ich kann mir nur Glück wünschen zu meinen Verhältnissen mit allen fremden Mächten und nie ist mir der allgemeine Friede gesicherter erschienen; gleichwohl betrübt der Bürgerkrieg die Halbinsel noch. Die Königin-Regentin hält mit Muth und Ausdauer die Rechte ihrer erhabenen Tochter, der Königin Isabella II., aufrecht; ich fahre fort die Bestimmungen des Vertrags der Quadrupelallianz getreulich

zu erfüllen und hoffe auf das Gelingen einer Sache, für die wir Alle sind.

„Die Vermählung meines ältesten Sohnes hat meinen Wünschen die Krone aufgesetzt; an die Erinnerung an dieses Ereigniß, die Quelle so großen Glückes für meine Familie, wird sich immer die der Zeichen von Liebe knüpfen, mit welchen Frankreich, die Kammern, die Bewohner dieser Hauptstadt die junge Prinzessin umgaben, die unter meine Kinder getreten ist. Meine zweite Tochter, die Prinzessin Marie, hat seitdem eine Verbindung geschlossen, welche unsere freundschaftlichen Verbindungen mit den Nachbarstaaten noch erhöhen wird.

„In Afrika ist unsere Erwartung erfüllt worden; die französ. Fahne weht auf den Mauern Constantines; wenn der Sieg bisweilen auch mehr für die Macht Frankreichs gethan hat, so erhob er doch die Ehre und den Ruhm unserer Waffen nie höher. Mein Sohn, der Herzog von Nemours, hat in der Gefahr den Theil übernommen, der ihm zukam; sein junger Bruder wollte sich ihm anschließen und an der Gemeinschaft der Arbeiten und Gefahren theilnehmen, welche seit langer Zeit meine Söhne mit der Armee verschmilzt; ihr Blut gehört Frankreich wie das aller seiner Kinder. Indem ich dem Himmel meinen Dank für den Schutz darbringe, den er unsern Waffen gewährt hat, muß ich mit Ihnen den Verlust so vieler Tapfern beklagen, die auf dem Felde der Ehre fielen; das Vaterland umgiebt ihre Särge mit seinem Bedauern und seinem Danke. Es hat im voraus Alles gutgeheißen was ich befohlen habe, um dem allgemeinen Schmerze zu gnügen und die Schuld Frankreichs

gegen seine heldenmüthigen Vertheidiger zu tilgen. Es wird Ihnen ein Gesetzentwurf vorgelegt werden, um der Wittwe und den Kindern des tapfern Generals Damremont ein Zeichen der Nationaldankbarkeit zu geben. Zur ersten Würde in der Armee habe ich den alten Krieger erhoben, welcher ihn ersetzte und der, wie er sagte, auf seiner langen Laufbahn nichts gesehen, dem unsere jungen Soldaten nicht gleichgekommen wären. Ich wollte den Frieden im Osten Algiers wie im Westen, aber die Hartnäckigkeit des Bei, welcher in Constantine befehligte, nöthigte uns, den Eingeborenen in unsern afrikanischen Besitzungen noch einmal zu beweisen, daß sie es aufgeben müßten uns zu widerstehen. Im Westen ist ein Vertrag abgeschlossen worden, dessen Bedingungen getreulich erfüllt werden und bereits glückliche Folgen gehabt haben. Es wird Ihnen ein vollständiger Ueberblick unserer Lage in Afrika vorgelegt werden und ich werde Sie um die Mittel ersuchen müssen, den Bedürfnissen unserer Niederlassungen zu gnügen. Ueberall gaben unsere Geschwader unserm Handelsverkehr den Schutz, welchen derselbe von ihnen mit Recht erwartet.

„Niemals habe ich mich unter günstigern Umständen von den Kammern umgeben gesehen; wir wollen uns darum bemühen durch unsere Eintracht und Weisheit das zu erhalten, was wir durch unsern Muth und Patriotismus erlangten. Wir wollen die peinlichen Erinnerungen an alle unsere Streitigkeiten zu verwischen suchen, damit keine Spur von den Aufregungen bleibe, von denen wir so viel gelitten haben, als das tiefer empfundene Bedürfniß, ihre Wiederkehr zu verhin-

dern. Wir wollen auf den regelmäßigen friedlichen Wegen bleiben, denen wir die Zunahme des Wohlstandes und Gedeihens verdanken, deren sich Frankreich jetzt erfreut; das ist der liebste Wunsch meines Herzens. Mein Leben ist der Erhaltung aller Bürgschaften unserer Ruhe und unserer Freiheiten gewidmet und ich nehme Ihre Mitwirkung in Anspruch, diese große Aufgabe zu lösen."

Die vorläufigen Arbeiten der Kammer waren ohne Bedeutung. Dupin erhielt nochmals die Präsidentschaft und die Debatten über die Adresse zeigten nichts als Wiederholungen. Im Anfange der Session kam nichts Bemerkenswerthes vor als die neue Taktik der Doctrinärs, welche zu schwach waren die Gewalt wieder an sich zu reißen und dieselbe zu schützen unternahmen, um die Herrschaft über das rechte Centrum unter Jacqueminot und Fulchiron zu behalten und Molé von der Tiers-Partei zu trennen. Der Conseilpräsident aber, dem diese hochmüthige Gönnerschaft lästig war, suchte sich von derselben zu befreien, indem er eine Verschmelzung gewisser Nuancen der Partei Dufaure und Passy vorbereitete. Die Doctrinärs fühlten Zorn darüber, der sich bei Gelegenheit der geheimen Fonds aussprach. Jaubert und Duvergier de Hauranne brachen das Eis. Jaubert erinnerte daran, daß seit dem Beginne der Session die doctrinäre Partei dem Cabinet eine redliche und uneigennützige Mitwirkung gewährt habe, ohne dafür mehr Concessionen zu erhalten. Der Angriff wurde lebhaft; Molé antwortete auf die Beschuldigungen und entwickelte das System Montalivets, der wegen der Gicht in der Kammer nicht erscheinen

konnte. Es trat eine vollständige Trennung von den Doctri=närs ein, deren Führer, Guizot, die Lage auseinandersetzen mußte. Thiers behielt sich vor, den entscheidenden Schlag zu führen. Guizot ging indeß in seiner Rede schonender zu Werke als man erwartet hatte und die Mattigkeit seiner Angriffe, die seine Freunde bestürzt machte, war der Regierung von Nutzen.

„Ich habe einmal zu der offenen Opposition gehört", sagte er, „im März 1831; ich opponirte gegen die Verwaltung Laffittes. Wenn ich glaubte, daß wir uns in ähnlichen Um=ständen befänden und von denselben Gefahren bedroht wären, würde ich heute thun was ich 1831 gethan habe; es würde mir gleichgiltig sein, ob das Ministerium Laffitte oder Molé heiße; ich würde mich bemühen es zu stürzen und es auf dieser Redner=bühne durch alle öffentlichen und redlichen Mittel bekämpfen; aber es ist meiner Ansicht nach nicht nöthig das Ministerium durch ein förmliches Votum zu stürzen. Soll das heißen, es sei nichts zu thun? Soll das heißen, ich hätte keine abwei=chende Meinung auszusprechen, ich könnte das Uebel nicht bezeichnen, das Heilmittel nicht angeben? Gewiß nicht. Ich werde die geheimen Gelder nicht verweigern und für das Gesetz stimmen, aber ich behalte mir mein freies Urtheil.

„Meine Herren, die Frage ist sehr wichtig; meiner Ansicht nach ist unsere Lage nicht gut; die Regierung wird schwächer statt zu erstarken, sie sinkt statt sich zu erheben; die Gesellschaft tastet umher; die gute Sache verliert an Terrain; wie ist das möglich nach dem Triumphe der Ordnung, in einem Augen=blicke, da unsere Lage so günstig zu sein scheint? Man muß

diesem angenehmen Scheine auf den Grund gehen, um die Wahrheit zu finden. Ich will nicht auf die Vergangenheit zurückkommen, aber sagen kann ich, daß wir bis 1836 viele Schwierigkeiten zu überwinden gehabt haben. Die Regierung hat gesiegt. Unter die entscheidendsten Ursachen dieses Sieges rechne ich die Bildung der Regierungsmajorität, die 1831 entstand. Die Bildung einer solchen Majorität war damals nicht eben wahrscheinlich; 1831 waren wir lange an die Opposition gewöhnt; die Revolution entstand und die natürliche Partei der Ordnung war geschwächt. Wir haben uns plötzlich zur Vertheidigung der Ordnung organisirt; es bildete sich mit einemmale und von selbst eine starke Regierungsmajorität; da beginnt der Einfluß der Kammer; drei Monate einer Regierungsmajorität sind mehr für die Stärke der Parlemente als mehrere Jahre glänzender Opposition. Die Majorität erhielt sich so lange die Gefahr existirte; nach der Gefahr achtete Jedermann auf sich. Wissen Sie was die Folge davon war? Zweierlei sehr Wichtiges: zuerst die Schwächung der Regierung, denn die Regierung muß durch eine Majorität gehalten und unterstützt werden, dann die Schwächung der Kammer selbst. Wenn es in der Kammer keine starke und organisirte Majorität giebt, ist sie allen Anmaßungen zugänglich, selbst den unbegründetsten; man weiß nicht, wer gehorchen, wer befehlen soll. Diese Uebelstände sind wichtig und sie bringen noch andere wichtigere hervor, welche ernstliche Gefahren werden könnten. Wissen Sie, wem man diesen Zustand der Auflösung zuzuschreiben hat? dem Geiste der Opposition. Ich

will keinen Streit hervorrufen, aber der Oppositionsgeist herrscht in einem Theile dieser Kammer. Was ist der Oppositionsgeist? Die fortwährende Kritik der Regierung, ein unabläßiger Kampf gegen die Regierung, eine beständige Ausdehnung und Erweiterung der Volksfreiheiten. Der Oppositionsgeist klärt auf, ich gestehe das zu, aber der Oppositionsgeist ist nicht der Regierungsgeist; der Oppositionsgeist macht Fortschritte in dieser Kammer und neben ihm steht immer der Geist der Zögerung; diese beiden sind die beiden großen Uebel unserer gegenwärtigen Lage."

Nach Guizot wagte es Thiers nicht das Wort zu nehmen; die Coalition war besiegt und trotz den Betheuerungen Odilon Barrots und Gisquets, welcher seit seiner Absetzung feindlich gegen das Cabinet gesinnt war, wurden die geheimen Gelder, wie das Budget und die Supplementarcredite, bewilliget.

Die Opposition der doctrinären Partei galt übrigens vorzugsweise einem Theile des Parlements, welcher die Amnestie für den Anfang einer neuen Zeit und folglich für das Signal einer Abänderung der Septembergesetze hielt und die Doctrinärs hatten Recht, als sie auf der Nothwendigkeit bestanden, das ehemalige System der Unterdrückung beizubehalten, denn die Handlung der Milde des Königs, welche von den meisten Verurtheilten mit Dank aufgenommen worden war, hatte nicht allen Haß ausgelöscht, nicht alle verbrecherischen Pläne zerstört, nicht alle Arme entwaffnet. Der Proceß Huberts vor den Assisen der Seine enthüllte die Elemente der Unordnung und schlechten Leidenschaften, welche noch in der Gesellschaft lagen

und was man von gewissen verdreheten Geistern zu erwarten habe, welche ihre schlechten Handlungen mit der Aufrichtigkeit ihrer politischen Ueberzeugungen entschuldigten.

Ein Mann, der in Boulogne sur Meer landete, ließ eine Brieftasche fallen, welche ein Zollbeamter aufhob. Diese Brieftasche enthielt die Andeutungen eines Complottes. Zwei Stunden später wurde der Unbekannte, der Louis Hubert hieß, sich aber Stiegler nannte, in einer Miethwohnung verhaftet und ins Gefängniß in Boulogne gebracht. In dem Futter seines Hutes fand man den colorirten Plan einer Maschine, welche nach der Untersuchung das Instrument eines beabsichtigten Attentates gegen den König sein sollte. Die thätigsten Nachforschungen veranlaßten zahlreiche Verhaftungen und im Monat Mai 1838 hatte das Assisengericht der Seine über Mlle. Laura Grouvelle, Louis Hubert, Jacob Steuble, Jules Arnoud, Martin Lepeaux, Vincent Giraud, de Vauquelin, Leon Didier, Vallantin und Annat sein Urtheil zu fällen. Lepeaux, de Vouquelin und Vallantin wurden freigesprochen, Mlle. Grouvelle, Steuble und Annat zu fünfjährigem Gefängniß, Vincent Giraud zu dreijährigem und Hubert zur Deportation verurtheilt.

Um dieselbe Zeit brachte eine unerwartete Nachricht eine außerordentliche Sensation in der politischen Welt hervor; der Fürst von Talleyrand lag im Sterben. Im März hatte der alte Diplomat in der Academie der moralischen und politischen Wissenschaften die Lobrede auf Reinhard gehalten und dies war gewissermaßen sein Abschied vom Leben, das letzte Aufleuchten seines Geistes und seines Stolzes, der letzte Ausdruck

seines politischen Gedankens, denn zwei Monate darauf war seine letzte Stunde gekommen. Da Talleyrand für die Personification der Selbstsucht, für den Geist des Bösen galt, so war er auf seiner langen Laufbahn vielen Angriffen und vielen Anklagen ausgesetzt gewesen; wenn er aber auch bisweilen eine verderbliche Rolle in den Geschicken Frankreichs gespielt, so hat er ihm doch Dienste geleistet, welche ihm die Geschichte anrechnen wird. Seine guten wie seine schlimmen Eigenschaften sind übertrieben worden. Er war ein spottsüchtiger ungläubiger Geist und besaß zu viel Ehrgeiz und Eitelkeit, als daß er Dankbarkeit hätte fühlen können; gleichwohl besaß er im Privatleben viel Gutherzigkeit, die ihm alle Herzen gewann. Zu den Staatsangelegenheiten brachte er tiefe Sachkenntniß und eine grausame Unempfindlichkeit für die Menschen mit. War dies das Resultat aufrichtiger Ueberzeugungen? Man darf daran zweifeln, denn indem er allen Regierungen diente, gab er Beweise von einer merkwürdigen Schmiegsamkeit der Grundsätze und einer bewundernswürdigen Geschicklichkeit sich immer in Gunst zu erhalten. Seine Hauptbeschäftigung war die Ereignisse zu beobachten und abzuwarten, um sie zu seinem Vortheile zu benutzen. Der größte Flecken in seinem Leben war, daß er Napoleon, seinen Wohlthäter, verrieth und der heiligen Allianz behilflich war den ältern Zweig der Bourbons, dessen retrograde Tendenzen er kannte, wieder auf den Thron zu bringen. Er bereuete es indessen und bemühete sich das Uebel so weit es in seinen Kräften lag wieder gut zu machen, indem er den reactionären Geist der Restauration mäßigte und seine

Ungnade zeugte von seinen guten Absichten in dieser Art. Er gab dem Werke vom 9. August offen seine Unterstützung und trug dazu bei, Frankreich vor der Anarchie zu bewahren, das neue Königthum anerkennen zu lassen und eine für die Erhaltung des Friedens nöthige Allianz zu befestigen. Ist schon die Zeit gekommen ein definitives Urtheil über Talleyrand zu fällen? Wir glauben es nicht, weil er zu jenen Männern gehörte, deren Handlungen sich nur durch Ursachen erklären lassen, die noch unbekannt oder doch wenigstens in Zeiten der Leidenschaften und des Hasses schwer zu würdigen sind. Nur die Zukunft, welche die Werke des Geistes weiht oder zerstört, schafft ihren Ruhm oder ihre Schande. Talleyrand war sicherlich kein Genie, nichtsdestoweniger wird er das Musterbild eines wahren Diplomaten bleiben. „Die Sprache ist dem Menschen gegeben, um seine Gedanken zu verhüllen", sagte er und kein geistreicher Sophismus war anwendbarer auf ihn selbst. Freilich ist, beklagenswerther Weise, die Verstellung die erste Eigenschaft eines Staatsmannes. Herr von Talleyrand war geistreich, Meister in der Conversation, voll Würde, ein Edelmann in jeder Bedeutung des Wortes. Es war ihm gegeben in thätiger und glänzender Weise den merkwürdigsten Wandlungen unserer Geschichte beizuwohnen und die strenge Nachwelt, die gerechter gegen ihn sein wird als seine Zeitgenossen, wird ihn gleichviel Tadel und Lob zusprechen.

In der letzten Zeit seines Lebens war der Fürst von Talleyrand von tiefer Muthlosigkeit befallen, nicht daß er den Tod fürchtete, denn er besaß zu viel Charakterstärke, einen zu kalten

Geist, um sich nicht in philosophischer Weise an den Gedanken des Nichts gewöhnt zu haben, in das Alles versinkt außer der Seele, — die Zukunft beunruhigte am Rande des Grabes diesen Staatsmann, dessen Leben im Unglauben und in der Geringschätzung vergangen war. Er fürchtete als er auf sein Leben zurückblickte die Gerechtigkeit der Geschichte, so wahr ist es, daß der Mensch in dem Augenblicke, da er vor Gott erscheinen soll, instinctmäßig in den Staub der Demuth sich beugt. Er beugte in voraus gleichsam unter unbedingter Verurtheilung sein Haupt. Das Glück dieses Mannes hatte immer nur an der Oberfläche geglänzt ohne in seine Seele einzudringen; der Unglaube hatte in ihm über den religiösen Glauben geherrscht und nur seine späte Wiederaussöhnung mit der Kirche konnte die Bitterkeit seiner letzten Augenblicke mildern. Talleyrand suchte wirklich in der Religion eine Zuflucht vor seiner Angst und ließ sich bestimmen öffentlich die Irrthümer seines Lebens zu widerrufen. Diese Abschwörung, welche an den Papst gesandt werden sollte, verrieth eine bewundernswürdige Ergebung. „Mehr und mehr durch wichtige Bedenken bewogen", sagte er, „veranlaßt mit kaltem Blute über die Folgen einer Revolution nachzudenken, die Alles mit sich fortgerissen hat und seit fünfzig Jahren dauert, bin ich am Ziel eines hohen Alters und nach einer langen Erfahrung dahin gelangt, die Ausschweifungen des Jahrhunderts zu tadeln, dem ich angehört habe und aufrichtig die ernsten Irrthümer zu verdammen, welche in dieser langen Reihe von Jahren die katholische apostolisch-römische Kirche betrübt und beunruhiget haben und an

denen ich leider Antheil nahm. Wenn es dem achtbaren Freunde meiner Familie, dem Herrn Erzbischofe von Paris, der mich der wohlwollenden Gesinnungen des heiligen Vaters gegen mich versicherte, gefallen wollte, dem heiligen Vater, wie ich es wünsche, meinen ehrerbietigen Dank und meine gänzliche Unterwerfung unter die Lehre und Disciplin der Kirche, unter die Beschlüsse und Urtheile des heiligen Stuhles in den Kirchenangelegenheiten Frankreichs mitzutheilen, so hoffe ich, daß Se. Heiligkeit sie gütig aufnehmen werde. Nachdem ich von dem ehrwürdigen Pius VII. von der Ausübung der kirchlichen Functionen entbunden war, suchte ich auf meiner langen politischen Laufbahn jede Gelegenheit auf, der Religion und vielen ehrenwerthen und ausgezeichneten Gliedern der katholischen Geistlichkeit alle die Dienste zu leisten, die in meiner Macht standen. Ich habe nie aufgehört mich für einen Sohn der Kirche zu halten; ich beklage von neuem die Handlungen meines Lebens, die sie betrübten und mein letzter Wunsch wird ihr und ihrem Haupte gelten." Diese Erklärung wurde am 10. März 1838 geschrieben und am 17. Mai unterzeichnete sie der Fürst auf seinem Sterbebette. Er hatte sich am 16. einer schmerzlichen Operation unterworfen und am andern Tage fühlte er mit Ruhe und Heiterkeit seine letzte Stunde kommen. Der König besuchte ihn und der Sterbende, den ein Strahl des Stolzes wieder belebte, hatte noch die Kraft zu sagen: „das ist die größte Ehre, die jemals mein Haus erhalten hat."

Wenn man einem Gerüchte trauen darf, welches Louis Blanc erwähnt, hätten Geistliche erzählt, Ludwig Philipp hätte

den Fürsten gefragt, ob er leide und als jener geantwortet: „ja, wie in der Hölle", hinzugesetzt: „schon?" — ein Wort, das wie derselbe Geschichtsschreiber erzählt, der Sterbende hörte, der sich auf der Stelle dafür rächte, indem er einer Person in seiner Umgebung geheime und gefährliche Mittheilungen übermachte.

Es drängten sich an das Sterbebett dieses Mannes, der eine so glänzende Rolle in der Welt gespielt hatte, eine Menge Personen, die durch die verschiedensten Gesinnungen hingeführt wurden. Die Krankheit verschlimmerte sich und die Veränderung in den Zügen machte die reißendsten Fortschritte; noch einige Minuten und Alles sollte vorbei sein. Es war ein Viertel auf vier Uhr Nachmittags. Während des Gebetes für die Sterbenden gelangten deutlich die Namen Karl Erzbischof von Mailand und des Märtyrers Mauritius zu dem Ohre des Sterbenden, der stammelte: „erbarmt Euch meiner." Und als der Abbé Duranloux ihm die Worte des Herrn von Quelen meldete: „für den Herrn von Talleyrand gebe ich mein Leben", antwortete er: „er würde einen bessern Gebrauch davon zu machen haben" und — starb. Sein Tod machte um so mehr Aufsehen als die allgemeine Neugierde die Veröffentlichung seiner „Memoiren" erwartete, die, wie man wußte, längst beendiget waren, aber diese Hoffnung wurde getäuscht, denn er hatte sie in England niedergelegt und in seinem Testamente bestimmt, daß sie erst dreißig Jahre nach seinem Tode eröffnet werden sollten.

Der König hatte dadurch, daß er den Fürsten Talleyrand

auf dem Sterbebette besuchte, bewiesen, wie hoch er die Dienste hielt, welche der gewandte Diplomat seiner Regierung und seiner Dynastie geleistet und wie sehr er seinem Verdienste Gerechtigkeit widerfahren lasse. Das Uebelwollen legte die Beweggründe seltsam aus, welche den Schritt Ludwig Philipps in einem so ernsten Augenblicke leiteten. Er hätte, sagte man, nur gewünscht, seinen Einfluß aufzubieten, um gefährliche Veröffentlichungen zu verhindern. Man schreibt indeß Geschichte nicht mit unbestimmten Muthmaßungen; der edele Charakter des Königs gnügt allein, große Vorsicht in dieser Hinsicht anzuempfehlen. Uebrigens war es nicht das letztemal, daß der so ausgezeichnete Fürst mit dem tiefen Gefühle seiner persönlichen Würde über die Gesetze der Etikette sich wegzusetzen wußte, wenn es darauf ankam die wahre Größe und die Hingebung seiner Freunde zu ehren. Eine gleiche Gunst war dem Grafen Molé vorbehalten, dem würdigen Vertreter einer in der hohen Beamtenwelt so berühmten Familie. Der König hatte gewisse Vorurtheile in Bezug auf Molé aufgegeben und schenkte ihm nun ein unbegrenztes Vertrauen; er liebte das feine Benehmen desselben, seinen Geist, seine edele Sprache. Um den parlementarischen Einfluß des Grafen gewissermaßen zu steigern und die Verwaltung zu stärken, äußerte er den Wunsch, mit seiner Familie Champlatreux, den Lieblingsaufenthalt der Vorfahren des Grafen Molé, zu besuchen. In Begleitung der Königin, Mad. Adelaide, der Prinzessin Clementine und der Herzöge von Aumale und Montpensier fuhr der König am 10. August um elf Uhr aus Neuilly und kam gegen halb zwei Uhr in

Champlatreux, zwischen Epinay und Luzarches, an. Molé empfing den König umgeben von seinen Collegen an der Schwelle des Schlosses und machte mit aller Grazie die Honneurs. Die zierlichen Gärten und die schöne Einrichtung des Schlosses erregten die Bewunderung der königlichen Gäste. Der König hatte am Vormittage sein Portrait gesandt; es befand sich bereits unter den Portraits der Ahnen des Grafen, unter welchen man auch ein Bild bemerkte, das Ludwig XV. einem der Nachkommen Mathieu Molés gegeben hatte. Diesem Gemälde fügte der Graf ein neues hinzu, das seinen Kindern von dem Besuche erzählte, mit welchem der König der Franzosen seine Wohnung beehrt hatte und der Pinsel Ary Scheffers verewigte die Scene eines Ministerrathes, den der König in Champlatreux hielt.

Die Dynastie Orleans wurzelte auf dem Throne mehr und mehr ein. Wie eine riesige Eiche, deren kräftige Zweige ihren wohlthuenden Schatten weit hin werfen, verbreitete sie ihren politischen Einfluß nach Außen durch Familienverbindungen, während im Innern die Geburt eines Erben der directen Linie die Krone sicherte. Am 24. Aug. 1838 um drei Uhr Nachmittags verkündeten die Kanonen der Invaliden diese Nachricht der Bevölkerung und nach dem monarchischen Herkommen theilte sie der König dem Stadtrathe von Paris mit. „Ich beeeile mich", schrieb er, „Ihnen selbst zu melden, daß die Frau Herzogin von Orleans, meine geliebte Schwiegertochter, eben von einem Prinzen entbunden worden ist, der sich Gott sei Dank! wohl befindet. Ich wünsche, daß der erste Sprößling des ältesten meiner Söhne den Titel eines Grafen von Pa-

ris führe. Der Stadtrath wird sicherlich meine Freude, die Freude der Königin, meines Sohnes und meiner ganzen Familie theilen und ich sage Ihnen gern, daß dieses glückliche Ereigniß meinem Herzen doppelt theuer ist, weil es der Beständigkeit unserer Institutionen und der Sicherheit Aller eine Bürgschaft mehr giebt, ein neues Band zwischen uns knüpft und mir diese Gelegenheit gewährt, meiner Geburtsstadt einen Beweis von der Liebe zu geben, die ich für sie fühle und immer fühlen werde." Die Urkunde über die Geburt wurde von dem Kanzler ausgestellt und die feierliche Taufe auf eine andere Zeit verschoben. Der Erzbischof von Paris, der sich aufrichtig der Juliregierung angeschlossen, seit Ludwig Philipp die Kirche St. Germain l'Auxerrois dem Cultus zurückgegeben hatte, kam in die Tuilerien, um den Neugeborenen zu taufen. Der König hörte in der Kirche ein Te Deum an. Auf die Anrede des Erzbischofs antwortete Ludwig Philipp: „ich finde mich immer gern in dieser Kirche ein, um dem Allmächtigen meine Huldigung darzubringen. Ich schätze mich glücklich beigetragen zu haben unglückliche Ereignisse auszugleichen, die ich tief beklagte. Nachdem ich Gott meinen Dank für den besondern Schutz dargebracht, mit welchem er mich bei so vielen Gelegenheiten geschirmt hat, muß ich ihm jetzt doppelt danken für die Fortpflanzung meiner Familie und für alle Wohlthaten, die seine Hand über Frankreich, meine Familie und mich ausgeschüttet hat; ich bitte um die Fortdauer und in dieser Absicht vereinige ich mein Gebet mit dem Ihrigen und flehe den Segen des Allerhöchsten an für Frankreich und für uns."

Während in Frankreich die Geburt eines Thronerben die Monarchie befestigte, gewährte die Krönung der Königin Victoria England das Schauspiel des glänzenden herkömmlichen Pompes des politischen und religiösen Königthums. Die großen europäischen Höfe ließen sich bei dieser Gelegenheit durch außerordentliche Gesandte vertreten und der Marschall Soult, den der König für diese Ehrengesandtschaft bezeichnete, empfing in London eine seines Ruhmes würdige Aufnahme.

Das Jahr 1838, das in der Politik merkwürdige Ereignisse sah, war eine Zeit der Scandale in der gesellschaftlichen Ordnung und vor den Gerichtshöfen kamen Processe vor, welche die ganze Immoralität einer materialistischen Welt und die neue Tendenz des Parteihasses enthüllten. In einer Broschüre unter dem Titel: „Relation historique des événements du mois d'octobre 1836“ hatte ein junger Officier, Laity, das Complot von Straßburg und die Ansprüche Ludwig Napoleons auf die französische Krone zu rechtfertigen gesucht; er wurde vor den Pairsgerichtshof gestellt und zu fünf Jahren Gefängniß und 10,000 Francs Geldstrafe verurtheilt. Es war dies die erste Anwendung des Theils der Septembergesetze, welcher das Urtel über Preßattentate vor die Pairs verweiset. Das Ministerium der Amnestie, das von dem rechten Centrum der Schwäche beschuldiget wurde, mußte dieses Pfand der Festigkeit geben und beweisen, daß es zwar zur Mäßigung geneigt sei, aber keine Waffe aufgeben wolle, welche die constitutionellen Gewalten, zur Sicherheit des Staates in die Hände der Regierung gelegt.

Kein Proceß zeigte so merkwürdige Vorfälle wie der gegen den General Brossard, welcher von dem General Bugeaud der Erpressung angeklagt war, denn man sah die Rollen bald umgekehrt und die Verhandlungen, welche sich zu Gunsten Brossards wendeten, machten erst da die geheimen Bestimmungen kund, welche den berühmten Vertrag von der Tafna begleitet hatten. „Die letzte Sitzung des Kriegsgerichts von Perpignan", schrieb man von dorther, „hat die beklagenswerthe Angelegenheit, welche man verhandelte, in einem neuen Lichte gezeigt. Der Hauptangeklagte schien verschwunden zu sein und den ganzen Schauplatz füllte der General Bugeaud aus. Ich weiß nicht, welcher Instinct dem Letzteren angedeutet hatte, daß die Zeugenrolle für ihn nicht mehr passe und daß er eigentlich der Angeklagte sei; er wollte durchaus seine Vertheidigung bei dem Gerichte vorbringen, das nicht daran dachte ihn anzuklagen. Er benutzte eifrig eine angebliche Beleidigung des Vertheidigers des Generals Brossard und wollte mit aller Gewalt sich Gehör verschaffen; seine Erbitterung wuchs immer mehr trotz der kalten Ruhe des Advokaten, über den er sich beklagte und trotz den Bemerkungen des Präsidenten, dessen Autorität gänzlich verkannt wurde. Ein solches Benehmen eines Generals ist etwas ganz Neues in unsern Sitten und vergebens würde man sich nach einem andern Beispiele umsehen. Der General Bugeaud, den fortwährend die Einbildung beherrschte, er sitze auf der Bank der Angeklagten, sprach davon vor einem Kriegsgerichte erscheinen zu wollen." Es war offenbar Ungeschick und Leichtsinn auf Seiten des Generals Bugeaud, eines Mannes

von Ehre und tapfern Soldaten, daß er gegen einen Waffenbruder eine Anklage schleuderte, von der er selbst mit betroffen werden konnte. Ehe man angreift, muß man die Gewißheit haben, daß man sich nicht selbst zu vertheidigen brauche; ehe man das Benehmen eines Andern tadelt, muß man sich fragen, ob man nicht das seinige zu rechtfertigen habe. Der Ausgang des Processes war von der Art, daß die öffentliche Meinung den General Brossard rechtfertigte, den eine leichte Verurtheilung traf, während die Erinnerung an die 100,000 Budschus einen traurigen Eindruck in Bezug auf Bugeaud zurückließ.

Ein anderer Proceß hatte wegen der Wendung, den er bei den Verhandlungen nahm, eine große Aehnlichkeit mit dem des Generals Brossard und entwickelte sich in derselben Weise. Es handelte sich hier um eine Preßsache. Der Kläger war Gisquet, auf welchem schwere Beschuldigungen ruheten, denen der Messager Worte geliehen hatte. Der ehemalige Polizeipräfect glaubte von den Gerichten Genugthuung für eine seiner Ehre zugefügte Beleidigung verlangen zu müssen und in den Verhandlungen kamen die schmachvollsten Dinge zu Tage. Aus Aussagen, Briefen ꝛc. ging hervor, daß Gisquet den Handel mit Concessionen von Omnibuslinien zu Gunsten seiner Maitressen, Verwandten und Freunde geduldet hatte. Ein lächerlicher Brief, der vorgelesen wurde, enthüllte die Immoralität ehebrecherischer Verbindungen eines alten Mannes, der seine einflußreiche Stellung gemißbraucht hatte, um seine Leidenschaften zu befriedigen. Gisquet, den sein Freund Parquin vertheidigte, wurde von der zerschmetternden Beredtsamkeit Mauguins zermalmt und

man sah endlich den Angeklagten freigesprochen und von der öffentlichen Meinung geehrt, den Kläger dagegen unter der Last der allgemeinen Anklage gebückt fortgehen. So enthüllten sich überall Unordnung und Bestechung, überall die Symptome einer entsetzlichen Demoralisation. Die Aufhebung der Loterie und die Schließung der Spielhäuser gaben der Gewinnsucht eine andere Richtung. Die Speculationswuth ersann unabhängig von der Agiotage in Staatspapieren tausend Intriguen. Auf allen Seiten tauchten Unternehmungen zur Ausführung chimärischen Ideen auf. Man eröffnete Actienzeichnungen für Bergwerke, Asphalt ꝛc.; die scandalösesten Processe, die strengsten Strafen vervielfältigten sich, ohne die Schuldigen zu schrecken und die Betrogenen klüger zu machen. Ist aber diese Demoralisation plötzlich und mit einemmale eingetreten und muß man die Ursache nicht in einer großen socialen Thatsache, der Revolution von 89 suchen? Wenn es wahr ist, daß zu allen Zeiten die Herrschaft des Geldes unbestreitbar gewesen ist, so ist es noch weit wahrer, daß sie in keiner Zeit so unbeschränkt war als in jener Epoche der Positivismus und der Freiheiten. Man bringt nicht einmal ein Paradoxon zum Vorschein, wenn man eine Geldherrschaft jetzt für furchtbarer hält als ein constitutionelles Königthum. Sonst zerbrach die Allmacht eines einzigen Mannes, die auf dem göttlichen Rechte beruhete und von einem blendenden Glanze umgeben war, unbarmherzig jede Macht, die sich neben ihr erhob. Die Revolution, welche die Willkürherrschaft vernichtete, setzte an die Stelle des monarchischen Despotismus einen neuen Despotismus, dessen Joche

sich die Massen unterwerfen, den Depotismus des Geldes. Er ist es, er ist der einzige, der die jetzige Gesellschaft knechtet. Vor 89 hatte das Volk, das in Unwissenheit, Armuth und Knechtschaft schmachtete, an einem Herrn, dem Könige, genug und dachte nicht daran sich noch einen andern zu geben, das Geld. Es hatte nur Leben für das Gefühl der Erhaltung und das Bedürfniß der Genüsse noch nicht erfahren. Als die große Katastrophe erfolgt war, als die Güter, welche sich in den Händen Weniger befunden hatten, zerstückelt waren, nahm sich das Volk auch einen Theil von dem Kuchen und als es einmal davon gekostet hatte, wollte es mehr haben. Nachdem es in der philosophischen Schule des achtzehnten Jahrhunderts ungläubig geworden, wurde es in der Revolutionsschule materialistisch, denn es war für das Volk nicht blos eine Revolution der Grundsätze, sondern auch der Leidenschaften; sein Herz verlor dabei soviel als sein Geist gewann. Von dem Augenblicke an da es den Ueberfluß des Luxus für die Annehmlichkeit des Lebens hielt, schuf es sich neue Bedürfnisse, Laster, die es an Andern gestraft und Lächerlichkeiten, über die es gespottet hatte. Stolz und eitel von dem Tage an, an welchem es die Blouse abgelegt hatte, wurde es verschwenderisch ohne Großmuth, prahlerisch ohne Tapferkeit, aristocratisch ohne Würde und vor Allem selbstsüchtig und undankbar. Die Umwandlung war zu schnell erfolgt, die Erhebung zu rasch; es wurde schwindelig und nicht wieder das alte, d. h. edel, groß und bewundernswürdig bis es seinen Geist auf die Industrie, den wirklichen Ruhm, den wirklichen Reichthum der Nationen, wendete. Aber

eben weil es seine Macht und sein Verdienst hatte kennen gelernt, wollte es jenen materiellen Genüssen nicht entsagen, welche von seinen frühern Leiden so grell abstachen und um den Kreis derselben mehr und mehr zu erweitern, ließ er sich von dem Industrialismus anstecken. — Die Eisenbahnen, der größte Fortschritt unserer Zeit in der politischen Oeconomie, sollten für Frankreich eine Quelle des Glückes werden. Der Graf Molé hatte, um die politischen Debatten zu vermeiden, die Aufmerksamkeit der Kammern auf industrielle Fragen zu lenken gesucht und sein Eisenbahnsystem vorgelegt, welches dem Staate das Monopol der Ausführung mittelst einer entsprechenden Anleihe erhalten wollte. Auf der einen Seite gab dieser Plan, indem er die materiellen Interessen in die Hände der Regierung legte, eine Steigerung der Kraft, auf der andern hinderte er die Entwickelung des Princips der Association, der ersten Grundlage des Credits, der wesentlichen Bedingung großer Unternehmungen. Diese letztere Rücksicht herrschte im Schooße der Commission vor, welche das System der Gesellschaft annahm. Aber neben dem Guten lag das Böse. Die Geschäftemacher sahen in dieser leichten Concession der Regierung nur eine Nahrung mehr für ihre Gewinnsucht. Die Agiotage bemächtigte sich der Industrie; die Gerichtshöfe hallten wieder von Klagen; in der Kammer selbst tauchten Vorschläge auf, die beklagenswerthen Börsenspiele zu hemmen und die Erfahrung lehrte, daß man sich geirrt, als man dem Staate die Ausführung der Eisenbahnen entzog.

Bei dem Ende der Session war es leicht vorauszusehen,

daß die Doctrinärs sich definitiv von dem Ministerium trennen und sich zur Bekämpfung desselben mit dem linken Centrum verbinden würden. Die spanische Frage hatte den Bund zwischen Thiers und Molé gebrochen; die Amnestie, deren Ruhm man dem Cabinet nicht verzieh, mehrere Vorfälle in der auswärtigen Politik, wie die Räumung Anconas durch die Franzosen (25. Octbr. 1838), Alles fachte den Haß und die Hoffnungen der Gegner Molés wieder an; die Coalition erhob von neuem ihr Haupt furchtbarer als je. Thiers, der als Verbindungsglied zwischen den Doctrinärs und der dynastischen Opposition diente, wurde der Mittelpunkt jener drohenden Phalanx, welche ihre Angriffe durch die Presse begann. Die Thronrede, welche am 17. Septbr. 1838 vor den Verbündeten gelesen wurde, war der Boden, auf welchem der Kampf begann. Als einfacher Ueberblick aller Fragen meldete sie nur, ohne eine Verpflichtung zu übernehmen, die Wiederaufnahme der Conferenzen in London wegen der belgischen und holländischen Angelegenheiten, die Räumung der römischen Legationen durch die Oesterreicher und Anconas durch die Franzosen wie den Entschluß, streng innerhalb der Grenzen des Vertrags der Quadrupelallianz zu bleiben. Die Ernennung Dupins zur Präsidentschaft war eine Niederlage der Coalition; aber nach der Wahl der Redactionscommission für die Adresse, in welcher ihm nur drei günstig waren, ahnte das Ministerium seinen baldigen Fall. Die Adresse, bei welcher Etienne Berichterstatter war, war wirklich nur eine zweite Auflage der berühmten Adresse der 221. „Man sprach darin die Hoffnung aus, daß unter einer

Regierung, welche über die Nationalwürde eifersüchtig wache, Frankreich seinen Rang in der Achtung der Welt erhalten werde; man beklagte, daß die Räumung Anconas ohne die Bürgschaften erfolgt sei, welche eine weise und vorsorgliche Politik stipulirt haben würde; man erinnerte mit Bitterkeit an das frühere Unglück Polens und an das gegenwärtige Unglück Spaniens; die eingetretene Uneinigkeit zwischen Frankreich und der Schweiz wurde streng beurtheilt und die Rentenconversion unter der Zahl der Maßregeln erwähnt, welche die öffentliche Meinung verlange"; endlich wurde gesagt: „eine feste und geschickte Verwaltung, welche sich auf die edeln Gesinnungen stützt, der Würde des Thrones Achtung nach Außen erwirbt und sie im Innern durch ihre Verantwortlichkeit deckt, ist das Pfand der Mitwirkung, das wir Alle so gern gewähren wollen." Gewiß erlaubte die wörtliche Annahme einer solchen Adresse dem Cabinet nicht im Amte zu bleiben und sie wurde deshalb auch von dem Centrum mit Mißbilligung aufgenommen. „Wir wollen uns der Coalition nicht unterwerfen", sagte man und die ministerielle Majorität beschloß die Adresse durch Amendements zu ändern. Die Debatten begannen am 7. Jan. 1839 und Liadières nannte zuerst die Adresse „ehrerbietig heftig und academisch revolutionair". Denen, welche das Ministerium beschuldigten, daß es die Würde der Regierung nach Außen und die Principien des Repräsentativsystems im Innern verkenne, antwortete er: „seltsames Mittel, Frankreich in den Augen Europas dadurch zu heben, daß man ihm das häßliche Gemisch von Meinungen und ehrgeizigen Bestrebungen zeigt,

die sich miteinander verschmelzen und sich doch hassen, die einander die Hand reichen und sich verachten." Als der Kampf einmal begonnen war, wurde er bald leidenschaftlich, heftig in der Form und bitter in der Sache, unversöhnlich von Seite der Coalition, hartnäckig, fest und verzweiflungsvoll von Seiten des Ministeriums. Die Adresse, welche mit Modificationen von 221 angenommen wurde, schien das Verdammungsurtheil eines Ministeriums zu sein, dem man die Amnestie, die Vermählung des Herzogs von Orleans, die glückliche Expedition nach Constantine, den Abschluß der Bezahlung der Schuld von Haiti auf 60 Mill., die Einnahme der Insel Martin Goria in der Mündung des Plata und die von St. Jean d'Ulloa verdankte. Das letztere Ereigniß war fast unbemerkt vorübergegangen, obgleich es in seinen Folgen von großer Wichtigkeit war. Nachdem man vergeblich alle diplomatischen Mittel erschöpft hatte, um von den Mexikanern Gerechtigkeit für gewisse Beschwerden der französischen Handelsleute zu erlangen, mußte man zur Gewalt schreiten. Man hatte zuerst die Häfen der mexikanischen Republik blokirt und da der Präsident Bustamente das Ultimatum Frankreichs, das ihm der Baron Deffaudis überreichte, noch immer zurückwies, erhielt der Contreadmiral Baudin Befehl das Fort St. Jean d'Ulloa zu beschießen, das bald die dreifarbige Fahne auf seinen Mauern wehen sah (27. Novbr. 1838). Die Unterwerfung von Vera Cruz folgte der Einnahme des Forts sehr bald und ein von Frankreich dictirter Vertrag sicherte den Schutz und die Freiheit des Handels in Mexico wie eine Entschädigung für die Franzosen, welche

die Stadt hatten verlassen müssen. Gleichwohl achtete die Kammer wenig auf diese glänzende Waffenthat, an welcher der junge Prinz von Joinville Antheil genommen hatte; die Coalition machte sie sogar zu einem Gegenstande des Tadels für das Ministerium, indem sie dasselbe beschuldigte die Anwendung strenger Mittel verspätiget zu haben, um den Glanz eines neuen Sieges in die Erörterung der Adresse zu bringen.

Belgien befand sich in derselben Zeit in einer außerordentlichen Aufregung ohne Ursache und ohne Zweck. Es hatte durch die Annahme der Verträge von 1832 und 1833 eingewilliget dem Könige von Holland Luxemburg und Limburg zu lassen. Wilhelm allein hatte sich sieben Jahre lang geweigert die vierundzwanzig Artikel zu ratificiren und als er dem Andringen der Conferenz nachgab, wollten die Belgier den Gebietsbestimmungen des Vertrags, d. h. der Räumung der Holland zugesprochenen Provinzen sich nicht unterwerfen unter dem Vorwande, die Luxemburger und Limburger wollten Belgier bleiben. Sie schickten sich sogar an, diese seltsame Forderung durch Truppenaushebungen zu unterstützen, aber die Mächte erklärten unveränderlich: „da ein bestimmter Vertrag bestehe, so verrathe es einen großen Mangel an Treu und Glauben, wenn man mit den Waffen in der Hand verlangen wolle, was man gutwillig bereits abgetreten habe.“ Der deutsche Bund machte einige Armeecorps mobil; Preußen schickte 30,000 M. an die Maas und an den Rhein und bewies durch die Einnahme von Venloo, daß es fest entschlossen sei, den Widerstand der Belgier zu brechen. Das Cabinet der Tuilerien seiner Seits

hatte diese Vorsichtsmaßregeln nachgeahmt und ein Corps von 25,000 M. an den belgischen Grenzen von Vervins bis Mezières zusammengezogen, um die gerechten Forderungen Europas zu unterstützen. Trotz dieser allgemeinen Manifestation blieb Belgien in seiner drohenden Haltung, weil es auf die Unterstützung der liberalen Meinung in Frankreich und der Radicalen in England, so wie auf die katholische Bewegung rechnete, die sich in Belgien, den Rheinprovinzen und in Irrland kundgab, denn wenn die propagandistische Partei siegte, war der allgemeine Krieg nicht zu vermeiden. Das stolze Vertrauen der Belgier auf ihre Macht war so groß, daß nur eine unerwartete Finanzcatastrophe ihren Eifer mäßigen und ihre Pläne stürzen konnte. Die Zahlungseinstellung der Bank in Brüssel, welche die Handelsgeschäfte in ganz Belgien lähmte, vernichtete jede Möglichkeit, einen übrigens ungleichen Kampf zu bestehen und am 18. März 1838 nahm die belgische Kammer den Vertrag an, welcher Luxemburg und Limburg an Holland zurückgab.

Die äußere Politik brachte, wie man sieht, der Stellung des Ministeriums ihren Beitrag von Hindernissen und Schwierigkeiten und nährte die Feindschaft, deren Gegenstand Molé war. Alle Minister hatten nach der Annahme ihr Entlassungsgesuch eingereicht; die Centren aber, welche sich von der Coalition beleidiget sahen, hielten bei dem Grafen Molé aus und ermuthigten ihn im Amte zu bleiben, indem sie ihm ihre Unterstützung versprachen. Auch übernahmen Molé und seine Collegen, da sie der Zustimmung des Königs sicher waren, ihre Portefeuilles von neuem, um einen Versuch zu wagen;

neue Wahlen konnten eine bessere Majorität herbeiführen und so wurde die Auflösung der Kammer beschlossen.

Leider trat gleichzeitig ein großes Unglück für die königl. Familie ein, der Tod der Prinzessin Marie, Herzogin von Würtemberg.

Der Prinzessin Marie von Orleans, geboren zu Palermo am 12. April 1813, hatte die Natur eine ächte Künstlerseele gegeben. Man kennt von ihr die schöne Statue der Jeanne d'Arc im Museum zu Versailles. Die Prinzessin gab sich ganz der Pflege der Künste hin und floh den Glanz ihres Ranges. Die Repräsentation, die kalte Etikette, Alles verletzte ihr Gefühl der Freiheit und Poesie; sie war glücklich nur in dem einsamen stillen Gemach, wo sie fern von Geräusch träumte und sann. Die Zimmer, welche sie in den Tuilerien inne hatte, waren im Renaissancegeschmack decorirt und eines wie in Neuilly als Atelier eingerichtet; da verbrachte sie den größten Theil ihrer Tage. Nach den Stunden, die sie der Arbeit gewidmet hatte, erschien sie in den Empfangsälen und alsbald bildete sich ihr Hof, der aus den ersten Künstlern bestand: Gudin, Ary Scheffer, Horace Vernet, Isabey und Ziegler. Man vereinigte sich in einer entfernten Ecke und in dem Gespräche, das nur Fragen der Kunst betraf, gab jedes seinen Worten die Autorität des Genies. Es hatte sich das Gerücht verbreitet, die Prinzessin Marie habe eine Statue der Charlotte Corday als Gegenstück zu der Jeanne d'Arc geschaffen und allerdings findet sich in einem ihrer Albums das edele und rührende Bild jener, die als neue Judith den Muth hatte Marat zu ermorden; aber die

Prinzessin hatte nie daran gedacht, das Bild in Marmor auszuführen. Uebrigens hatte das einzige Werk, welches die Menge bewundern durfte, vollkommen hingereicht den Namen Mariens wahrhaft populär zu machen. Es war genug für ihren Ruhm und dieser Ruhm, den sie dem französischen Volke verdankte, wird ewig auf ihrem Grabe strahlen.

Die Vermählung der Prinzessin Marie mit dem Prinzen Alexander von Würtemberg erfolgte ganz in der Stille in der Kapelle zu Versailles und am 17. Octbr. 1837 verließ die junge Frau zum ersten Male ihre fromme treffliche Mutter, um Dem zu folgen, welchen sie nach ihrem Herzen, nicht nach Staatsrücksichten gewählt hatte. Am 2. Jan. 1839 um acht Uhr Abends starb die Unglückliche fast in den Armen des Herzogs von Nemours. Am 10. Jan. war die königl. Familie beim Frühstück versammelt, als man dem Könige zwei Depeschen überbrachte. Die Besorgniß Aller war groß, denn die eine war aus Pisa datirt und die Blicke der Königin konnten sich von dem Papiere nicht abwenden, welches das Schicksal ihrer Tochter enthielt. Der König wagte indeß in geheimer Ahnung noch nicht das Siegel des Schreibens des Herzogs von Würtemberg zu erbrechen und öffnete das andere. „St. Jean d'Ulloa ist genommen", rief er aus, „und Joinville befindet sich wohl." Dann kam die Reihe an das zweite Schreiben, das doch erbrochen werden mußte. Obgleich die schreckliche Nachricht seit lange vorausgesehen und durch die Briefe des Herzogs von Nemours vorbereitet war, traf sie doch die Familie wie ein Blitzstrahl. „Der Himmel hat einen Engel mehr!" rief die

Königin aus, die auf ihre Knie gesunken war und ganz Frankreich theilte ihren Schmerz. Noch an demselben Tage, an welchem die Deputirten die Nachricht erhielten, eilten sie in Masse in die Tuilerien. Der König begab sich sofort in den Thronsaal, wohin ihm die Königin, die Königin der Belgier, der Herzog und die Herzogin von Orleans, Mad. Adelaide, die Prinzessin Clementine, der Herzog von Aumale und der Herzog von Montpensier begleiteten. Der König, der nicht Zeit gehabt hatte, eine Uniform anzuziehen, erschien in schwarzem Frack; die Prinzessinnen waren in Trauerkleidung. Die Kammer fand sich zahlreicher ein als sie jemals in den Tuilerien erschienen war. Dupin schritt voran und sagte: „Sire, da kommt die Kammer, die ganze Kammer!“ Ludwig Philipp antwortete mit einigen Worten innigen Dankes. Dann begrüßten sämmtliche Abgeordnete einzeln die Majestäten. Auf allen Gesichtern lag tiefer Schmerz. Der König schien durch diesen Schritt der Vertreter des Landes lebhaft gerührt zu sein und dankte wiederholt. Die Königin weinte. Es war das erste Mal, daß Royer-Collard seit der Julirevolution in den Tuilerien erschien. Als Mauguin zuletzt vor den König trat, sagte Se. Maj. zu ihm: „ich danke Ihnen für Ihren Schritt; sagen Sie es der Kammer.“

Der Herzog von Würtemberg verließ mit seinem Sohne Pisa unmittelbar nach dem Tode der Herzogin und begab sich nach Paris. Der Herzog von Nemours blieb, um der kirchlichen Ceremonie beizuwohnen, welche in der Kathedrale gefeiert wurde. Der Graf von Rumigny, der französische Gesandte am

sardinischen Hofe, begleitete dann die Leiche von Livorno bis Marseille und der Sarg Mariens kam in der Stadt an, wo sich das Grabdenkmal auf der Stelle des alten Schlosses der Grafen von Dreux erhebt.

Fünfzehntes Kapitel.

Letzte Anstrengung der Coalition. — Allgemeine Gährung in den Gemüthern. — Die Wahlen. — Definitiver Rücktritt des Ministeriums vom 15. April. — Erste Debatte zwischen den Führern der Coalition. — Guizot. — Thiers und Odilon Barrot. — Versuch mit einem Cabinet des linken Centrums. — Thiers und sein Programm. — Die Combination scheitert. — Auftritt vor dem Könige. — Die Doctrinärs nähern sich den Centren wieder. — Man bietet Herrn Thiers eine Gesandtschaft an, um ihn zu entfernen. — Provisorisches Ministerium. — Eröffnung der Session. — Passy Präsident der Kammer. — Vergebliche neue Versuche. — Besorgnisse. — Aufstand vom 12. Mai. — Bildung eines neuen Ministeriums. — Proceß von Barbès, Martin Bernard ꝛc. — Ueberblick über die orientalische Frage. — Mahmud. — Vertrag von Bucharest. — Vernichtung der Janitscharen. — Feldzüge von 1828 und 1829. — Vertrag von Adrianopel. — Maßlose Vergrößerung der russischen Macht. — Besorgnisse der großen Mächte. — Frankreich ist vor der Revolution von 1830 günstig für Nicolaus gestimmt. — Protectorat Rußlands. — Mehemed Ali und sein Charakter. — Empörung des Paschas. — Einnahme von St. Jean d'Acre. — Niederlage der türkischen Generale in Homs, Beylan und Koniah. — Mahmud nimmt die Hilfe der Russen in Anspruch. — Bemühungen des Herrn von Varennes Rußland von Constantinopel fern zu halten. — Ankunft des Admirals Roussin in Constantinopel; seine Politik. — Der französische Gesandte in Constantinopel schützt Mahmud, der französische Consul in Alexandrien begünstiget Mehemed Ali. — Stolze Aufforderung des Admirals Roussin an Mehemed Ali. — Weigerung desselben. — Uebereinkunft von Kutaya. — Ibrahim räumt Kleinasien. — Abzug der Russen.

— Vertrag von Unkiar-Skelessi; wirklicher Charakter desselben. Reclamationen Frankreichs und Englands. — Vermittelung Oesterreichs. — Unwahre Erklärung des Kaisers Nicolaus. — Ausführung des Vertrages von Unkiar-Skelessi in Bezug auf französische und englische Schiffe. — Mahmud schickt eine türkische Flotte an die afrikanische Küste. — Der Admiral Gallois hat Befehl die Landung der türkischen Truppen zu hindern. — Doppelte Politik Englands. — Sendung Reschid Paschas nach Paris. — Vertrag vom 16. Aug. 1838. — Mahmud und Mehemed Ali rüsten sich zum Kriege. — Rußland und Lord Ponsonby unterstützen insgeheim den Sultan. — Uebergang über den Euphrat. — Scheinbare Mäßigung des Vicekönigs. — Widersprüche der englischen Politik in Constantinopel und Alexandrien. — Beginn der Feindseligkeiten. — Sendung des Herrn Caillé. — Schlacht von Nisib. — Ibrahim wird durch Frankreich am Taurus aufgehalten. — Tod des Sultan Mahmud. — Die Deputirtenkammer wird um Bewilligung von Crediten zu den Rüstungen angegangen. — Die ägyptische Majorität. — Debatten. — Thronbesteigung Abdul-Medschis. — Abfall der türkischen Flotte. — Diplomatische Manöver Englands. — Bemühungen Lord Palmerstons gegen den Vicekönig; Antrag auf Zwangsmaßregeln. — England und Rußland nähern sich. — Sendung des Herren Brunnow nach England. — Instructionen des Herrn von Pontois günstig für den Vicekönig. — Bund gegen Frankreich. — Anerbietung den Vertrag von Unkiar-Skelessi zu ändern. — Guizot Gesandter in London. — Vertagung der Unterhandlungen bis zur Ankunft eines türkischen Bevollmächtigten.

Kaum war die Auflösung der Deputirtenkammer bekannt, als sich im Lande ein allgemeiner zorniger Unwille kundgab. Der Wahlkampf schien drohend zu werden. Die Coalition richtete überall Comités ein, deren Einfluß sich blitzschnell verbreitete. Das Ministerium selbst that Alles, um seinen Sieg zu sichern und setzte die Beamten ab, die zu den Gegnern übergegangen waren. Die Wahlen erfolgten in dieser Aufregung und ließen über die Zukunft keinen Zweifel übrig. Die Coalition erlangte eine starke Mehrheit und die Minister baten um

ihre Entlassung, die der König auch annahm. Nun begannen die ministeriellen Krisen, nun sah das Land, wie die Ehrgeizigen, welche sich einen Augenblick verringert hatten, um einen gemeinsamen Gegner zu stürzen, nach dem Siege in Haß und Eifersucht übereinander selbst herfielen. Die drei Führer der Coalition, Guizot, Thiers und Odilon Barrot konnten sich über die Theilung des Siegesgewinnes nicht verständigen und so veruneinigten sie sich.

Mit der Einwilligung der Krone hatte der Marschall Soult eine Unterredung mit Thiers wegen der Bildung einer reinen Verwaltung des linken Centrums und Thiers antwortete: er würde sich in vorläufige Besprechungen mit dem Könige nur auf eine directe Einladung einlassen. Als ihm dies bewilliget war, begann er die Unterhandlungen, scheiterte bei Guizot und Barrot und berief Dupin, Humann, Duperré Sauzet, Passy, Villemain und Dufaure, die sämmtlich dem linken Centrum angehörten. Das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten sollte dabei Herrn Thiers, die Präsidentschaft aber dem Marschall Soult zufallen. Aber nun begann erst der eigentliche Kampf. Thiers verlangte als erste Bedingung, daß der König sich jeder Theilnahme an der Regierung enthalte und im voraus ein Programm gutheiße, nach welchem die neuen Minister durch den König in der Vertheilung der Aemter nicht gehindert werden sollten und daß man, ohne zu einer wirklichen Intervention zu schreiten, einige Schutzmaßregeln für Spanien ergreife. — Der König zeigte geringe Neigung für Dufaure, dessen rauhen Charakter er fürchtete. Ueber Passy sagte er:

„der ist ja mein persönlicher Feind" und von Villemain: „der ist auch ein Feind meines Hauses." Thiers überwand mit Mühe die Abneigung des Königs. Die Erörterungen über das Programm waren höchst leidenschaftlich und Ludwig Philipp bekämpfte namentlich die Ideen des Herrn Thiers in Bezug auf Spanien. Nach dem Gange dieser Unterredung war es zweifelhaft, ob der Hof die Bestimmungen des Programms annehme, indeß wich der König, um die Ministerkrisis abzukürzen, vor keiner Concession zurück und der Marschall Soult begab sich mit seinen Collegen in den Palast. „Wir gehen auf dieser Treppe als Minister hinauf", sagte Thiers, „ich fürchte aber, daß wir als Nichtminister herabkommen." Alles schien indeß zur Unterzeichnung der Ordonnanzen bereit als Thiers erklärte, wenn er der directen und unmittelbaren Intervention in Spanien entsage, denke er doch den Vertrag der Quadrupelallianz im Sinne einer thätigen Mitwirkung auszuführen und er traf da im Conseil auf allgemeinen Widerstand. Darüber gereizt, verlangte er die Präsidentschaft der Kammer für Odilon Barrot und eine Stelle als Rath am Cassationshofe für Dupont (von der Eure). Solche Forderungen waren nicht zulässig und der König würde sich offen ausgesprochen haben, wenn nicht Humann selbst gegen die Candidatur des Führers der Linken protestirt hätte. Das war das Signal zum Bruche. „Vereinigen Sie sich untereinander", sagte der König in etwas spöttischem Tone, indem er die Sitzung aufhob. Da brach der Zorn des Herrn Thiers aus und mit funkelndem Auge sagte er: „ich hatte es Ihnen wohl gesagt, Sire, daß diese Herren

mehr werth waren als ich." — „Ich sehe es", antwortete der König.

Der Bruch dieser Combination wurde auf tausend verschiedene Art erklärt. Thiers, den man beschuldigte, ihn in der Absicht hervorgerufen zu haben, um die Präsidentschaft Soults zu vermeiden, vertheidigte sich schlecht und kündigte nur seinen festen Entschluß an kein anderes Ministerium als das der auswärtigen Angelegenheiten anzunehmen. Die Trennung der Doctrinärs von dem rechten Centrum konnte indeß nicht lange währen, da sie gleiche Grundsätze hatten. Man näherte sich auch einander wieder. Die Session rückte heran und das ministerielle Interregnum dauerte noch immer fort. Thiers galt für den Friedensstörer und man sprach davon ihm einen Gesandtschaftsposten zu geben, um ihn zu entfernen. Der König ließ ihn rufen, um ihn zu befragen. „Ich kann keine Verbannung mit Gehalt annehmen", sagte Thiers; „wenn aber der König schriftlich erklärt, ich müsse eine Reise machen, um die Entwicklung der Krisis zu erleichtern, so ist das Ostracismus und ich werde mich fügen."

Man mußte, um vor den Kammern erscheinen zu können, ein provisorisches Cabinet zusammensetzen und am 1. April meldete der Moniteur die Namen Gasparin, Girod, Montebello, Cubières, Tupinier, Parant und Gautier. Man begann in der Hauptstadt die Wiederkehr der Unruhen zu fürchten und es wurde täglich dringender die Gemüther durch die Bildung eines wirklichen Cabinets zu beruhigen. Die ersten Abstimmungen der Kammer mußten natürlich zur Lösung der Mini-

stercrisis beitragen. Die Ernennung Passys zur Präsidentschaft der Kammer zeigte, daß eine Verschmelzung des rechten Centrums und der Nuance Passy Elemente einer Verwaltung geben würde. Passy, der den Auftrag erhielt, eine Combination zu versuchen, hatte sich überzeugt, daß Thiers die Präsidentschaft Soults sich gefallen lassen würde, als dieser erklärte, Thiers könne nicht das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, sondern nur das des Innern erhalten. Die spanische Frage war bei allen Versuchen der Stein des Anstoßes. Thiers sah überdies die Worte des Marschalls für eine persönliche Beleidigung an. Es gehörte ein Aufstand dazu, um der Krisis ein Ende zu machen.

Am 12. Mai — es war ein Sonntag — gegen halb vier Uhr rief man in Paris: zu den Waffen! und plötzlich drangen 150 bis 200 Personen in das Haus eines Waffenhändlers, nahmen die Flinten und begaben sich nach dem Rathhause, dem Justizpalaste und dem Markt St. Jean. Nachdem die Insurgenten die dortigen Posten nicht ohne Mühe entwaffnet hatten, wendeten sie sich gegen die Polizeipräfectur, von wo sie durch einen kräftigen Widerstand in die engen Gassen in der Nähe des Rathhauses zurückgedrängt wurden. Die Truppen und die Nationalgarde eilten von allen Punkten herbei und die Einwohner suchten den Zweck dieses Aufstandes zu ergründen. Die Insurgenten benutzten den allgemeinen Schrecken, um ihre Anstrengungen auf die Straßen St. Martin und St. Denis zu concentriren und legten Barricaden an. Der Kampf war blutig aber kurz und endigte mit der Verhaftung der meisten

Unruhstifter, unter andern des Armand Barbès und Martin Bernard.

Immitten des Aufstandes bildete sich das Ministerium definitiv, das aus dem Marschall Soult, Teste, Schneider, Duperré, Duchatel, Cunin-Gridaine, Dufaure, Villemain und Passy bestand.

Der Pairshof sollte zu Gericht sitzen über das Attentat vom 12. Mai und die Debatten begannen am 27. Juni 1839. Barbès, ein leidenschaftlicher, fester und ritterlicher Charakter, faßte in wenigen Worten die verderbliche Theorie zusammen, nach welcher der Revolutionsgeist die bestehenden Institutionen angriff. „Ich habe kein Verbrechen begangen", sagte er, „sondern ein Attentat; Sie sind nicht Richter, sondern Feinde; Sie haben das Recht und die Macht mich zu züchtigen, nicht aber über mich zu richten." Die Angeklagten verschanzten sich in einem Systeme der Ableugnung und weigerten sich zu antworten; die Verhandlungen waren deshalb auch sehr kurz. Das am 12. Juli gesprochene Urtheil sprach das Todesurtheil gegen Barbès und die Deportation gegen Martin Bernard aus. Andere wurden zu Zwangsarbeit und zu Gefängnißhaft verurtheilt.

Barbès hatte trotz seinem schweren Verbrechen durch seine heroische Haltung und die Energie seines Charakters lebhafte Theilnahme erregt. Das strenge Urtheil ergriff Alle und man versuchte ihn zu befreien, wie man durch schreckliche Drohungen einschüchtern wollte. Die Königin hatte für das Leben ihrer Kinder, der Herzoge von Aumale und Montpensier, zu fürchten, welche das Collège Heinrichs IV. besuchten. Trotzdem blieb der

Ministerrath unerschütterlich, der König aber, den die Thränen der Schwester des Verurtheilten rührten, verwandelte die Todesstrafe in Deportation.

Während die Parteien in dem erbitterten Kampfe verharrten, welcher die Gesellschaft so tief erschütterte, verdüsterte sich der politische Horizont nach Außen und die orientalische Frage verwickelte sich mehr und mehr. Wir versuchen sie so klar als möglich darzulegen.

Der Sultan Mahmud, der bei seiner Thronbesteigung die Macht der Paschas, wie der Janitscharen und Ulemas brechen wollte, scheute sich nicht, um diesen Zweck zu erreichen, die Unabhängigkeit und Integrität der Türkei zu gefährden, nach welcher Rußland so lange schon begehrlich blickte. Nachdem er durch den Vertrag von Bucharest (1812) die Donaumündungen dem Kaiser Alexander überliefert hatte, benutzte er den griechischen Aufstand, um die Janitscharen zu schwächen, deren Vernichtung er in Constantinopel am 15. Juni 1826 vollendete. Die Intervention der christlichen Mächte 1827 und der Sieg von Navarin erschreckten den Sultan, der damals das Umsichgreifen Rußlands zurückzuweisen suchte. Vergeblich; eine Reihe von Siegen und Unfällen bezeichnete die beiden Feldzüge von 1828 und 1829; die Russen gingen über den Balkan und der Vertrag von Adrianopel (14. Septbr. 1829), der unter der Einflüsterung Englands vorbereitet war, bestimmte den Pruth als Grenze der beiden Reiche und nöthigte die Pforte eine schwere Entschädigung an Rußland zu zahlen, das in Folge späterer Unterhandlungen einige feste Plätze in Asien und Europa

an Zahlungsstatt annahm. Oesterreich und England waren in der Sache zu sehr betheiliget als daß sie die maßlose Vergrößerung der russischen Macht nicht hätten mit Besorgniß sehen sollen. Oesterreich konnte nicht zugeben, daß Constantinopel den Russen bleibe, wenn es nicht starke Entschädigungen erhielt und es mußte bei der eventuellen Theilung Bosnien, Serbien und Albanien wünschen. England, das in seinen indischen Besitzungen bedrohet war und fürchten mußte, einen Theil seines Einflusses im Mittelmeere so wie einen sehr bedeutenden Abzugsweg für seine Waaren zu verlieren, bestand auf der Erhaltung der Integrität der Türkei. Frankreich schien damals um so mehr geneigt zu sein die Absichten des Kaisers Nicolaus zu unterstützen, als man ihm Hoffnung auf die Rheingrenze machte. Preußen wendete der großen Frage nur geringe Aufmerksamkeit zu. So standen die Sachen als die Julirevolution ausbrach. Frankreich schloß sich da der Politik der andern Mächte an; Rußland sah sich genöthiget seine Pläne auf den Bosporus zu vertagen und beschränkte sich darauf die Türkei mit seinem Schutze zu decken. Zum Schutze sollte es selbst militairisch einschreiten, wenn die Pforte durch einen zu überlegenen Feind angegriffen würde. Mahmud nahm denn auch bald den Beistand seines Verbündeten in Anspruch.

Der alte Pascha Mehemet Ali, ein kühner, schlauer, gewandter und kluger Mann und tapferer Feldherr, der sich nach Eroberungen sehnte, hatte nichts versäumt, um die Theilnahme Europas, namentlich Frankreichs zu gewinnen. Er empörte sich gegen die Pforte, erklärte sich für unabhängig, überfiel

Syrien und bemächtigte sich St. Jean d'Acres. Der Divan versuchte dem kühnen Einfalle des rebellischen Paschas entgegenzutreten, aber Hussein Pascha und Reschid Mehemet, die Generale Mahmuds, wurden von Ibrahim, dem Sohne Mehemet Alis, geschlagen, der eine in Homs und Beylan, der andere in Koniah (21. Decbr. 1832). Diese schnellern Siege überlieferten Syrien an Ibrahim und öffneten ihm gleichsam die Pforten von Constantinopel, wenn er weiter zu gehen gewagt hätte. Da rief Mahmud die Hilfe seines Verbündeten an und das russische Cabinet befahl, daß die Flotte von Sebastopol sich bereit halte und eine ziemlich ansehnliche Division das asiatische Ufer des Bosporus besetze. Alle Gesandtschaften benachrichtigten ihre Regierungen von dieser beunruhigenden Lage. Und Frankreich? Sollte es sich gegen Mehemet Ali aussprechen, den es liebte? Dadurch wurde die russische Intervention nutzlos gemacht; sollte es den ehrgeizigen Pascha aufmuntern seinen Sieg weiter zu verfolgen? Dann wurde Mahmud verdrängt und Mehemet Ali kam an dessen Stelle. In jedem Falle hatte es wie England und Oesterreich ein Interesse dabei, das ausschließliche Protectorat Rußlands nicht zu dulden. Barennes, der Geschäftsträger Frankreichs, hatte eine schwierige Stellung, doch gelang es ihm eine Zeit lang dem russischen Einflusse das Gleichgewicht zu halten. Unterdeß kam der Admiral Roussin als Gesandter in Constantinopel mit dem Auftrage an, der Pforte die französische Vermittelung anzubieten. Er sollte Ibrahim im Siegeslaufe aufhalten und dann verlangen, daß der Sultan die nutzlos gewordene russische Hilfe ablehne.

Das russische Geschwader erschien indeß bereits am 24. Febr. und Rousstn drohete, seine Effecten nicht ans Land kommen zu lassen, wenn das Geschwader sich nicht entferne. Die Pforte übergab der russischen Gesandtschaft eine Note, welche Frankreich die Unterhandlung übertrug und der Admiral Rousstn schrieb alsbald an Mehemet Ali einen gebieterischen Brief, um ihn aufzufordern seine Armee zurückzurufen und sich auf die Paschaliks Tripoli, St. Jean d'Acre, Jerusalem und Naplus zu beschränken. Leider war der französische Generalconsul in Alexandrien den Interessen des Vicekönigs ergeben und aus eigenem Antriebe oder nach besonderen Instructionen seiner Regierung ermuthigte er Mehemet Ali zum Widerstande. So wies denn der alte Pascha wirklich die von dem Admiral Rousstn vorgeschlagenen Bedingungen zurück und zwar in energischen Ausdrücken. Nichts konnte die Pläne Rußlands mehr fördern. Varennes wurde deshalb persönlich an Ibrahim gesendet und er schloß in Kutaya eine Uebereinkunft ab, welche der Besetzung Constantinopels durch die Russen ein Ende machen sollte. Während auf der einen Seite Ibrahim Kleinasten verließ, befreiten auf der andern die russischen Truppen Constantinopel von ihrer Nähe. Ehe indeß der Graf Orloff ihren Abzug anbefahl, hatte er das Bündniß Rußlands und der Türkei durch einen eigenthümlichen Vertrag noch enger gezogen, welcher der europäischen Diplomatie verheimlicht worden war. Dieser Vertrag von Unkiar Skelesst, der auf acht Jahre gelten sollte, bestätigte die Verträge von Adrianopel, Petersburg und Constantinopel und sicherte dem Divan den Schutz des Kaisers

Nicolaus. Gerechte Reclamationen rief die geheime Clausel hervor, welche lautete: „Kraft einer der Clauseln des 1. Art. des offenen Vertrags zwischen dem kaiserlichen Hof von Rußland und der hohen Pforte sind die beiden contrahirenden Theile gebunden einander gegenseitig materielle Hilfe und den wirksamsten Beistand zur Sicherheit ihrer Staaten zu leisten. Nichtsdestoweniger wird Se. Maj. der Kaiser aller Reussen, um der hohen ottomanischen Pforte die Last und Verlegenheiten zu ersparen, die ihr aus der Leistung einer materiellen Hilfe hervorgehen könnten, diese Hilfe nicht beanspruchen, wenn die Umstände die hohe Pforte in die Nothwendigkeit versetzen sollten sie zu leisten; die hohe ottomanische Pforte wird anstatt der Hilfe, welche sie im Nothfalle nach dem Grundsatze der Gegenseitigkeit des offenen Vertrags zu leisten hat, ihre Thätigkeit zu Gunsten des kaiserlichen Hofes von Rußland darauf beschränken, daß sie die Dardanellenstraße schließt, d. h. keinem fremden Kriegsschiffe unter irgend einem Vorwande erlaubt hineinzufahren."

Durch diese geheime Bestimmung erhielt die orientalische Frage eine ganz andere Stellung und wurde eine europäische, während sie vorher eine ägyptische gewesen war. Die Russen, welche nach diesem Vertrage Herren der Dardanellen waren, konnten dieses Verbietungsrecht auch auf den Sund ꝛc. ausdehnen zu wollen versuchen und Frankreich wie England mußten sich dem widersetzen. Sie erklärten deshalb in Constantinopel und St. Petersburg, daß sie diesen Vertrag als nicht bestehend ansehen würden. Oesterreich, das die Vermittelung

übernahm, erlangte beruhigende Erklärungen von dem Kaiser von Rußland; gleichwohl wurden zwei Schiffe, ein französisches und ein englisches an den Dardanellen zurückgehalten. Sollten Frankreich und England die Durchfahrt erzwingen? Die Lage Frankreichs namentlich verwickelte sich mehr und mehr, da besonders der Sultan Mahmud aufgereizt wurde die Paschaliks Tripolis und Tunis, so wie Algier und Constantine wieder zu erlangen. Im August 1837 segelte wirklich eine türkische Flotte aus den Dardanellen nach der Küste Afrikas. Der Admiral Gallois erhielt sofort den Befehl sich vor Tunis und Tripolis zu legen und die Landung der Truppen der Pforte zu hindern. Gleichzeitig wollte Mahmud Syrien wieder erobern, während Mehemet Ali nach gänzlicher Unabhängigkeit trachtete. Rußland und England reizten die Pforte zum Kriege, Frankreich suchte den Frieden zu erhalten und Caillé wurde nach Aegypten gesandt, um den Krieg zu verhindern. Aber es war zu spät; die Gegner waren bereits handgemein geworden. Am 24. Juni griff Ibrahim den Feind bei Nisib an und behauptete das Schlachtfeld. Wenige Tage nachher wollte er über den Taurus gehen als Caillé erschien und ihm ein Schreiben von Mehemet Ali überbrachte, das ihm befahl Halt zu machen. Er gehorchte ungern und zog sich hinter den Euphrat zurück. Mahmud starb am 30. Juni 1839.

Bei der kritischen Lage des Orients hatte das Cabinet vom 12. Mai einen Credit von 10 Mill. verlangt, um die Seerüstungen vermehren zu können. Bei den Debatten darüber wurde die Politik des Cabinets heftig angegriffen. Ein Theil

vertheidigte den Sultan, der andere den Pascha. Lamartine tadelte beide und leugnete die Möglichkeit eine arabische Nationalität von neuem zu schaffen. Villemain und Guizot vertheidigten das System der Regierung. Unterdessen erfuhr man den Sieg von Nisib und den Tod des Sultans. Der neue Sultan Abdul Medschid war erst siebenzehn Jahre alt. Die Ernennung Halie Paschas zum Seraskier und Khosrew Paschas zum Großvezier veranlaßte den Abfall der ottomanischen Flotte, denn Achmed Fewzi Pascha, der den Haß der beiden Minister fürchtete, schloß sich dem Geschwader Mehemet Alis im Hafen von Alexandrien an. Der Divan wurde dadurch noch mehr geschwächt und gestand dem Pascha die Erblichkeit in Aegypten und Syrien zu, aber Metternich, den die Wendung der orientalischen Angelegenheiten beunruhigte, verlangte eine schiedsrichterliche Entscheidung durch die Mächte. Der Admiral Roussin entwarf mit dem österreichischen Gesandten ein Protocoll, das später die Gesandten von England, Rußland und Preußen unterzeichneten, in welchem es hieß, die fünf Mächte wären vollkommen einig und ersuchten die Pforte ohne ihre Mitwirkung nichts zu entscheiden.

Der französische Gesandte handelte dabei nicht im Sinne des Cabinets der Tuilerien und wurde deshalb abberufen. Die Pforte antwortete in einer Note, in welcher sie die Vermittelung annahm, die aber den Zorn des Kaisers Nicolaus erregte, welcher errieth, daß man den Vertrag von Unkiar-Skelessi annulliren wolle und den Schritt desavouirte. Lord Palmerston seiner Seits erklärte sofort gegen Mehemet Ali handeln

zu wollen auch ohne Mitwirkung der Mächte. Dies war das Signal zum Bruche zwischen Frankreich und England und Rußland modificirte sofort, um diesen Vortheil zu benutzen, seine Politik. Brunnow wurde nach London gesandt, um England von der französischen Allianz zu lösen und versprach dem Cabinet von St. James die russische Mitwirkung, wenn Mehemet Ali zum Gehorsame gezwungen werden sollte. Der französische Gesandte Pontois, der unterdeß in Constantinopel angekommen war, schlug vor Mehemet Ali die Erblichkeit in Aegypten, Arabien, Syrien und den lebenslänglichen Besitz der Insel Candia zu bewilligen, während Sebastiani in London einen Plan vorlegte, der Syrien in zwei Theile schied, von denen der nördliche dem Sultan, der südliche dem Pascha zufallen sollte. Lord Palmerston, den dieser Widerspruch überraschte, errieth, daß Sebastiani die Ansicht des Königs ausspreche.

Oesterreich freute sich über die Auflösung des englisch-französischen Bündnisses und weigerte sich die Vorschläge des französischen Cabinets zu unterstützen; selbst Preußen, das der Sache im Ganzen fern stand, ließ sich in den Bund gegen Frankreich hineinziehen und Brunnow, der nach Petersburg geeilt war, brachte von da die Bestätigung des in London Verabredeten zurück. Rußland willigte in Alles, wenn nur der Ungehorsam des Paschas gezüchtiget werde. „Ich habe den Befehl Ihnen zu erklären", sagte Brunnow, „daß der Vertrag von Unkiar Skelessi nicht mehr besteht; Ihre Schiffe können nach Belieben in den Bosporus fahren, aber wir verlangen,

daß Mehemet Ali seine anmaßenden Pläne aufgiebt; Alles ist frei, wenn Sie sich von Frankreich trennen."

Das Cabinet vom 12. Mai, das doch zu siegen hoffte, schickte Guizot nach London und bestand darauf, daß man dem Pascha den erblichen Besitz von Aegypten und Syrien sichere. England beschloß die Unterhandlungen zu vertagen bis zur Ankunft eines türkischen Bevollmächtigten.

Sechszehntes Kapitel.

Schritt zur Lösung des Bürgerkrieges in Spanien. — Die Sache des Don Carlos wird aufgegeben. — Der Prätendent sucht eine Zuflucht in Frankreich. — Afrika. — Traurige Folgen des Vertrags von der Tafna. — Expedition nach den eisernen Thoren. — Eröffnung der Kammern. — Thronrede. — Adreßverhandlungen. — Orientalische Frage. — Das Ministerium. — Heirath des Herzogs von Nemours. — Dotation und Verwerfung derselben. — Fall des Ministeriums vom 12. Mai.

Die unermeßlich wichtige orientalische Frage führte auch gewissermaßen das Ende des Krieges auf der Halbinsel herbei, denn die Sache des Don Carlos, die vor wichtigeren Angelegenheiten in den Hintergrund treten mußte, verlor ihre Macht und bald unterhandelten die Officiere der Armee des Prätendenten um ihre Unterwerfung. Der Infant mußte sein Heil in der Flucht suchen und nahm die Gastfreundschaft Frankreichs in Anspruch. Einige Tage nachher schrieb er an Ludwig Philipp und bat um die Erlaubniß, nach Oesterreich oder Italien reisen zu dürfen. Trotz der Ansicht des Königs aber beschloß das Ministerium, daß Don Carlos als Geißel bis zur vollstän-

digen Ruhe in Spanien zurückgehalten werde und wies ihm Bourges zum Aufenthaltsorte an.

In Afrika begann der traurige Vertrag von der Tafna seine Früchte zu tragen. Die Macht Abd=el=Kaders, das Werk Bugeauds, hatte sich so vergrößert, daß ihm von allen Seiten Hilfe und Rath kam. Die Nomadenstämme stellten sich unter seine Fahne und bald stand er an der Spitze von 60,000 Mann. Da kannte seine Kühnheit keine Grenzen mehr. Kaum war der Herzog von Orleans von der gefährlichen Expedition von den eisernen Thoren zurückgekommen als der Emir die Offensive ergriff, unsere Soldaten selbst in der Ebene von Algier überfiel und die Musterwirthschaften und die industriellen Anlagen zerstörte. Die Regierung sandte schnell 12,000 Mann frischer Truppen.

Immitten dieser großen auswärtigen Ereignisse wurden die Kammern eröffnet. Die Thronrede ging leicht über die orientalische Frage hinweg, kündigte aber den festen Entschluß an, die Ehre unserer Waffen in Afrika zu rächen. „Meine Beziehungen zu den fremden Mächten", sagte der König, „haben den friedlichen und wohlwollenden Charakter behalten, den das gemeinsame Interesse Europas vorschreibt. Unsere Flagge wacht mit der Englands über die Unabhängigkeit und unmittelbare Sicherheit des ottomanischen Reiches, dessen Existenz so wesentlich zur Erhaltung des allgemeinen Friedens gehört. Unsere Bemühungen haben wenigstens im Oriente den Feindseligkeiten ein Ende gemacht und trotz den Verwickelungen, welche aus der Verschiedenheit der Interessen hervorgehen, hoffe ich, daß die

Uebereinstimmung der großen Mächte bald eine friedliche Lösung herbeiführen werde. In der Lage Spaniens ist eine große Veränderung hervorgegangen und wenn ich bedauere, Ihnen noch nicht anzeigen zu können, daß der Bürgerkrieg, der so lange jenes Land verwüstete, gänzlich erloschen ist, so hat er doch den Charakter der Wichtigkeit verloren, welcher Besorgnisse über die Dauer des constitutionellen Thrones der Königin Isabella II. unterhalten konnte. Der größte Theil der Provinzen des Nordens ist beruhiget und Alles erlaubt zu hoffen, daß es die östlichen auch bald sein werden. Dieses wichtige Resultat ist das Werk der weisen Politik der Regierung der Königin-Regentin und der ausdauernden Tapferkeit der spanischen Armee, nebst der Unterstützung, die ihnen meine Regierung und die Ihrer brittischen Majestät gewährt haben. In Afrika machen Feindseligkeiten eine entscheidende Unterdrückung nöthig. Bereits sind neue Truppen nach Algier gesandt ꝛc."

Die Discussion der Adresse war ruhig in der Pairskammer, stürmisch in der Deputirtenkammer, in welcher sie sich hauptsächlich auf die orientalische Frage beschränkte. Namentlich erklärte Thiers, daß man die englische Allianz nicht opfern dürfe. „Vereint mit England", rief er aus, „könnten wir unsere beiden Fahnen erheben, deren Devise heißt: Gemäßigte Freiheit und Frieden der Welt." Thiers sprach lange und beredt und entwickelte gleichsam das Programm seiner nahebevorstehenden Verwaltung.

Das Cabinet hatte die Majorität bei dieser langen Verhandlung nicht geleitet, sondern war von ihr geleitet worden,

d. h. es erhielt die Stimmen desselben ohne das Vertrauen zu besitzen. Die Wiederaufnahme des Antrags Gauguiers über die Beamten, das Tabaksmonopol, die Zuckerfrage, die Rentenconversion und das Denkmal Molières nahmen die Aufmerksamkeit nur in geringem Grade in Anspruch. Das Ministerium, das seine Schwäche fühlte, vermied ernste Discussionen. Endlich kam auch die Frage über die Dotation des Herzogs von Nemours wieder zum Vorscheine. Es handelte sich jetzt darum, den Herzog zu vermählen und die Wahl fiel auf die Prinzessin Victoria von Sachsen-Coburg, die Nichte des regierenden Herzogs von Sachsen-Coburg-Gotha und des Königs der Belgier, die Schwester des Königs von Portugal und Cousine des Prinzen Albert, des Gemahls der Königin Victoria. Sie brachte ein bedeutendes Vermögen mit und diese Verbindung bewies, daß Europa anfing Vertrauen zu der Beständigkeit der Dynastie Orleans zu haben. Es war also der Nation würdig, den Herzog von Nemours anständig auszustatten und obgleich die Kammer schon einmal die Apanage von Rambouillet verworfen hatte, hoffte das Cabinet doch, daß sie bei der jetzigen Gelegenheit eine jährliche Rente von 500,000 Francs für den Prinzen, so wie eine gleiche Summe für die Kosten der Vermählung nicht verweigern werde; aber man blieb bei dem Einwurfe, daß der König seine Kinder mit seinem persönlichen Vermögen ausstatten könne. Auch diesmal erregte der Antrag auf eine Dotation allgemeinen Unwillen im Lande und Cormenin, der unermüdliche Gegner der Apanage, veröffentlichte eine Flugschrift unter dem Titel: ärgerliche Fragen eines

Jacobiners, in welcher er nach seiner Gewohnheit die königlichen Besitzungen aufzählte und ausrief: „was verlangt man bei einem solchen Vermögen als Dotation? Ist nicht der Herzog von Nemours Eigenthümer eines Theils der Besitzungen des Königs?“ In der Kammer war die Abneigung nicht minder groß; man übertrug einer Commission die Prüfung des Zustandes des Privatgutes und Amilhou, welcher den Bericht zu erstatten hatte, übertrieb die traurige Lage der Civilliste dermaßen, daß die Opposition nur noch erbitterter wurde. Der Tag der Verhandlungen kam (20. Febr.) und nur zwei Redner nahmen das Wort: Laffitte, welcher auf den Ankauf des Waldes von Breteuil durch die Civilliste zurückkam und Couturier, welcher den Antrag bekämpfte. Die Kammer sprach sich bei der geheimen Abstimmung mit 226 Stimmen unter 426 gegen den Antrag aus und das Ministerium vom 12. Mai nahm seine Entlassung.

Staats-
Bibliothek
Bamberg

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Boudin, Amedée, / Mouttet, Félix, / Diezmann, August,

Geschichte Ludwig Philipps I., Königs der Franzosen

Bd.: 2

Leipzig 1847

Bamberg, Staatsbibliothek -- Bg.pr.o.136(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11426883-2